DAS GEFESSELTE HEER



VON P.C. ETTIGHOFFER

DAS GEFESSELTE HEER

P. C. Ettighoffer

Das gefesselte Heer

Meine Kriegsgefangenschaft

Verlag C. Bertelsmann Gütersloh

5. Auflage der Volksausgabe

Ausstattung: S. Kortemeier. Umschlagbild: Hans Liska
Druck von Butzon & Bercker in Kevelaer.

Diese Kapitel sind meinen in Gefangenschaft
gestorbenen Kameraden gewidmet

Neunzehn Jahre nachher

Plötzlich hatte es mich gepackt und nicht mehr losgelassen. Ich mußte jene Stelle in den Marneniederungen wiedersehen. Ich mußte alles noch einmal sehen, den Bahndamm, die Straße von Chézy nach Dammard, den Alland-Bach, die Wiesen, Hecken und Felder, all diese stummen Zeugen unsrer letzten Kämpfe an der Marne, im weitgespannten Bogen der Offensive vom Frühjahr 1918. Jene Scholle, die meiner Kameraden Blut getrunken hatte und auf der auch ich schier verblutet bin, die Gegend, aus der ich schwerverwundet in Kriegsgefangenschaft geriet, dies alles mußte ich wiedersehen. Ich mußte. Im Sommer 1937, genau 19 Jahre nach jenem Geschehen, bot sich hierzu Gelegenheit.

Ab Fère-en-Tardenois fuhr ich unsre Vormarschstraße von 1918 entlang, sah alle unsre Quartiere, kam nach Neuilly-St. Front, von wo aus wir die Chaussee verließen, um in den letzten, großen Kampf im weit und breiten Feld zu marschieren, in breiter Schützenlinie. Und so kam ich nach Chézy und fuhr langsam die Straße hinan, nach Dammard. Mein Herz zuckte vor Aufregung. Hier mußte es sein, jawohl, hier war es. Ich erkannte die Gegend genau wieder. Dort floß der Bach, der Rupt D'Alland, der unser Blut getrunken hatte. Ausgestiegen! Eine Koppelwiese, auf der fettes Vieh weidete, sperrte den Zugang. Mehrere Wiesenzäune mußten überklettert werden. Hier war der Straßenrand, an dem damals das vorgeschobene Maschinengewehr meines Zuges stand, und dort der Bahndamm, an dem ich lange Tage und Nächte verbrachte. Noch rauschten die Weiden im Wind, genau wie damals, vor 19 Jahren. Es waren noch die gleichen, alten

Stümpfe. Und die Bahnlinie führte immer noch durch das Land, aber die Geleise waren rostig und nicht mehr benutzt, denn inzwischen hatten Omnibuslinien den Verkehr übernommen. Das Bachwasser floß genau so trüb und hellschmutzig wie damals. Alles war wie 1918, und die mildtätige Natur hatte alle, aber auch alle Wunden geheilt. Das Weizenfeld, an dessen Rand wir 1918 lagen, war 1937 wieder Weizenfeld. Nur war man gerade dabei, die Ernte einzufahren. Die Brombeerhecke, in der ich verwundet lag und wo ich Stahlhelm, Waffen, Kartentasche und Meldeblock verbarg, war noch da, aber bedeutend gewachsen und noch wirrer, noch undurchdringlicher. Nichts hatte sich verändert, nichts. Nur daß die Kameraden meines Zuges nicht mehr da waren. Ich sah die Stellen, auf denen sie ihr Leben ausgehaucht hatten. Es war für mich eine Fahrt wehmütiger Erinnerung.

Mit Stolz betrachtete ich eine Erinnerungssäule, die Frankreich hier gesetzt hatte, hier an der weitesten Stelle, die je deutsche Soldaten im Sommer 1918 erreicht hatten. Hier, an der Straße von Chézy nach Dammard, hatten jene leichten deutschen Maschinengewehre geschossen, die 1918 am nächsten an Paris waren. Eine Inschrift auf dieser Säule meldete: „An dieser Stelle wurde der deutsche Eindringling zum Halten gebracht." Und ich war stolz auf meinen Infanteriezug, und auf alle Kameraden unsres Regiments, auf alle die noch lebenden und die vielen toten Kameraden, daß sie bis hierher vorgedrungen waren, mit kämpfender Faust, bis hierher, in bedrohliche Nähe der Hauptstadt Paris. Und ich freute mich über diesen Denkmalstein, der meiner Kameraden eherne Tapferkeit verewigte.

Während ich so über diese Gefilde unsrer wilden Kämpfe vom Sommer 1918 schritt, dachte ich auch an jene, die mit mir,

von dieser Stelle aus, das bittere Los der Kriegsgefangenschaft teilen mußten. Und ich nahm mir vor, mein bereits 1927 geschriebenes und 1932 erschienenes Buch über diese Leidenszeit in Volksausgabe zu veröffentlichen, zum Gedächtnis meiner an dieser Stelle der Front neben mir gefallenen Kameraden und auch in Erinnerung an jene, die später, in Gefangenschaft, einsam und fern der Heimat gestorben sind.

Dies Buch, das ich vor mehr als zehn Jahren mit noch frischen Eindrücken aus einer harten Gefangenschaft niederschrieb, enthält viele Anklagen, viel Bitternis und viele Beweise von Ungerechtigkeiten, die wir drüben zu erdulden hatten. Nichts soll gestrichen, nichts soll verschwiegen werden. Im Namen der französischen Frontsoldaten, die genau so herrlich wie wir ihre Pflicht taten, muß dies alles gesagt bleiben, denn nicht die Front versündigte sich am wehrlosen Gefangenen, sondern die feige Etappe. Der Poilu der Front, das sei ausausdrücklich erwähnt, blieb sachlich und kameradschaftlich-ernst. Er kannte uns als harte und männliche Kämpfer und glaubte den Hetzartikeln einer aufgeputschten Presse nicht. Er hatte ja beste Gelegenheit, sich über die Deutschen eine eigene Meinung zu bilden. Deshalb blieb der eigentliche französische Frontsoldat auch dem wehrlosen Gefangenen gegenüber stets ritterlich und war durchweg von jener rauhen Herzlichkeit, die nicht beleidigt, sondern tröstet. Für den Poilu der Front war der Gefangene ein Mann, der genau so in Not und Tod leben mußte wie er selbst. Die Etappe aber schrie Haß und ersann jene kleinlichen Quälereien, über die der Frontsoldat stets erhaben war. Deshalb, und zur Ehrenrettung des Frontsoldaten von drüben, mußte dies Buch weiterhin größeren Kreisen zugänglich gemacht werden.

Und dann ist noch ein Grund: Alle Kameraden, die in Kriegsgefangenschaft waren, haben mehrfache Not gelitten.

Man kam bekanntlich in Gefangenschaft nur durch einen Kampf in vorderster Linie. Wer in Gefangenschaft war, der hatte wirklich dem Gegner ins Auge geschaut. Und dann hatte er noch jahrelang Unfreiheit zu ertragen, und sein Los blieb ungewiß, bis zu 15 Monaten nach dem Waffenstillstand. Es waren die schlechtesten Soldaten nicht, die in Kriegsgefangenschaft geraten sind, und wir, die armen und entrechteten Söhne Deutschlands, haben lange nach dem letzten Schuß noch für Deutschland gekämpft, mit unsrer Gesundheit, mit unsrem Soldatenstolz, mit unsrem Heimweh. Und ach so mancher Kamerad ist nicht mehr wiedergekehrt und ruht für immer in Frankreichs Erde. Diese Kapitel sollen dem deutschen Leser zeigen, wie die Kriegsgefangenen auch unter den schwierigsten Verhältnissen ihr Vaterland hoch hielten, gute Deutsche und stolze Soldaten blieben.

Im Gedenken an die Kameraden, die in Kriegsgefangenschaft litten und starben, im Gedenken auch an alle Feldgrauen, die kämpfend in Feindeshand gerieten, zur Ehrenrettung aber für den anständigen französischen Frontsoldaten, der sich nicht zu Übergriffen gegen wehrlose Gefangene hinreißen ließ, sondern diese traurige Arbeit der feigen Etappe überließ, übergebe ich diese Volksausgabe der Leserschaft.

Am Rhein, im Frühjahr 1938

P. C. Ettighoffer

Opfergang

— — Vorneweg rasseln amerikanische Tanks. Manövrieren hin und her. Unsre Maschinengewehre kichern und schießen sich in Glut.

Jetzt springt die Feuerwalze der Angreifer weiter nach hinten. Alle Schützennester rechts und links werden einzeln durch Tankgranaten ausgeräuchert. Die Besatzung stiebt auseinander, kommt aber nicht weit, wird niedergestreckt. Keine Rückzugsmöglichkeit, keine Rettung zu erwarten.

Uns packt eine furchtbare Wut, eine rasende Lust, das Leben teuer zu verkaufen.

Zwei Rekruten reichen mir die Kästen mit Panzermunition.

Eingefädelt! Angezogen! — Der Patronengurt rattert durch den Zuführer. Vor dem Visier tanzt das rote Mündungsfeuer, und durch den bläulichen Pulverqualm sehe ich die Tanks näherkommen, jetzt kaum noch zweihundert Meter weit. Da kracht es hinter uns, und Pistolenschüsse aus Nahkampfentfernung strecken uns nieder; die feindliche Infanterie ist stellenweise rechts und links durchgebrochen und hat uns unbemerkt umzingelt.

Beim ersten Krachen springe ich auf, drehe mich um, will schreien, flüchten oder mich wehren, da blitzt es dicht neben meinem rechten Ohr, und ein furchtbarer Schlag durchzuckt meinen Oberkörper. Ich stürze nieder, wie gefällt. Meine Beine ragen über die Böschung des Grabens. Noch drei Schritt weiter rollt mein Stahlhelm, bleibt zwischen den niedergeschossenen, röchelnden Rekruten liegen. Warmes Blut rieselt mir klebrig über Hals, Nacken und Rücken — —

Französische Jägerbataillone schreiten an uns vorbei. Die langen Seitengewehre blitzen in der Morgensonne. Offiziere brüllen und befehlen: „Ent avant, déployez-vous en tirailleurs!“ (Vorwärts, in Schützenlinie!)

Nun beginnen die blauen Gestalten zu laufen, auf die deutsche Hauptlinie zu. Maschinengewehre tacken von allen Seiten, und die Angreifer schreien: „Es lebe Frankreich!“

Und da haben sich auch die Tanks durch die Sumpfstellen vor uns gewunden, kommen näher. Hinter ihnen, schußbereit die kurzen, knorrigen Gewehre, drängen sich Amerikaner, die Amerikaner der 26. Infanterie-Division und brüllen: „Rache für Seicheprey!“

Mit letzter Kraft ziehe ich meine Beine in das Loch.

Die feindlichen Tankgeschwader rasseln vorbei.

Es wird Nacht vor meinen Augen — —

Stunden oder Tage später werde ich wach. Die Sonne steht hoch im Mittag. Hunderttausend Fliegen umschwirren die Leichen meiner toten Kameraden.

Irgendwo in der Ferne brüllt die Schlacht. Im Hohlweg, dicht hinter unserm Maschinengewehrnest, ist französische Feldartillerie aufgefahren. Ich schreie und winke. Zwei französische Sanitätssoldaten ziehen mich zwischen den Leichen hervor, mich, den einzigen Überlebenden des Infanteriezuges.

Ich bin nun der P. G. 43 282.

Vorsichtig, mißtrauisch, schußbereit die Pistole, nahen die Sanitäter und fordern zuerst meine Waffen. Die beiden Poilus sind noch junge, kriegsunerfahrene Burschen und sehen hier sicher zum erstenmal deutsche Tote und Verwundete. Schrecken steht in ihren Augen.

Ich zeige ihnen meine schwere Hals- und Rückenwunde und erkläre, keinerlei Waffen mehr zu besitzen.

Durch meine französischen Sprachkenntnisse werden die Leute gleich viel milder gestimmt, schneiden mir Rock und Hemd vom Leib, verbinden, laben mich und helfen mir auf die Beine. Verwundete Kameraden, durch Alpenjäger irgendwo aufgestöbert, gesellen sich zu uns, so daß wir etwa fünfzehn Deutsche unter Führung von sechs bis sieben Franzosen den Weg über den Bahndamm, dann über die Straße Chézy-Dammard, Richtung Wald von Villers-Cotterets antreten können. Etwa zweihundert Meter westlich von Chézy geht es bergan. Unsere Artillerie sieht das Trüppchen und eröffnet das Feuer. Eine Lage Granaten fegt über uns hinweg, platzt einige Meter vor uns, und eine dichte, bläuliche Gaswolke kriecht über die Felder. Unsere Begleitmannschaft wird von panischem Schrecken erfaßt und stiebt in wilder Flucht davon auf Nimmerwiedersehen.

Was nun?! Mein erster Gedanke: Nach Chézy! Aber ist der Ort nicht vom Feinde besetzt?

Wir beraten und können zu keinem Entschluß kommen. Da naht ein Trupp Drückeberger.

Franzosen!

Uns erblicken, Gewehre wegwerfen und „Pardon camarades" schreien, ist die erste Eingebung dieser Helden. Bald aber erkennen sie ihren Irrtum, sehen uns entwaffnet, werden übermütig und suchen die erlittene Demütigung durch gemeine

Schimpfworte und Fußtritte wettzumachen. Außerdem fordern sie unter Drohung des Erschießens, ich müßte beim Stabe aussagen, daß sie uns entwaffnet oder verwundet hätten. Einerlei, ob Franz oder Kunz uns verwundet hat, und so sagte ich zu, auch im Namen der Kameraden. Am Versteck dieser Helden kommen wir auch vorbei; es ist das Heckengestrüpp auf dem Scheitelpunkt der Höhe hinter Chézy. Mit Gras und Laub haben sich diese Drückeberger hier ein molliges Heim erbaut und ließen ihre Kameraden die Kastanien aus dem Feuer ziehen. Im Vorbeigehen raffen sie noch ihre Siebensachen zusammen, stülpen den martialischen Stahlhelm aufs Heldenhaupt und führen uns ab. Bringen uns zum nahen Bataillonsstab, der sich in der Böschung eines Hohlweges häuslich niedergelassen hat. Stellen uns auf in Reih und Glied, schreien und schimpfen und tuen mächtig wut- und mutentbrannt. Ihre Spitzbubengesichter glänzen von Schweißperlen, so sehr reden sie sich in Hitze, um die Tatsache ihrer Drückebergerei zu verwischen.

Dringen schnatternd auf den gutgelaunten Bataillonskommandeur ein, machen ihre Ehrenbezeugung und erklären in der blumenreichen Sprache der Südfranzosen, wie sie uns aus dem Maschinengewehrnest herausgeholt und gefangen hätten:

„Ich sage Ihnen, mon commandant, nur mit dem Bajonett war ihnen beizukommen, ha — davor haben sie Angst, die Boches, vor unseren Bajonettangriffen. ‚Lucien', habe ich zu Dupont gesagt, ‚Lucien, geh du mit Colin und Legrand von rechts heran, während ich mit Solladier und Lepré von links auf sie losstürme. Und dann: vive la France!' Was soll ich Ihnen sagen, mon commandant, sie haben sich gewehrt wie die Idioten. Wir mußten sie zuerst alle verwunden, einige sogar totschlagen. Hier sind die Überlebenden!"

Trotz meiner rasenden Schmerzen vernehme ich die haarsträubende Geschichte des erfindungsreichen Drückebergers mit frohem Lächeln. Sehe mit Heiterkeit den Bataillonsschreiber aus einem Unterstand treten und sich, auf Geheiß des Majors, die Namen der Tapferen aufschreiben. Das wird mindestens die Palme zum Kriegskreuz geben, wenn nicht gar die Ehrenlegion! So ein Nahkampf mit deutschen Stroßtruppen, das zählt!

Ein Gefragter bleibt dumm und stumm

Im gleichen Hohlweg, aber etwa zweitausend Meter hinter Chézy, liegt der Verbandsplatz. Von allen Seiten strömen verwundete Alpenjäger herbei. Die geschützte Böschung des Hohlweges ist belegt mit stöhnenden Poilus. Zwei junge Ärzte haben alle Hände voll zu tun, um jedem eine Tetanus-Einspritzung zu geben, während viele Sanitätssoldaten Verbände anlegen.

Wir sitzen im Gras des Straßenrandes und warten. Das Warten haben wir in der Kriegsgefangenschaft gründlich gelernt. Ein deutschsprechender französischer Etappen-Offizier gesellt sich zu uns und höhnt:

„Ihr Idioten, warum habt ihr euch gewehrt? Warum seid ihr nicht übergelaufen? Ihr wolltet mit dem Kronprinzen nach Paris, Parademarsch kloppen unter dem ‚Arc de Triomphe', aber daraus wird nichts mehr, ihr Kaffern."

Die französischen Ärzte und Sanitäter staunen, weil aus unserer Mitte nicht ein Seufzer oder Schmerzenslaut hörbar wird, obwohl wir alle erheblich verwundet sind, während die Alpenjäger, selbst die leichtverwundeten, ständig „Ulala! Ulala!" brüllen. Auf einen deutschen Musketier zeigend, der

mit aufgerissenem, durch Querschläger schrecklich zugerichteten Oberschenkel einherwandert, ohne zu klagen und zu zucken, sagt ein Arzt zu den Sanitätern:

„Mit solchen Schüssen lebte einer der Unsrigen nicht mehr, oder läge da wie eine Leiche." — Und zu dem klagenden Haufen Alpenjäger gewandt:

„He da, ihr Musikanten, nehmt euch ein Beispiel an diesen Boches hier. Die verziehen keine Miene bei all ihren schweren Verwundungen."

Auf Befehl dieses Arztes bekommen wir sehr starken Kaffee und einige Zigaretten. Die Tetanus-Einspritzung, die von deutschen Ärzten in Form weniger Tropfen eines weißen Serums gegeben wird, besteht hier in einer Einimpfung von viel brauner Flüssigkeit in den Oberschenkel.

Ein deutscher Flieger zieht seine Kreise, umbellt von den weißen Wölkchen der explodierenden Abwehrgeschosse. Wenige Minuten später fegt eine Salve daher, wühlt sich in den Hohlweg. Unsere Artilleristen halten uns vermutlich für feindliche Reserven. Mit tausend „Ulala, Ulala!" und vielem Gestöhn bewegt sich der lange Zug der geknickten „Teufel von Frankreich"*) dem Wald von Villers-Cotterets zu, wir Deutschen hintendrein, während unsere Granaten den nun leeren Hohlweg ordentlich durchwühlen.

Etwa fünfhundert Meter weiter, an einem Gehöft, werde ich in einen Raum geführt, von meinen Kameraden getrennt und darf auf einem Stuhl vor einem großen Tisch Platz nehmen. Mit feierlichen Gesichtern treten einige Offiziere auf mich zu und erklären mir, es liege nun ganz in meiner Hand, mein Los als Kriegsgefangener sehr angenehm zu gestalten. Ich müsse lediglich wahrheitsgetreu einige Fragen beantworten.

*) So nannten sich die Alpenjäger selbst.

Eine mächtige Generalstabskarte 1:80000 wird ausgebreitet, und ich soll nun erklären, wann, wie und wo unser Vormarsch begonnen hat und mit welchem Ziel. Sagen soll ich, wo unsere Artillerie, unsere schweren Maschinengewehre, unsere Minenwerfer stehen. Und es findet sich, daß ich überhaupt keine Karte lesen kann; ich kann es einfach nicht. Von der Existenz eines schweren Maschinengewehrs habe ich keine Ahnung. Überrascht bin ich, zu vernehmen, daß es überhaupt leichte Minenwerfer gibt. Kurzum, ich spiele den total verblödeten Landsknecht. Die Herren vom Stab lassen nicht locker, sondern mit Bleistift und unsauberen Fingernägeln auf die Karte zeigend, versuchen sie, mich in die Geheimnisse der Generalstabskarte einzuweihen.

„Siehst du, dieser Wald dort, mein Sohn," erklärt ein älterer, sehr sympathischer Herr, „der Wald dort, das ist hier dieser dunkle Fleck, während das Gehöft hier, wo wir jetzt sind, so aussieht."

Ich staune scheinbar und mache ein furchtbar dummes Gesicht. „Sie wissen es, aber wollen es nicht sagen," schreit mich einer der hohen Offiziere an, „aber man wird aus Ihnen schon alles herauspressen!" — Der alte Herr dagegen versucht es mit gütlichem Zureden, geht mit mir im Geiste von Neuilly-St. Front nach Chézy, während sein Bleistift auf der Karte folgt.

„Jetzt kommt ein Bahndamm, dann ein Wäldchen. Da hast du doch sicher mal rechts und links geguckt und Kanonen stehen sehen, irgendwo, hast sie mal gezählt. Ein junger Mann wie du ist neugierig." — Ich dagegen erkläre, gar nicht neugierig zu sein, besonders seit dem Kriege nicht mehr.

„Aus diesem Boche ist tatsächlich nichts herauszubringen," meint einer der Herren, der zwecks fleißiger Notizen bereits

sein Buch gezückt hatte und nun entmutigt den Bleistift wieder einsteckt. Schließlich einigt man sich auf einen Nervenzusammenbruch, im Trommelfeuer erlitten, und übergibt mich wieder den draußen wartenden Wachmannschaften.

Ein Herr General, sein Feldtönnchen, seine Pappenheimer und ein Quentlein Karbolgeruch

Man führt mich weiter, tiefer in den Wald von Villers-Cotterets hinein, wo ein Blockhaus, in Eile aus rohen Stämmen und Reisern errichtet, den Divisionsgewaltigen birgt, ihn und seinen Stab nebst Anhang. Der alte Monsieur steht vor dem Quartier und raucht sein Morgenpfeifchen. Und so sehe ich zum ersten Male in meinem Leben einen General mit aufgeknöpftem Rock und schmutzigen Händen, die Füße in weichen Filzpantoffeln. Zu toll, dieses Feldtönnchen, Herr General, denn das Waschwasser fließt keine zehn Schritt vom Blockhaus vorbei, als Alland-Bach!

Nachdem ich mit „Zuck" meine strammste Ehrenbezeugung gemacht habe, leiert der General, mit Hilfe eines schmutzigen Notizbüchleins, alle Offiziersnamen unseres Regiments herunter, natürlich in französischer Betonung.

„Nun cher ami," meint der alte Herr, „sind wir nicht gut unterrichtet über euch? Wir wissen alles. Was Sie jetzt hier aussagen werden über die Stärke der deutschen Reserven, Artilleriestellungen usw., kann uns niemals überraschen. Wollen Sie gutwillig, freiwillig wahre Angabe machen, ja oder nein!"

„Nein!" antworte ich kurz und militärisch.

„Dann werden Sie die Folgen tragen müssen," schreit mich der General an und verschwindet mit Pantoffelgeschlurf im Blockhaus.

Nicht lange stehe ich allein auf weiter Flur. Ein Offizier tritt aus dem Blockhaus und brüllt in den Wald hinein: „Un piquet." —

Aus einer Laubhütte spritzen ein „Corporal" und vier Alpenjäger, und die fünf Poilus nehmen mich in ihre blaue Mitte. Um mir, dem Schwerverwundeten, die Fluchtabsichten zu vermiesen, stecken die fünf tapferen Telephonisten ihre rostigen Seitengewehre auf die Mündungen und laden umständlich ihre Schießprügel mit je acht Schuß. Wahrlich, ein gar wehrhafter Haufe, um einen verwundeten Boche abzuführen! Jedoch wie froh werde ich ob dieser starken Bewachung, als wir tiefer in den Wald von Villers-Cotterets eindringen, denn da lagern Senegalschützen.

Ein ganzes, wunderbar angelegtes Grabennetz ist besetzt von diesen schwarzen Soldaten, und alle zwanzig Schritt steht ein schußbereites Maschinengewehr auf der Böschung. Das Erscheinen des gefangenen Boche wird das Signal zu einer allgemeinen Brüllerei. Viele zeigen die langen Faschinenmesser und machen dabei die Gebärde des Halsabschneidens. Andere bewerfen mich mit leeren Konservenbüchsen, Patronen und Erde. Einer schüttet sehr schmutziges Waschwasser über mich. Mein vom Wundfieber gequälter Körper schüttelt sich unter der ekelhaften Dusche. Dem General mit den Trauerrändern und den Filzpantoffeln danke ich im stillen für die starke Bewachung. Er scheint seine Pappenheimer zu kennen.

Froh bin ich, endlich die Reservestellungen im Rücken zu haben. Nach der Karte, die mir so großmütig gezeigt worden

ist, muß jetzt gleich eine Artilleriestellung kommen. Und tatsächlich, in einer Lichtung stehen sie, — die Langrohrgeschütze.

Dort stehen jene Kanonen, deren Brisanzgeschosse noch vor wenigen Stunden unsere Nester ausräucherten, Schienen wie Haarnadeln bogen und Kornfelder mähten. Mehr als hundert Geschütze verschiedener Kaliber stehen da, in einer langgestreckten Schneise. Noch nie sah ich solche Artilleriemassen auf solch kleinem Abschnitt.

Dahinter, kaum fünfzig Schritt im Walde, warten die bespannten Protzen, Front nach Süden, fix und fertig zum Rückmarsch. Ein Kommando wird durchgegeben. Im Nu kommt Leben in die Kanoniere. Die leichteren Kaliber brüllen zuerst los, und nach wenigen Sekunden prasselt der lückenlose Feuerüberfall auf die fernen deutschen Linien. Die Artillerie schießt im Winkel von fünfundvierzig Grad, also auf größte Entfernung, und mit größter Feuergeschwindigkeit.

An Material mangelt es hier keineswegs, denn unzählige leere Hülsen liegen achtlos umher. Dazwischen faulen Weißbrote und Zwieback in offenen Kästen. Mannschaften und Pferde sind wohlgenährt.

Wieder empfängt uns die Kühle des Waldes, und bald langen wir in einer Mühle an, bei einem Fluß, dem Ourcq, schätze ich. Dort ist ein Feldlazarett. Bis hierher hat meine ganze Energie mich noch aufrecht gehalten, nun aber breche ich stöhnend zusammen.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich auf einer Bahre am Boden. Der Raum ist halbdunkel; es stinkt nach Karbol und Blut. Etwa zwanzig Alpenjäger sitzen auf Holzbänken an der Wand, rauchen, stöhnen ihr jammervolles „Alala, Alala!“ und machen dumme Bemerkungen über mich. Es sind Soldaten, die wir am Morgen verwundet haben. Die gehässigsten

unter ihnen, junge Kerle, die kaum in die Front gerochen hatten, stehen auf, stoßen mit Füßen an die Bahre und fluchen: „sale boche“ (schmutziger Boche). Bis der Arzt erscheint und es ihnen streng verbietet.

Erstes Friedensgespräch mit Kriegsmüden

Ein Krankenauto fährt vor. Ich werde mit meiner Bahre hineingeschoben. Über mir liegt ein stöhnender Alpenjäger mit Kopfschuß. Außerdem müssen noch fünf leichtverwundete Soldaten des 14. Jägerbataillons im Wagen Platz nehmen. Eine Minute später setzt sich das Fahrzeug in Bewegung, und alles verschwindet im Staub, den unsere eiligen Räder aufwirbeln.

Die Franzosen sind alle recht nett zu mir, als sie merken, daß ich ihre Sprache verstehe. Unterhalten sich lebhaft mit mir und möchten wissen, wann wir endlich mal genug hätten und den Krieg beenden würden. Wir reden von den Gefechten um Chézy und Dammard, und die Franzosen fragen:

„Hat man dich auch über eure Truppenstellungen ausgefragt?“

„Jawohl, man hat es versucht, aber ich habe nichts gesagt.“

„Na, das war gut, die vaches*) (Kühe) sind ja immer so neugierig, aber selbst hingehen und nachsehen, das tun die Biester nicht, dafür sind die hohen Herren zu feige. Nur wir, die einfachen Soldaten, müssen den Schädel hinhalten, wenn die dicke Bertha schießt und die Gothas (Flugzeuge) ihre Eier

*) Vache: gemeinster Schimpfausdruck der französischen Soldaten für die Offiziere, die sich in der Etappe geschniegelt herumtrieben. Dem Frontoffizier galt dieser Ausdruck nicht.

legen. Aber nun haben wir unser Fett wieder mal weg, und jetzt kann der Krieg meinetwegen noch zehn Jahre dauern, habe nichts dagegen, aber bitte ganz ohne mich und diese Kameraden hier. Sollen sich die Minister und die Generäle doch gegenseitig verkloppen. Haha, wäre doch eine fabelhafte Sache, wenn der Poincaré und der Wilhelm sich gegenseitig mit dem Säbel — — ha, ha, ha! —"

Die Vorstellung dieses eigenartigen Wettkampfes zwischen dem Kaiser und Poincaré wirkt so erschütternd komisch, daß alles in lautes Gelächter ausbricht.

„Ja, nun sagt mir mal," wage ich einzuwerfen, „wie kommt es denn, daß die französischen Kompanien so feste rangegangen sind, heute, beim Angriff auf unsere Maschinengewehrnester. Warum hat man uns mit der Übermacht von Tanks und Artillerie erdrückt?"

„Mensch, das mußt du verstehn, da sind immer einige junge Offiziere, frisch von der Kriegsschule St. Cyr dabei, weißt du, Streber, die sich Orden und Beförderung holen wollen, und da muß man eben ran an die Deutschen, ob man will oder nicht. Ja, und dann der Pinard! (Rotwein). Eimerweise haben wir ihn gesoffen, heute in der Frühe schon, bevor wir zum Sturm loszogen. Das mußt du verstehn, verstehst du? Aber ohne Wein, versteh mich gut, ohne den verdammten Pinard, der uns so schwer besoffen und wütend auf die Boches machte, hätte man nur wenige von uns nochmals zum Stürmen gebracht. Nur wenn du beschlaucht bist, kannst du die Schweinerei noch aushalten, sonst mußt du vor Angst dreimal in der Minute krepieren, verstehst du das! Du verstehst doch, nicht wahr!"

Erregt und mit großem Umherwehen der Hände schimpfen die Poilus noch lange auf die Verpflegung, auf die Löhnung, auf die Drückeberger, auf die Etappenschweine, auf die Ärzte,

auf alles, was nicht Poilu ist oder nicht im vordersten Graben steckt.

So die Moral der französischen Elitetruppen, kurz vor Kriegsschluß!

Sprechend und schimpfend werden die Vorräte der Brotbeutel ausgepackt und verteilt. Auch ich bekomme einen Fetzen Weißbrot und drei Sardinen, für mich eine seit vier Jahren unerhörte Dilkatesse. Als Souvenir (Andenken) muß ich die Knöpfe meines Waffenrocks opfern.

Nun verläßt unser Auto den Wald von Villers-Cotterets. Hinter uns verschwindet das Dröhnen einer fernen Materialschlacht in den Marneniederungen.

Amerika marschiert

Unser Krankenauto hat inzwischen die große Heeresstraße von Soissons nach Paris erreicht. Was ich nun sehe, habe ich nie vorher, nie nachher erblickt: Anno 1914 erlebte ich den Vormarsch, den Aufmarsch der fünften Armee. Allein das war nichts gegen dieses Aufgebot an Material und Menschen, das sich auf der Straße von Paris her bewegt. Unser Auto fährt im lebhaften Tempo in der Mitte der Straße, ohne Rücksicht auf Granatlöcher, gefolgt von zahlreichen anderen Sanitätsfahrzeugen. Am Steuer dieser Wagen sitzen ausnahmslos amerikanische Frauen. Links fahren leere Munitionskolonnen und sonstige Fahrzeuge nach Süden, während rechts von uns Hunderte, Tausende von Geschützen und Proviantwagen der Front zustreben. Geschütze, Geschütze in endlosen Reihen, Geschütze aller Kaliber.

Und diese Bespannung! Die Pferde glänzen im Fett und

das Geschirr ist blitzeblank. Alles ist neu, wie bei uns Anno 1914. Im Chausseegraben, rechts und links, rasten italienische Soldaten, die seit 1917 im Westen als Schanzarbeiter verwandt werden.

Dann kommen chinesische Kulis. Schnatternd und grinsend ziehen sie nach Norden, irgendwo zum Schanzen. Auf den Böschungen, rechts und links der Chaussee, durch reifende Felder, marschieren still und würdig schwerbewaffnete Infanteriebataillone, Kompanie hinter Kompanie, weiße und farbige Franzosen, Leute in Blau und Leute in Kaki.

Nach Norden, nach Norden, dem Feind entgegen.

Paris in Gefahr!

Dann hohe, erdfarbene Gestalten, sehnig die Hälse, stierig die Nacken, die Gesichter wie rohe Beefsteaks — Amerikaner. Alles knarrt an ihnen vor Neue, alles nehmen sie spielend hin, als sei der Gang zur Front der Weg zu einer unerhört interessanten Baseballpartie. Amerikaner, Amerikaner, endlos die Folge der Bataillone. Alles dies marschiert, bewegt sich, hat nur ein Ziel, den Feind aufzuhalten, an der Marne, am heiligen Fluß, die dritte, die letzte Hunnenschlacht zu schlagen.

Paris in Gefahr!

Ein dichter, weißer Kreidestaub wirbelt durch die Luft, und es riecht nach Karbol, nach Pferden, schwitzenden Menschen und frischem Leder. Und droben, über all dieser Herrlichkeit kreisen deutsche Flieger, umbellt von hundert Schrapnellschüssen.

Hinter Meaux das gleiche Bild der vorstrebenden Truppenmassen. Es ist ein ungeheurer Heerwurm, dessen Kopf im Wald von Villers-Cotterets kämpft, während sein Ende ständig aus vielen Verladebahnhöfen der Pariser Bannmeile gespeist wird durch Ankunft neuer Truppenmassen aus dem Süden.

An die Marne! An die Marne! Auf den Hügeln bei

Chateau-Thierry, in den Niederungen des windungsreichen Flusses kämpfen die besten Divisionen der alten und der neuen Welt um die Entscheidung des Krieges.

Paris!

Ein Poilu zeigt mir den Eiffelturm, der wie ein dünner, grauer Strich in etwa fünfzehn Kilometer Entfernung auftaucht. Minuten später rollt unsere Wagenreihe über städtisches Pflaster. Das nördliche Weichbild der Stadt Paris ist erreicht.

Nein, ich kann es nicht fassen, ich kann es einfach nicht fassen! Vor wenigen Stunden lag ich noch im Maschinengewehrnest am Rand des Waldes von Villers-Cotterets, neben meinen Kameraden, neben meinen noch lebenden, noch atmenden Kameraden, und nun bin ich schon weit, schon ganz aus der Zone der Kämpfe heraus, bin zwar elend, blutend und übel zugerichtet, aber froh meines Daseins. Die Jugend siegt über den Schmerz.

Die Wagen fahren nun langsamer, ja fast im Schritt. Zivilpersonen drängen sich heran, schauen in die Fahrzeuge. Die Poilus beugen sich heraus, winken und rufen den Mädchen Dummheiten zu. Drängen sich heran, die kleinen Franzosenmädchen, in Röckchen bis an die Knie, lassen ihre schwarzen, untermalten Augen über uns rollen, erspähen mich, den Deutschen, verziehen die grellroten Lippen, schürzen sie voller Verachtung: „Sale boche!“ (Schmutziger Boche).

Einige strecken die Zunge heraus.

„Du, Rosalie, du sollst etwas für den Stuhlgang tun, deine Zunge ist ganz belegt! Nimm ‚Rizinusöl‘, mein Goldkäfer!“ höhnt ganz trocken der Alpenjäger neben mir. Worauf die Schönen schimpfend und tobend abziehen.

Straßen und Straßen! Wir müssen doch schon bald durch Paris sein! Im Vorbeifahren sehe ich gutgefüllte Kaufläden, sehe ich Frauen und Kinder mit prallen Einkaufstaschen, sehe ganze Rinderviertel in Fleischerläden und viel Brot bei den Bäckern. Es fällt mir auch auf, daß von zehn Menschen mindestens fünf irgendeine Militäruniform tragen. Da hält die lange Reihe der Fahrzeuge vor einem hohen Gittertor und wir werden in den Hof eines klosterartigen Gebäudes getragen.

Wie Zivilisten in diesen Hof kommen, trotz des Doppelpostens am Tor, ist mir unbegreiflich. Plötzlich ist meine Bahre von schimpfenden, schreienden Menschen umringt, die sich anschicken, mich auf die Erde zu kippen. Keine zwanzig Sekunden dauert die Bedrohung, da blitzen über mir zwei Bajonette und ich sehe die beiden Torwächter mit viel „allons" und „nom de dieu!" auf die Menge einstürmen, sie verjagen.

Nur eine kleine, hübsche Französin läßt sich nicht so leicht einschüchtern, wirft den beiden Bärbeißigen einen hübschen, verliebten Blick zu, und flötet: „Mein Großer, ich möchte nur mal eine Locke, eine Haarlocke dieses Boche hier. Haare von Gehängten und von Boches sollen Glück bringen, nicht wahr!?"

Ich sehe das runde Knie im Seidenstrumpf neben meinem Gesicht, spüre die Wärme dieser netten Hexe und ritsch, ratsch, hat sie mir, dem Wehrlosen, mit zwei raschen Scherenschnitten eine Tonsur gemacht. Wie ein kostbares Gut, so birgt diese Pariser Delila ihre Beute in der Handtasche. Eilt davon. Hoffentlich hat ihr das Haar des Boche auch wirklich Glück gebracht, jenes Boche, den man in einem Atem mit einem Gehängten nennt.

Was nun kommt, geht so rasch, daß ich kaum noch folgen kann. Meine Bahre wird plötzlich in eine Kapelle geschoben. Dort, angesichts der Gebetstühle und schöngeschnitzten Beicht-

stühle, just unter der Barockkanzel, werde ich ausgezogen, gewaschen, abgetrocknet. Werde gewaschen in dem Wasser, das schon mindestens zehn Mann vor mir gereinigt hat, werde abgetrocknet mit dem Handtuch, womit man schon den Schweiß von ebensovielen Menschen abwischte. Dieses Waschen und Abtrocknen hinterläßt einen üblen und säuerlichen Geruch in meinem Gesicht und ein rasendes Gefühl von Unsauberkeit.

Zwei junge, kaum zwanzigjährige Pflegerinnen, anzusehen wie Engel in ihren lichten, weißen Kleidchen und Häubchen, gehen von Bahre zu Bahre, spenden Trost, gute Worte und Limonade. Kommen auch zu mir, erkennen mich als Boche, wenden sich ab, voller Abscheu, häßliche Worte auf den geschminkten Lippen. Hört und sieht das eine uralte, feine Dame, gleichfalls in Schwesterntracht. Trippelt herzu, kniet neben meiner Bahre auf den schmutzigen Boden der Kapelle, reicht mir Limonade, die ich gierig trinke, streicht mir die wirren Haare aus der Stirn und hält dann wortlos meine Hand. Die beiden jungen Mädchen schleichen beschämt von dannen.

„Du courage!" flüstert mir die alte Dame zu, als mich zwei Krankenträger abholen und nebenan in einen großen hellen Raum tragen, den Operationssaal.

Drei Tische stehen nebeneinander, mit je zwei Meter Zwischenraum. Auf jedem Tisch liegt ein Soldat, nackt oder mit dem großen weißen Operationstuch bedeckt. Neben den Tischen stehen Eimer mit blutigem Inhalt. Die Ärzte operieren schweigend. Manchmal schreit ein Operierter auf, langgezogen, fürchterlich. Schweigt aber bald. Die Luft ist drückend heiß und erfüllt vom süßlichen Dunst des Chloroforms. „Der Nächste, bitte!"

Das bin ich!

„Aha, Nahkampfwunde, Pistolenschuß durch Hals und Oberkörper, na, werden gleich mal sehen, was los ist."

Man schaut mir in den Mund. „Hast du ein künstliches Gebiß?“

Ein französischer Sanitäter antwortet für mich: „Ach was, der Kerl ist doch noch fast ein Schuljunge, der hat noch gute Zähne.“

Nebenan, auf der Bahre, keine zwei Meter weit, wird einem Poilu ein Bein abgenommen, knapp über dem Knie. Ich sehe das wachsbleiche, fast ausgeblutete Fleisch des Oberschenkels, das von spitzen Metallklammern zurückgezogen wird. Mit kurzen, hastigen Bewegungen sägt der Operierende. Die Stahlsäge kratzt und schneidet hell den Knochen entzwei. Es will mir übel werden.

Zwei Schwestern breiten ein blutbeflecktes Operationstuch über mich, so wie man das Leichentuch über den Toten legt. Meine Knöchel, Schenkel und Arme werden angeschnallt. Mit raschem Griff stülpt man mir die Maske über Mund und Nase, und ich beginne zu fallen. Immer tiefer falle ich. Unerhört schmerzen Beine und Gelenke. Und ich falle, falle, falle! Ich will schreien, ich schreie, ich rufe, ich brülle.

„Chloroforme!!!“ höre ich die energische aber schon entfernte Stimme des Arztes!

„Donez du chloroforme!!!“

Wie Sturzbäche rinnt es über mich hinweg. Ich will mich aufrichten und kann nicht mehr. Gerate mit dem Kopf unter einen Felsen und liege hilflos in einer gefährlichen Brandung. In der Ferne läuten Glocken. „Ein Sieg!“ denke ich. „Ob wir nun endlich Paris erobert haben?!“

Stechendes Brennen am Hals und Rücken reißt mich aus den Gedanken. Ich öffne die Augen und sehe mich blutbefleckt. Blut rieselt mir über Brust und Leib. Man tupft es ab und legt mir eilig einen Verband an. Der Amputierte neben mir ist auch schon verbunden und wird gerade weggebracht.

Als ich wieder fortgetragen werde, steigt plötzlich, im Schaukeln der Bahre, alle Übelkeit hoch, und ich meine zu sterben — —

Befinde mich dann in einem Saal zwischen andern Gefangenen. Draußen geht der Abend nieder, der erste Abend in dieser Weltstadt Paris, deren Besuch ich mir immer viel angenehmer vorgestellt hatte.

Dann ein kurzer, tiefer Schlaf — —

Etappenschweine führen Krieg

Ungewöhnlich, fast drückend diese erste Nacht in Paris, der Stadt der Lichter, die man jedoch, der deutschen Flieger wegen, sorgsam abgeblendet hat. Seit Jahren waren rollende Artilleriesalven, Gekicher der Maschinengewehre, Kleinfeuergezirp und tausend Geräusche des Stellungskampfes die ständigen Begleiter unserer endlosen Frontnächte; dazu das seelenwürgende Warten auf den Morgenangriff, am toten Punkt zwischen Nacht und Tagwerden. Und nun der sorglose Gedanke, daß dies alles jetzt endgültig vorbei ist, daß man einer der Überlebenden des großen Weltringens sein wird.

Draußen ziehen Kolonnen über holpriges Pflaster, Fahrzeug hinter Fahrzeug, ächzend und schwer beladen. Die ganze Nacht hindurch rollen sie vorüber. Manchmal entsteht eine Stockung, und dann brummt dumpf das Trommelfeuer von der Marne herüber, wo die große „Hunnenschlacht" ausgetragen wird. Bei Morgengrauen schwillt das Artillerierollen mächtig an. Der Wind scheint günstig zu stehen, denn von den ununterbrochenen Schallwellen erzittern die blaugestrichenen Fensterscheiben.

Ich versuche, die genauere Richtung des Kampfherdes festzustellen, schlafe aber darüber ein. Grauenvolle Fieberträume werfen mich hin und her, und als ich gegen Mittag erwache, steht vor meinem Bett ein französischer Offizier im Hauptmannsrang, Käppi und Ärmel einer feinen Friedensuniform über und über mit mehrfach verschlungenen goldenen Tressen verziert. Der elegante Monsieur hatte sicherlich noch kein Pulver gerochen und schien im Lazarett einen ruhigen Druckposten zu versehen. Jedenfalls glaubt er mir nun mit seinen deutschen Sprachkenntnissen gewaltig imponieren zu können und hebt an:

„Ast du Unger?"

„Jawohl!"

„Ast du Durst?"

„Jawohl!"

„Ast du Schmerz, wirklich sehrrr grrroßes Schmerz?"

„Jawohl!"

„Dann is gutt! Du deutsches Schwein sollst aben Unger, sollst aben Durst, sollst aben Schmerz. Warum bist du gekommen mit deine Kaisär nach Frankreich? Wolltest gehen nach Paris, maken Parademarsch mit Kronprinz. Jetzt aber du wirst gehen hier langsam zugrunde. Wenn du ast Unger, singe: ‚Deutschland, Deutschland über alles'. Wenn du ast Durst, pfeiffe ‚Wacht am Rhein'; wenn du ast sehrrr grrroße Schmerz, dann schreibe deine Kaisär, soll dir schicken Salbe. Warum bist du nicht geblieben in Bochie (Deutschland)? Jetzt aben unsere tapferes Poilus dich zerrschossen ganz kaputt und wenn du wirst sein tot, man dich wird werfen in eine tiefe Loch, und so du wirst immer bleiben in Frankreich, wohin du ast absolument gewollt." —

Spricht's und bläst mir den Dampf seiner Zigarette ins Gesicht. Nur dem dadurch verursachten Hustenanfall ist es

zu verdanken, daß ich nicht gemein grob werde, denn ich bilde mir allen Ernstes noch ein, daß ein Kriegsgefangener auch ein Mensch ist.

Ein Glück für mich wird gleichfalls das Eintreten eines Dolmetscher-Offiziers. Das Abzeichen dieser Gilde ist eine Sphinx, wodurch das ganze Wollen dieser Kommandos erklärt wird: Sie sind nicht berufen zu übersetzen, sondern Verstecktes zu erfragen, auszukundschaften. Jeder ehemalige Kriegsgefangene hat sicher einmal mit einem dieser unangenehmen Sphinx-Söhne zu tun gehabt.

Dieser Dolmetscher hält mir triumphierend die neueste Ausgabe des „Matin" unter die Nase, worin fett und breit gedruckt steht, daß die längst erwartete deutsche Offensive bei Noyon endlich heute beim Morgengrauen ihren Anfang genommen hat. Die unvergleichliche Tapferkeit der Poilus habe die deutschen Sturmdivisionen schon im vierten Graben zum Stehen gebracht. Das war also der Feuerorkan von heute früh.

Darauf versucht der Schlauberger, durch geschickte Kreuz- und Querfragen, etwas über die Stimmung der deutschen Zivilbevölkerung zu erfahren. Um mich aus der Schlinge zu ziehen, spiele ich wieder den verblödeten Landsknecht, der nichts gesehen und gehört hat, nur immer so mitgelaufen ist als Hammel in einer großen Herde. Der Monsieur mit dem Sphinxabzeichen jedoch durchschaut mich. Er trägt doch nicht umsonst das Symbol der Geistesschärfe in zwiefacher Ausführung hübsch säuberlich auf seinem Kragen gestickt, und so beugt er sich plötzlich über mich herab und flüstert:

„Cher ami, was machen Sie da für einen Blödsinn?! — Warum wollen Sie nicht aussagen? Sie können sich Ihr Los um ein Bedeutendes erleichtern, haben Ihr Glück nun in der Hand. Von ‚drüben' kann Ihnen kein Mensch mehr helfen;

welche Belohnung erwarten Sie noch von Deutschland für Ihr Schweigen, Sie törichter Mensch!"

Ich erwidere: „Sie kennen scheinbar die Kameradschaft, Treue und Waffenbrüderschaft nicht —" So gibt der Dolmetscher-Offizier jede Hoffnung auf und zieht kopfschüttelnd mit dem geschniegelten Capitaine von dannen.

Ein braver Mann aus Manoncourt und ein Schlitzäugiger

Inzwischen hat sich ein gräßlicher Hunger bemerkbar gemacht. Wie lange ist es doch her, daß ich den letzten Bissen eines preußischen Kommißbrotes kaute? Wie ein halbvergessenes Märchen mutet es mich an, daß unsere „Kompaniemutter", in der Nacht vor dem Tankangriff, jedem Mann der Feldwache am Bahndamm ein mächtiges Stück Bratfleisch, säuberlich in Leinenstreifen verpackt, als Extrakost zugeschickt hat; auch die paar Bissen im Sanitätsauto haben nicht vorgehalten. Seitdem bin ich nüchtern und sinne auf ein Mittel, mir Nahrung zu verschaffen. Meine deutschen Leidensgenossen und Kameraden, die alle schwerverwundet mit mir im Saal liegen, sind gleichfalls seit zwei Tagen ohne Verpflegung. Am späten Nachmittag erscheint endlich ein Sanitäter und bringt auf einem großen Tablett für jeden von uns eine Tasse voll — Zuckerwasser.

„He, du Jünger des seligen Äskulap," rufe ich den Karbolrekruten an, „du kommst mir sehr bekannt vor, warst du etwa in deutscher Gefangenschaft?" —

Er bedauert, verneinen zu müssen, aber von Manoncourt an der Somme sei er, Manoncourt, in der Kampfzone. Und

da der Bursche sich nun im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit fühlt, legt er los. Ehe ich noch meine Tasse Zuckerwasser leergeschlürft habe, kenne ich seine Familienverhältnisse und schwöre mir innerlich, diese Schwäche gehörig auszunutzen, um meinen Kameraden und mir Brot und sonstige „Kompetenzen" zu verschaffen.

„Ob ich auch schon in Manoncourt gewesen bin?" — „Manoncourt? Manoncourt?? Warte mal — Mensch, ja natürlich war ich schon in Manoncourt, wochenlang, selbstverständlich vor der Zerstörung. Anno 1916 war ich da, und unser ganzes Regiment hat in und um Manoncourt gelegen. Nun sieh mal an, also von Manoncourt bist du! Wie mich das freut, jemand aus dem lieben Manoncourt zu treffen! Jeden Stein kenne ich dort. Ich könnte das Nest aus dem Gedächtnis malen. In der Mitte steht die Kirche und ringsum sind lauter Häuser, nicht wahr, stimmt's?"

„Ja, natürlich!"

„Doch, ein reizendes Dorf, dein Manoncourt, ein wirklich schön gelegenes Dorf, das muß ich sagen."

„Und in welchem Hause hast du gewohnt als deutscher Einquartierter?"

„Ich?! Auf dem Marktplatz. Von unten führte eine Treppe zum ersten Stockwerk."

„War das nicht eine Schmiede?"

„Ja, ja, eine Schmiede."

„O Gott, das war unser Haus."

„Und alle, die hier liegen, haben gleichfalls dort in der Schmiede gewohnt, wochenlang. Ist das nicht geradezu ein Wunder? Ein schönes Haus, dein Vaterhaus! Aber weißt du, lieber Freund, würdest du mal nachsehen, ob du uns, die doch fast Ehrenbürger von Manoncourt sind, einen festen Bissen und einen tüchtigen Schluck Wasser bringen könntest?"

Ein gütiges Geschick hat uns diesen braven, aber geistig sehr beschränkten Soldaten gesandt. Und er läßt uns wahrlich nicht verschmachten, der gute Kerl aus Manoncourt, denn er bringt uns jeden Abend, wenn die Runde vorbei ist, ganze Körbe voll Brotrinden und Pellkartoffeln. Auch stiehlt er für uns hin und wieder einen Schluck Rotwein.

Die offizielle Verpflegung besteht aus dünnem Reisbrei und Zuckerwasser. Jedenfalls schlafen wir mit gesättigtem Magen ein und die Ärzte zerbrechen sich die gelehrten Köpfe über unser hohes Fieber am Morgen. Jeden Tag erfinde ich, mit größter Einbildungskraft, eine neue Mär über unsern Aufenthalt in Manoncourt. Der gute Mensch hat den Betrug nie gemerkt. Es wäre mir peinlich gewesen, wenn er unsere Schliche entdeckt hätte.

Die andere Type unseres Lazaretts ist ein Tonkinese, gleichfalls Sanitätssoldat. Eigentlich ist der schlißäugige Bursche unserem Biedermann aus Manoncourt unterstellt, zu niedrigen, wenn auch unentbehrlichen Handreichungen und zum Reinigungsdienst. Meistens jedoch liegt der Sohn des Fernen Ostens auf einem freien Feldbett und schläft wie ein Gerechter in Buddhas schützenden Armen.

Nur abends, wenn der langgezogene Warnungsruf der Clairons durch die Straßen gellt und das Volk in die Keller und Bahnhöfe des „Metro" (Untergrundbahn) flüchtet, wenn Propellersurren das Nahen deutscher Bombengeschwader ankündigt oder der „lange Emil" von Laon herüberknallt, streift der Tonkinese seine asiatische Beschaulichkeit jäh ab, schnappt sich seinen gelbbemalten Stahlhelm, stülpt ihn auf und verkriecht sich unter Decken. Wir ziehen den Burschen gehörig auf, winseln jämmerlich um das Nachtgeschirr: camarade, pistolet!" Worauf der Asiate die Decke hebt und beschwörend seine Hände gegen uns streckt. Wir schreien dann immer lauter nach

dem unentbehrlichen gläsernen Geschirr, nur um den Verängstigten aus seinem Versteck zu locken. Doch erst nach Stunden, wenn die Clairons das Ende des Alarms verkünden, schält sich der Gelbe schweißgebadet aus den Wolldecken, hängt den Stahlhelm an den Nagel und verrichtet die ihm zugewiesene Arbeit, gähnend und alle seine schwarzen Opiumzähne zeigend.

Am dritten Tage meines Aufenthaltes im Pariser Lazarett stirbt einer meiner Kameraden. Es ist ein älterer Mann, der ohne jegliche Abzeichen und Ausweise bewußtlos mit schwerem Kopfschuß eingeliefert wurde. Die Nacht vor seinem Tode schrie er öfters nach Frau und Kind. Wir versuchten seinen Namen zu erfahren, aber er hatte ihn selbst vergessen.

Er ist einer aus dem Heer der toten Namenlosen.

Xantippe verteilt Zigaretten und findet ihren Meister

Eine ärztliche Untersuchungskommission erklärt uns bald für transportfähig.

„Nach Nizza geht's," verrät uns der Freund aus Manoncourt.

So werden wir doch in unserem Leben die schöne Riviera zu sehen bekommen, unter dem blauen Himmel die Sehnsucht nach dem Süden, das große Heimweh aller Nordländer, stillen können. Nein, so glücklich und zufrieden waren wir schon lange nicht mehr. Und tatsächlich, der Lazarettzug, der in einem Vorortbahnhof steht, trägt Schilder: „Via Orléans, Limoges nach Nizza."

Ein rascher Fordwagen hat uns durch die holprigen Vor=

stadtstraßen geschüttelt, und nun liegen wir auf schmalen Bahren, die lose in Gummiringen hängen, wohlverstaut im Viehwagen. Große Eisenstangen und Gestelle ermöglichen das Unterbringen von drei Schichten Bahren.

Ehe sich der Zug in Bewegung setzt, springt der gute Kerl aus Manoncourt nochmals zu uns herein und drückt jedem die Hand. Wir haben diesem gutmütigen Menschen viel zu danken; er war einer der anständigen Franzosen, die unseren Leidensweg kreuzten. Sein Nachfolger, der uns bis zum Bestimmungsort begleiten soll, ist ein uralter Landsturmmann. Als er merkt, daß ich Französisch spreche, beginnt er eine lange, marxistisch angehauchte Rede, schimpft weidlich auf die unfähigen Generale, auf die Offiziere, die sich am liebsten in Paris in schicker Friedensuniform herumtrieben, und verflucht tausendmal den Krieg und seine Urheber.

Bis in die Nacht hinein schimpft der alte Sanitäter über Poincaré und die großmäuligen Amerikaner. Dann trinkt er noch rasch zwei Liter Rotwein und legt sich zwischen Wolldecken zur Ruhe nieder.

Heller Sonnenschein weckt uns. Das Schaukeln der Bahren in den Gummiringen hatte uns tatsächlich eingeschläfert. Wir sind kurz vor Orléans. Üppige Felder leuchten in saftigem Grün, und zwischen Obstgärten lugen die roten Ziegeldächer reicher Bauernhäuser hervor. Das gleiche Bild wie an der Marne. Nur geht es hier friedlicher zu, und kein Brandgeruch zieht über die Felder dahin, kein Gewehrgeknatter zerreißt den Frieden der idealen Landschaft. Orléans erscheint bald mit seinen Türmen und Schornsteinen. Wir werden auf ein Nebengeleis geschoben, so daß der Zug in starker Biegung steht und wir von unserer Bahre aus durch das geöffnete Schiebefenster den ganzen Transport überblicken können. Viele Schwestern vom Roten Kreuz, in hübschen weißen Kleidchen und Röckchen

knapp bis an die Knie, laufen geschäftig von Wagen zu Wagen, reichen Speisen und Getränke. Die meisten Verwundeten sind Amerikaner. Auch viele Senegalneger und Marokkaner erblicke ich.

Eine der Rote-Kreuz-Damen wird ganz besonders lebhaft begrüßt, denn sie verteilt langentbehrte Zigaretten. Unser Sanitäter hat sich mit allen verfügbaren Geschirren und Behältern auf und davon gemacht zum Weinempfang. Schwer beladen, aber freudestrahlend kommt er zurück, als die fesche Krankenschwester vor unserer Schiebetür erscheint und in den Wagen ruft: „Wieviel Mann seid ihr?" An Stelle des Sanitäters antworte ich, wobei ich mich aufrichte. Mein Uniformrock, der lose auf mir liegt, rutscht zur Erde. Die junge Dame sieht ihn, den feldgrauen Rock, und ist nun genau über die Nationalität der Wageninsassen unterrichtet. Mit dem hysterischen Aufschrei: „Mon Dieu, das sind ja Boches!", rafft sie die bereits hingelegten Zigaretten in den Korb zurück, stößt ein Schimpfwort aus und dreht sich um, wobei sie aber unserem Landstürmer in die weinbeladenen Arme läuft.

Nicht allein die Arme, sondern der ganze Kerl ist über und über mit Wein beladen. Er hat die Schimpfworte der Pflegerin vernommen und ihr Tun gesehen und brüllt sie an: „Halt, halt, sage ich, hier geblieben mit den Zigaretten, du elendes Amerikanerliebchen, du nichtsnutziges. Sind meine Boches da drinnen im Wagen etwa keine Menschen, wie?! Her mit den Zigaretten, oder ich werde ungemütlich. Kümmert euch nicht um Krieg und um Boches, ihr Weiber; davon versteht ihr doch nichts. Also her mit den Zigaretten für meine Boches, oder — —!" Eine drohende Gebärde vollendet den Satz. Die Pflegerin versucht sich zu wehren, wird jedoch niedergeschrien und ist heilfroh, endlich entweichen zu können, nachdem sie einige Päckchen Zigaretten in unsren Wagen ge-

worfen hat. Der brave Landstürmer klettert umständlich zu uns herein, immer noch bebend vor Zorn und gräßlich schimpfend. Nur wenn er seine Wut mit langen Schlücken Rotwein hinabspült, spricht er nicht, aber sein starkentwickelter Kehlkopf wippt lustig auf und nieder, dem Magen große Portionen zuführend. Alsdann reicht er uns gleichfalls je einen vollen Becher Rotwein und einige Zigaretten, die wir sofort heißhungrig in Brand setzen.

Das Toben des Sanitäters hat aber den Herrn Bahnhofskommandanten aus seiner beschaulichen Etappenruhe geschreckt, und nun naht der Gewaltige im Schmucke seiner Majorsuniform, begleitet vom silberhellen Geklimper eines guten Dutzends Kriegs- und Friedensorden, die auf seiner breiten Heldenbrust ein gar glänzendes Dasein fristen. Über frisch gedrehten Schnurrbartspitzen stehen zwei stechend schwarze Augen, wie Punkte über dem i. Jetzt geht's dem Sanitäter an den Kragen, denken wir Deutsche. Doch der Offizier sagt nur in väterlichem Tone:

„Kerl, wenn du einen anständigen Schluck nicht vertragen kannst, dann laß das Zeug aus dem Leib und bring mir nicht den ganzen Bahnhof mit deinem Geschrei in Unordnung, sonst fliegst du ins Loch, verstanden!"

Das ist sehr anständig von dem alten Major, aber was nun folgt, macht unser Blut fast erstarren: Der Sanitäter richtet sich auf, beide Hände in den Hosentaschen, blinzelt aus wässerigen Äuglein seinen Vorgesetzten an und spricht nur ein einziges, kleines Wort, das sich auf Deutsch allerdings nur ziemlich umständlich durch vier Worte erklären läßt und im Götz von Berlichingen an vielgelesener Stelle vorkommt. — —

Niedergeschlagen? Festgenommen? Abgeführt? Na, was denn! Der Major ruft einen Poilu heran, befiehlt ihn, den ganzen Weinbestand unseres Wagens zu beschlagnahmen.

Murrend und auf die „vaches" schimpfend, drückt der Alte die Schiebetür zu, legt sich auf die Decken und schläft ein. Ein widerlicher Weindunst erfüllt bald die heiße Luft des fahrenden Wagens.

Der Zug rattert gegen Süden, ratatak, ratatak, ratatak. Leise schaukeln die Bahren in den Gummiringen. Manchmal hält der Transport. Es wird dann oft ganz still. Von der fernen Schlacht an der Marne ist nichts mehr zu hören. Der Krieg ist aus für uns, endgültig aus!

Neben der Bahnlinie schreit Nachtgetier. In verschlafenen Dörfern, deren Umrisse wir erkennen, bellen Hunde. Im Wagen vor uns liegen Marokkaner. Einer schreit manchmal ganz entsetzlich.

Dann rattert der Zug weiter, gen Süden.

Ratatak! ratatak! ratatak!

An die Riviera!

Der Lazarettzug rollt und rollt. Durch die Nacht, durch den Tag. Immer seltener werden die vorbeihastenden Truppentransporte. Wir fahren anscheinend auf einer Nebenlinie. Desto öfter hält der Zug an kleineren Bahnhöfen. Tiefste Ruhe ringsum. Im Gras der Böschungen zirpen Grillen. Lerchen steigen hoch. Unsere Verbände schmerzen; alle Glieder sind müd und zerschlagen. Wir freuen uns immer auf diese kurzen Pausen des Fahrens, und dann zieht die Lokomotive wieder an. Der Lazarettzug rollt und rollt.

Eine weißblaue Sommernacht legt sich über die Gegend. Sanfter Wind kühlt durch die Fensterluken. Weiße Dörfer stehen im Mondlicht, ziehen langsam vorüber. Kurz nach Mitternacht hält der Zug in einem größeren Bahnhof. Alle

Wagen werden geöffnet, und wir erhalten einen Schluck Rotwein. Mehrere Schwerverwundete, die vor Schmerzen jammern, werden ausgeladen und bleiben zurück. Auch völlig zugedeckte Bahren holt man aus dem Zug: Verwundete, die während der Fahrt gestorben sind. Keine Weichheit. Eine einfache Feststellung: Soundsoviel Mann hatte der Lazarettzug in Paris. Zwölf Leute bleiben hier, weil nicht mehr transportfähig, und sechs Soldaten sind während der Fahrt gestorben, macht achtzehn Mann weniger! Ab!

Der Lazarettzug rollt und rollt. Wir möchten oft brüllen vor Schmerz und Müdigkeit. Stundenlang singen die Räder. Singen den Takt zu Liedern und Versen, die mir durch den Kopf streifen. Ich will vergessen und schlafen, doch wenn eine Brücke kommt oder ein Gegenzug oder eine Mauer, gibt es ein hastiges Fauchen. Dann zucke ich zusammen, muß an Granaten denken, an vorbeiflitzende Ratsch-bumm auf dem letzten Viertel ihrer Flugbahn. Pfft — — Vier Jahre Frontdienst! — Vier Jahre als Infanterist, von 1914 bis 1918! Das vergißt sich so rasch nicht!

Langsam graut der zweite Morgen unserer Fahrt. Dünne Nebelschwaden kriechen über Wiesengründe und Bachränder. Genau wie oben, an der Marne, an jenem furchtbaren Morgen der Tankschlacht. Die Sonne geht auf und bescheint eine sonderbare Landschaft: Hohe Berge steigen rechts und links empor, und ihre Flanken sind mit gewaltigen Kastanienbäumen bedeckt. Immer seltener werden die Dörfer und Weiler. Endlich, gegen sechs Uhr, erscheinen, in weiter Ferne, die Türme und Dächer einer großen Stadt.

Der Zug holpert über Weichen, die Räder kreischen in Kurven, und dann stehen sie still. Unsere Schiebetür wird aufgerissen: „Die deutschen Verwundeten werden hier ausgeladen" — erklärt man.

Im Wartesaal stellt man unsere Bahren auf den Boden. Neugierige Zivilisten strecken die Köpfe durch die halb geöffnete Tür: „Die sehen ja aus wie wir! Die haben ja gar keine langen, roten Bärte! Sind sogar ganz nette Kerle darunter,“ stellen sie fest.

Sechs junge „Poilus“ mit aufgepflanztem Seitengewehr stehen Wache, an beiden Türen und vor jedem Fenster. Ob sie uns noch fürchten? Sechs Bewaffnete gegen zwölf Schwerverwundete! Um sieben Uhr kommen drei Lazarettautos, nehmen uns auf, je vier Mann in einen Wagen, und im Höllentempo geht es durch Straßen, über Stock und Stein.

Unsere Wunden springen auf, Blut sickert durch die Verbände. Wir schreien, schlagen mit Fäusten gegen die Wagenwände. Vergebens! Nach einer halben Stunde rasender Berg- und Talfahrt halten die Wagen. Die Türen werden aufgerissen. Deutsche Laute klingen uns entgegen. Posten mit aufgepflanzten Seitengewehren stehen vor einer Gittertür. Wir sind vorläufig am Ziel, in einem Lazarett für gefangene Deutsche.

Kriegsgefangene Sanitätssoldaten laden uns aus. Man bringt uns in den Operationssaal. Die blutstarrenden Verbände werden uns abgeschnitten. Zwei Sanitäter stützen mich in Sitzstellung. Vor mir ist ein Fenster, und dahinter, im Hof, geht ein Posten auf und ab, immer auf und ab. Hinter mir steht der französische Chefarzt und diktiert seinem Assistenten den Befund meiner Wunden. Mit langsamer, eintöniger Stimme diktiert er, und seine Sonde durchwühlt meinen zerschossenen Oberkörper. Seine harten Finger betasten meine Schulter. Es ist ein dumpfer, ein gräßlicher Schmerz, der bis zum Gehirn dringt. Eine Hitzewelle durchläuft meine Glieder. Der Soldat draußen verschwimmt. Alles dreht sich im Kreis,

alles wird rasend und rot. Dann steigt eine Meeresbrandung hoch, erfaßt meinen Unterleib, zieht mich hinab, ganz tief in die unendliche Schwärze — —

Dann schaukelt ein Schifflein mit meinem willenlosen Körper über dünne Kräuselwellen, bewegt sich immer sanfter, steht still. Das Boot ist viereckig, hat ein eisernes Gerippe, weiße Tücher und eine rauhe braune Decke: Ich liege im Lazarettbett und weiß nicht wo. Minutenlang streift mein Geist umher und findet keinen Ruhepunkt, kein Dämmern. Einen langen Graben voller kauernder Soldaten sehe ich und die fliegenbedeckten Körper meiner toten Kameraden. Sehe Schwarze und Alpenjäger und Amerikaner und einen schlitzäugigen Asiaten mit dem Bettgeschirr in der Hand. Und langsam rückt dies alles so nahe, wird wirklicher und deutlicher. Ich strenge meine Augen an und schaue in ein unbekanntes Gesicht. Neben mir liegt ein junger Bursche. „Fähnrich Zelthoff" stellt er sich vor und nickt mir zu: „Na, abgebaut, was! Hat lange gedauert, bis du wieder normal wurdest. Was haben die Brüder mit dir angefangen in der Schlachtkammer? Wir dachten schon, du wolltest himmeln."

Die Tage tropfen langsam dahin, verschwinden nur zögernd im unendlichen Maß der Ewigkeit. Die Hitze wird immer unerträglicher. Wir fiebern.

Alle zwei Tage ist Verbandwechsel, eine gefürchtete Angelegenheit. Beim Reinigen und Auswaschen der Wunden geht man nicht gerade zimperlich mit uns um.

Der alte Stabsarzt, ein robuster Herr von fünfundsiebzig Jahren, kommt morgens um acht Uhr pünktlich zur Visite, bezeichnet die Leute, die er zu sehen wünscht. Er hat ein fabelhaftes Gedächtnis, und so hilft kein Sichschlafendstellen. Seine Behandlung ist sehr rauh, aber gerecht. Gegen ein Uhr ist

seine Arbeit im Lazarett beendet, und der Arzt lenkt seinen kleinen Kraftwagen wieder zum Tor hinaus. Wenn aber um zwei Uhr ein Transport verwundeter Deutscher eintrifft, ist der Arzt gleich wieder da, arbeitet bis tief in die Nacht hinein, operiert und flickt. In dringenden Fällen rattert sein Fahrzeug noch um Mitternacht durch den Lazaretthof. Den Feldzug 1870/71 hat dieser alte Herr als junger Feldarzt mitgemacht und auch damals schon Deutsche verbunden und operiert.

Mein Nachbar, Fähnrich Zelthoff, ist nach acht Tagen fast geheilt. Seine Wunde war nicht tief; denn die Gewehrkugel hatte nur die Bauchdecke durchschlagen und die Eingeweide nicht verletzt. Im Nachbarbett auf der rechten Seite liegt schon der dritte Insasse. Der erste, jener Mann mit dem verbundenen Kopf, hat nur drei Tage gelitten, ohne die Besinnung wiederzuerlangen. Ein Glück für ihn. Seinen Nachfolger, einen Jungen von knapp achtzehn Jahren, Jahrgang 1900, lieferte man mit zerschmetterten Beinen ein. Dreimal wurde er amputiert, aber die Vereiterung fraß sich immer höher.

Seine Finger umklammerten mein Handgelenk, hielten es eisenfest. Nach einer Stunde wurde der Griff starr und kalt — Am gleichen Tage starb ein zweiter Kamerad. Gastod! Man hatte ihn schon hoffnungslos und mit ausgespukter Lunge eingeliefert. Gesicht und Hände waren blau angelaufen. Besonders die Hände dieses Menschen waren gräßlich, geschwollen, schon halb verwest.

Die beiden leeren Betten wurden schon am gleichen Nachmittag wieder belegt. Rechts neben mir kam ein älterer Mann mit Kieferschuß, und in das Bett des Gastoten legten sie einen blonden, starken Burschen mit grauenvollem Hodenschuß. Man hatte ihn schon im Feldlazarett hinter der Front operiert, und seine Wunde heilte rasch und gut. Vor zehn Tagen erst, an der Marne, hatte ihn das Unglück erreicht

beim Sturmangriff. Drei Tage vorher war er von Urlaub gekommen. Vierzehn Tage Urlaub zur Kriegstrauung! Jahrelang hatte seine Braut auf ihn gewartet.

Nun scheint der Tod für einige Zeit von uns gebannt. Es scheint so wenigstens. Unsere Heilung macht gute Fortschritte. Einige versuchen erste Humpelschritte. Ich habe eines Morgens meine zerschossene, zerfetzte Uniform wiederbekommen, gereinigt, entlaust und entkeimt. Leider ist sie dabei recht eingeschrumpft. Genau wie mein Körper. Ein Kamerad leiht mir eine dicke, derbe Stopfnadel. Das Garn zupfe ich aus der Wolldecke meines Lagers. Es ist prima Wolle. Keine elende Ersatzbaumwolle wie bei unseren deutschen Militärdecken. Hier herrscht kein Materialmangel.

Langsam, Stich um Stich, im Bett sitzend, flicke ich meine Uniform, schneide aus den Innenbesätzen ein Stück feldgraues Tuch, um es in die faustgroße Rückenwunde des Rockes einzusetzen. Und während dieser durchaus feldmäßigen Tätigkeit fühle ich mich in die heimatliche Putz- und Flickstunde einer säuerlich duftenden Kasernenstube versetzt. Fast ungewollt, in meiner Zerstreutheit, kommt es leise aus mir heraus, und nach Wochen des Elends, nach Schmerz und Todesgefahr summen alte Soldatenlieder von meinen Lippen.

Ist es ein Zeichen wiedererwachter Lebenslust, ist es Gewohnheit, Vergessensuchen oder Wehmut: die fünfundzwanzig Gefangenen im großen, getünchten Sarg singen auf einmal alle. Singen mit blutleeren Lippen das wehmütige Lied von der Annemarie, von der Kugel, die uns vielleicht einst totschießen wird, uns und die ganze Kompanie. Singen das Lied vom Argonner Wald, wechseln zu lustigen Marschweisen hinüber: „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren ... ei warum, ei darum, ei bloß wegen dem Tschingdarassa bummdarassa ...“

Nicht gelacht, nicht aufgeschaut! Jeder ist mit sich beschäftigt. Würden uns vielleicht voreinander schämen ob dieses Gesanges. Unsere Gedanken schweifen in frohe Garnisonstage, verweilen bei Gelegenheiten, wo diese Lieder aus gutgelaunten Kehlen stiegen. Sie waren uns ein Stück Heimat, diese einfachen, schlichten Soldatenweisen. Sie waren uns Hoffnung und Trost, die kindlichen Worte; Erfrischung sind sie uns nun, hier im Herzen Frankreichs.

Wir singen und singen. Der Posten draußen steht längst still und lauscht. Seine Bajonettspitze bewegt sich nicht mehr vor den Fenstern auf und ab.

„Annemarie, du kriegst ein Kindelein . . .!" kommt es von unseren Lippen. Da wird die Tür jäh aufgerissen, und mit hochrotem Kopf steht wutschnaubend ein französischer Unteroffizier in unserer Mitte:

„Schnauze gehalten, ihr Schweine, das ist ein Lazarett, aber kein Café-chantant!" (Tingeltangel).

Schreit es, funkelt uns an, Mann für Mann. So, wie ein Boxer seinen Gegner anstarrt. Dreht sich um. Knallt die Tür zu.

Wir legen uns nieder. Man kann die zahlreichen Fliegen summen hören. Nasen werden hochgezogen. Der „Hodenschuß" neben mir weint vor Heimweh, schluchzt wie ein kleines Kind. Die fünfundzwanzig Gefangenen im „Grabgewölbe" haben den Mut zum tröstenden Lied nicht mehr gefunden.

Heimweh und Hunger

Täglich kommen verwundete Deutsche an. Erzählen vom beginnenden Rückzug der Armee unter dem Oberbefehl von Hindenburg. Vorläufig sei es noch ein geordneter, strammer, langsamer Rückzug, aber die steten Verstärkungen an allen Brennpunkten durch wohlgenährte, frische amerikanische Divisionen könne man deutlich spüren. Die Neueintreffenden sind mutlos und glauben nicht mehr an die glückliche Beendigung des Krieges. Der vielfachen Übermacht sei auf die Dauer auch der Tapferste nicht gewachsen.

Unsere Wunden heilen schnell in dieser gesunden, südlichen Bergluft. Eigentlich ist die Luft zu schön und zu gesund für uns, denn sie verschafft eine Eßlust, die wir mit unseren geringen Tagesportionen unmöglich stillen und befriedigen können: Um sieben Uhr gibt es einen Becher dieses guten, starken Kaffees, den man nur in Frankreich so pechschwarz und so duftend zubereiten kann. Dazu wird ein winziges Stücklein Brot, eine kaum dreißig Gramm schwere Schnitte, völlig trocken gereicht. Um zehn Uhr gibt es die Tagesration Brot. Je drei Mann müssen sich einen kleinen Laib teilen. Dieses Teilen geschieht unter Wahrung der größten Gewissenhaftigkeit, zu deren Unterstützung kleine, selbstgefertigte Waagen in Tätigkeit treten. Die haben an den Schenkeln kurze Schnüre mit Holzzapfen zum Aufstecken der Brotstücke. Es wird geschnitten, geteilt, geschnitten und immer wieder geschnitten, bis alles genau stimmt und die drei Teile völlig gleiches Gesicht haben. Dann erst beginnt ein allgemeines Schmatzen. Man will den Genuß des Brotessens möglichst verlängern und kaut langsam, mit Verdacht; aber wenn man nicht höllisch aufpaßt, kommt es vor, daß man vor Gier ganze Brocken fast ungekaut herunterschluckt. Der Hunger ist doch so furchtbar, und das

Gefühl, etwas Dickes und Festes den Gaumen hinabgleiten lassen zu können, ist doch so schön. Wir nehmen uns alle fest vor, uns nach der Rückkehr jeden Tag an Brot satt zu essen, um alles gründlich nachzuholen. Ha, ganze Kanten wollen wir uns in den Mund stopfen, bis es nicht mehr geht. Nur satt sein, weiter nichts!

Punkt zwölf Uhr gibt man uns das Mittagessen, eine dünne Reisbreisuppe und einen Becher voll Erbsen oder Bohnen. Hin und wieder kommt ein papierdünnes Stückchen Fleisch dazu oder Fisch, der jetzt, im heißen Sommer, immer verdorben ist und fürchterlich stinkt. Man hält sich die Nase zu, um nichts zu riechen, und schluckt mit geschlossenen Augen den Fraß hinunter. Die Säle sind nach solchen Fischmahlzeiten von furchtbarem Verwesungsgeruch erfüllt. Manchmal riecht der Fisch wie ein altes, nie gelüftetes, niemals gereinigtes Bahnhofsklosett. Wir ekeln uns und würgen, aber der Hunger ist viel zu groß! Abends gibt es dann wieder einen Becher voll Gemüsebrei, weiter nichts. Gleich danach ist Appell und wir werden eingeschlossen, bleiben uns überlassen, bis zum frühen Morgen. In der Mitte der Säle „duften" die Klosettkübel.

Ist es ein Wunder, wenn das Heimweh sich einschleicht? Was sollen wir tun während der langen, qualvollen Nächte? Ab neun Uhr darf nicht mehr gesprochen werden. Nun liegen wir einsam, starren in die Sterne, sehen das weiße Mondlicht emporkriechen, langsam, bis zu den Fenstern, dann alles überfluten, den benachbarten Kastanienwald und die Berge ringsum und jene Fernen, die Freiheit bedeuten. Dort hinter den Hügeln, weit weg, mag Deutschland liegen. Was tun sie nun dort? Wie leben sie? Wer lebt noch? Stimmt alles so, wie die Neuankommenden es erzählen? Sind die deutschen Armeen tatsächlich schon fast wieder am Chemin des Dames, und war

also das Opfer unseres siegreichen Vormarsches und unseres Blutes vergebens? Nein, nein, das darf nicht sein! Unmöglich!

Langsam kriechen die Stunden dahin. Im Kastanienwald schreien die Käuze, winseln die Füchse. Irgendwo, sehr weit, fahren Züge. Es muß bei Limoges sein, also etwa zwanzig Kilometer entfernt. Wir hören das an- und abschwellende Rollen. Manchmal reißt der Wind alle Geräusche fort, aber sie sind beharrlich, stark und kommen immer wieder. Gegen Morgen schläft man ein, erlebt ein tolles Sichsattessen im Traum, sieht üppige Mahlzeiten. Erwacht dann mit schwerem Kopf und einem dumpfen Gefühl in der Magengegend. Nach dem starken Kaffee um sieben Uhr wird es dann immer etwas besser.

Man greift zum Buch aus der Bücherei der Schweizerischen Gesandtschaft in Paris und muß erleben, daß immer wieder von Essen und Trinken darin geschrieben steht. Man sollte in Romanen nichts von gutem Essen und gutem Trinken schreiben oder wenigstens nicht so eingehend und mit Wonne bei diesem Thema bleiben; denn für den Hungrigen, der dieses liest, ist es dann doppelt bitter, hungrig zu sein.

Zweimal in der Woche wird die angekommene Post verteilt. Die Leute der Frühjahrsschlacht, d. h. jene, die damals in Gefangenschaft gerieten, haben nun regelmäßig ihre Pakete und Briefe. Wir warten noch immer auf die erste Nachricht; denn es dauert sechs Wochen, bis ein Brief beantwortet ist.

Wer ein Paket erhält, besonders jene, denen ein gütiges Geschick eine Sendung Zigaretten oder Zigarren beschert, sind vielbeneidete und vielbesuchte Leute. Man sitzt um sie herum, und im blauen Qualm des Tabaks kommt sogar einige Gemütlichkeit auf. Man schnüffelt den köstlichen Duft gierig ein, und um den Stummel erhebt sich oft ein großer, jäher Wortwechsel. Wir sind mißmutig, leicht gereizt und brüllen uns

gegenseitig an. Nur gegen die Franzosen sind wir alle einig und bilden eine einzige, ununterbrochene Mauer des inneren Widerstandes und der Abwehr.

Hunger macht müde und schlapp. Wir sitzen stundenlang in der Sonne, und wenn wir aufstehen, dreht sich alles im Kopf herum. Es ist Blutleere im Gehirn und Zittern in den Gliedern. Vor unseren Augen flimmern dann Luft und Erde. Kommt eines Tages der französische Lazarettinspektor daher, ein altgedienter Kommißkopf. Ich springe nicht militärisch genug auf zum Gruß, weil ich vor Schwäche noch zu langsam bin, und ernte sofort meine vier Tage Arrest, den ersten Arrest meines Lebens.

Eine Fluchtsaat wird ausgestreut

Zehn Minuten später sitze ich in der Gemeinschaftszelle, zusammen mit einem Unteroffizier, der vor wenigen Tagen auf einer der verwegensten Fluchten aufgegriffen und wieder eingeliefert worden ist. Seine Abenteuer sind das Tagesgespräch des ganzen Departements. Alle Zeitungen haben sein Bild gebracht.

Unteroffizier Röder kam 1915 verwundet in Gefangenschaft, war einer der ersten Insassen des Lazaretts, blieb auch nach seiner Genesung noch dort als Gehilfe des Zensors, dem er deutsche Briefe zu übersetzen hatte. Auch mußte Röder für eine genaue Verteilung der eingehenden, von der Zensur freigegebenen Pakete sorgen. Auf diese Weise war es dem Deutschen sehr leicht, ausführliche Briefe in bereits mit dem Zensurstempel versehene Umschläge zu zaubern. Die ankommenden Pakete für sich selbst konnte Röder vor der Zensur retten, und so hatte er bald die bei seiner Schwester bestellte

Damenkleidung in Händen. Nichts fehlte, vom Hut bis zum Seidenstrumpf. Ein weiteres, der Zensur geschickt unterschlagenes Paket, brachte dem jungen Deutschen einen zwar falschen, aber ganz echt aussehenden spanischen Paß und ein Bündel Pesetennoten, die aber echt waren. Außerdem lag der Sendung die Adresse des spanischen Geschäftsfreundes der Familie bei. Dort sollte die Flucht des jungen Mannes ein glückliches Ende finden. Wochenlang ging Röder nicht an die Luft und mied jeden Sonnenstrahl wie die Pest, um sich eine blasse, mädchenhafte Farbe zu verschaffen. Keiner wußte vom verwegenen Plan, und so war die Überraschung recht groß, als Röder eines schönen Morgens beim Apell fehlte. Man suchte die benachbarten Wälder ab. Man streifte durch Wiesen und schickte die Poilus über alle Landstraßen. Vergebens! Wer hätte in jener eleganten, aber tief verschleierten jungen Dame, die am Bahnhof zu Limoges eine Fahrkarte erster Klasse nach Bordeaux löste, den entwichenen, und wie eine Stecknadel gesuchten Unteroffizier Röder wiedererkannt? Das Ganze hatte sich wie folgt abgespielt:

Röder ließ sich abends einschließen wie immer, legte sich zu Bett und wartete, bis alles um ihn herum voller Schlaf und Ruhe war. Stand dann leise auf, zog den mit viel Geduld gebastelten Nachschlüssel hervor, öffnete, verschloß wieder die Tür hinter sich, ging in den Hof hinab und huschte in den Verschlag, der als Holzschuppen diente. Schob vorsichtig die Bündel Dünnholz beiseite, bis zu den hinteren Wandbrettern, die er mit Leichtigkeit löste, weil sie nur scheinbar festsaßen, in Wirklichkeit aber seit Wochen schon vorbereitend gelockert waren. Zentimeterweise schob sich der Flüchtling durch die Lücke, die er hinter sich sofort wieder verschloß, seinen eigenen Fluchtweg geheimzuhalten. Das Überwinden des Drahtverhaus, der rings um das Haus einen weiten Kreis beschrieb,

war das Werk einiger Minuten. Die Posten trieben sich meist an anderen Stellen herum, selten jedoch hinter dem Holzverschlag, der ihnen ein unüberwindbares Hindernis für Flüchtlinge schien. Zudem, wer von diesen gefangenen und verwundeten Boches dachte überhaupt noch an Flucht? „Können froh sein, daß sie sicher und warm sitzen, die verdammten Deutschen!“

Nach dem Übersteigen des Drahtverhaus war die relative Freiheit erreicht, der Weg zur völligen Freiheit geebnet. Der Flüchtling drang in den Wald ein, ging, ohne zu suchen, auf eine bestimmte Baumgruppe los, kletterte an einem dieser glatten, geraden Stämme empor, holte den im Gezweig verborgenen Koffer herab und ging querwaldein auf die Stadt zu, deren Lichter er schwach im Tal erkennen konnte. Den Koffer hatte Röder bereits früher heimlich hinausgeschafft.

Bis zum Tagesanbruch marschierte der Kriegsgefangene und hielt immer ängstlich Umschau. Sprang dann in ein hohes Getreidefeld — —

Eine gute Stunde später kam eine elegante junge Dame aus dem Getreidefeld. Stolzierte lebhaft zur Stadt, deren erste Häuser dort hinter Obstgärten auftauchten. In der Handtasche der Schönen hätte ein Neugieriger neben spanischem Geld und einem spanischen Paß für Signora Maria del Vicossa noch einen guten Rasierapparat gefunden und einen Kompaß, und hätte sich verwundert gefragt, wozu eine junge hübsche Dame einen Kompaß und erst recht einen Rasierapparat — — Nein, nicht auszudenken! Doch wer guckt jungen eleganten Damen in die Handtasche! Höchstens in die Augen guckt man ihnen, und das tat auch der Schaffner der Straßenbahn, die nun eine so reizende und selbstbewußt auftretende Frühaufsteherin zum Bahnhof mitnahm.

Zuerst, um sich selbst auf die Probe zu stellen, ging die

junge Dame Fritz Röder, königlich-preußischer Unteroffizier der Reserve, in ein Hotel in der Nähe des Bahnhofs und bestellte sich mit Fistelstimme ein ausgesuchtes Frühstück. Man wird sich über den ausgezeichneten Appetit der jungen Verschleierten gewundert haben, jedenfalls hat man sie reizend gefunden, denn das Servierfräulein erhielt einen Fünffrankenschein als Trinkgeld.

Eine Stunde später saß die junge Schöne im Schnellzug nach Bordeaux, in einem Abteil erster Klasse. Ein Offizier sah das ganz aparte Mädchen, unternahm nun rasch einen Stellungswechsel, ließ sich bei „ihr" nieder. Versuchte sein Glück und bändelte an. Wurde ganz nervös, als er das „junge Mädchen" scheu von sich abrücken sah und schrieb dies einer köstlichen, ungemein reizvollen Schüchternheit zu. Wagte endlich einen Gewaltstreich und wollte die Holde küssen, räuberisch und gewaltsam küssen. Wunderte sich aber gleich über die sonderbar abweisende Muskelkraft der „jungen Dame"; denn er fand sich mit einigen blauen Flecken bald in der anderen Ecke des Abteils wieder und staunte nicht wenig, als die Schöne nun auf einer Zwischenstation förmlich vor ihm ausriß und auf einen Bahnbeamten losstürmte: „Wann geht ein anderer Zug nach Bordeaux, mit diesem hier fahre ich nicht!"

Der Bahnbeamte stutzte und sah unter dem blonden Lockenschopf der Sprecherin ein dunkles, kurzgeschorenes Männerhaar. Nur eine kleine winzige Stelle Männerkopf sah er, aber das genügte. Er gab die Auskunft, führte die Fragerin selbst an den nächsten Personenzug und half ihr in das Abteil erster Klasse. Ein rascher Blick in den Spiegel der Toilette verriet dem Flüchtling, daß seine hübsche Frauenperücke verrutscht und er selbst in größter Gefahr war. Der stürmische Offizier hatte in seiner dummen Verliebtheit nichts gemerkt, das stand fest, aber wie war es mit dem Bahnbeamten? Rasch war der

Schaden wieder behoben, und da ratterte auch schon der Zug hinaus, der Freiheit entgegen!

Der Bahnbeamte sah dem Zug nach, stellte fest, daß der sonderbare Reisende tatsächlich mitgekommen und nicht in letzter Minute ausgestiegen war, ging in die Morsestube und ließ den Drücker spielen. Und drüben in Bordeaux lasen sie mit Entsetzen die durchgemorste Meldung über einen Spion, der in Frauenkleidern ankommen werde, so und so angezogen, in dem und dem Abteil. Gendarmerie wurde herbeigerufen, der ganze Bahnhof von Bordeaux abgesperrt. Kriminalbeamte nahmen Aufstellung und sahen schon im Geiste das blinkende Kreuz der Ehrenlegion auf ihrer Brust. Wer weiß, welch ein gefährlicher Spion sich hier in Frauenkleidern herumteibt.

Der Zug lief ein. Richtig, die „Dame" war unter den Ankommenden. Sie blickte scheu umher und mischte sich dann unter die Menge. Die Beamten umzingelten sie unauffällig. Draußen nahm die „Dame" eine Droschke und ließ sich zum Hafen fahren. Die Kriminalpolizei hinterher. Man wollte doch wissen, was das Luder mit Frankreich vorhatte. Die rätselhafte Person löste eine Schiffskarte nach Spanien, wollte mit dem nächsten Dampfer abfahren. Da traten zwei höfliche Herren auf sie zu: „Kriminalpolizei! Wir bitten Sie, Mademoiselle, folgen Sie uns, ohne Aufsehen zu erregen. Jede Flucht ist ausgeschlossen, denn sie werden von sechs Beamten bewacht. Wir machen nötigenfalls von der Schußwaffe Gebrauch." —

Wurde in die Zollbude gebracht, die junge Dame. Kam eine würdige, bärbeißig aussehende Matrone von mindestens zwei Zentner Lebendgewicht: „Mademoiselle, ich bin Untersuchungsbeamtin der Zollbehörde, beauftragt, bei Ihnen eine genaue Kleider- und Leibesuntersuchung vorzunehmen. Ziehen Sie sich bitte rasch aus!"

Es zögerte der „Spion“ und wollte Ausflüchte vorbringen. „Nein, es geht wohl nicht gut!“

„Ja, warum soll es nicht gehen!“ meinte die Grobknochige und begann mit harten Fingern die Bluse der Dame aufzuknöpfen.

„Weil ich mich vor Ihnen doch nicht gut ausziehen kann; denn ich bin ein Mann, ein deutscher Kriegsgefangener —!“

Vergebens hat Röder versucht, die Beamtin mit 500 Franken zu bestechen, aber es half nichts. Wäre die energische Dame nicht so pflichtbewußt gewesen, so hätte sich der Gefangene vermutlich ihr Stillschweigen und damit seine Freiheit erkaufen können. Denn Paß und Visa waren in Ordnung, wenn auch in Deutschland von geschicktester Hand gefälscht. Auf die Erklärung der Beamtin: „Meine Herren, ich bedauere, es ist nur eine Demoiselle!“ hätte man vielleicht den diensteifrigen Bahnbeamten ausgelacht und das Ganze auf das Konto Spionagefurcht geschrieben. Aber so — —

Zum letztenmal mußte sich der Deutsche mit den netten Fetzen einer jungen Dame schmücken und wurde draußen als junge Modeschöne den grinsenden Gendarmen übergeben. Etappenweise ging es zurück, bis zum Lazarett. Und eines Tages, während der mittäglichen Reismahlzeit, sahen die Kriegsgefangenen eine bildschöne, junge Dame durch das Tor treten, begleitet von zwei Gendarmen. Man machte Stielaugen und verdrehte sich fast die Köpfe, und siehe, mitten im Hof gab es nun ein Schauspiel, an das viele Gefangene noch lange denken werden: Ein „adjudant“ ging auf die junge Dame zu, brüllte sie an und schlug zweimal schallend in das rosige Gesicht. Dann traten die Poilus hinzu, und unter unflätigen Späßen begann die langsame, genüßlich langgezogene Entkleidungsszene, die an Gemeinheit nichts mehr zu wünschen übrigließ. Man riß zuerst die Bluse weg. Mit geilem Ha-Geschrei

begrüßten die Franzosen die vollbrachte Tat. Die Gefangenen ringsum waren sprachlos und begriffen immer noch nicht.

Inzwischen wurden der Dame alle Kleidungsstücke einzeln, langsam ausgezogen, bis die Schöne im Hemdchen dastand, ein wenig komisch anzusehen und mit auffallend langen Haaren auf Armen und Beinen. Die Poilus stießen sich kichernd in die Flanken und tanzten von einem Bein auf das andere. Ratsch, ratsch, zog einer das Hemd fort, und ringsum schwoll das bedauernde „Oh!" zum Rollen an. „O wie schade! Es ist nur ein Mann!"

Da haben auch die Gefangenen begriffen und endlich den Kameraden erkannt. Fünf Minuten später saß der Ausreißer, mit papageigrünem Rock und Hose bekleidet, im Prison und wurde am folgenden Tag wieder an seinen Ausgangsort, hierher zurückgebracht, wo er nun seine Strafe von sechzig Tagen strengen Arrest abzusitzen hat.

„Es ist ihnen ein Rätsel," erklärte Röder, „wie ich hier herausgekommen bin. Es soll auch ein Rätsel bleiben. Wenn du schweigen kannst, werde ich dir noch mehr verraten. Jener Durchgang im Holzschuppen wurde bereits sehr häufig benutzt. So haben, außer mir, drei Kameraden schon vor einem Monat nachts wiederholt das Lager verlassen und Blechbüchsen mit Proviant, gestohlenem Proviant selbstverständlich, im nahen Kastanienwald versteckt. Zuerst sollte ich mit den drei Kamedaden fliehen, und zwar auf die Schweiz zu, aber meine Verkleidungsflucht hat nun alles über den Haufen geworfen. Mit meiner Flieherei ist es aus für immer. Die drei enttäuschten Kameraden werden eine schöne Wut auf mich haben. Nun, im ganzen Lager weiß niemand von der geplanten Flucht der andern, die nun sicher einen vierten Partner suchen, einen, der gut die Landessprache versteht und unter Umständen, nachts,

auch mal laut französisch fluchen kann, ohne Akzent, um Vorübergehende zu täuschen."

Ich erkläre, dies zu können, und bin gleich voller Begeisterung für diesen Fluchtplan. Während draußen die Nachtposten aufziehen, werde ich in alles eingeweiht, muß aber vorher einen heiligen Schwur ablegen, nie etwas zu verraten, falls die Sache schief gehen sollte.

Erfahre dann, wo ein Nachschlüssel versteckt liegt, mit dem man drei Krankensäle öffnen kann. Muß auch immer wieder die genaue Geländeskizze wiederholen und im Geiste zum versteckten Proviantlager gehen: Hinter dem Stacheldraht, genau hundertzwanzig Doppelschritt auf die linke Waldecke zu, dann rechts zwischen zwei Haselbüschen hindurch und einem Wassergraben nach, talwärts bis zu einer kleinen Kapelle mitten im Wald. Um die Spuren zu verwischen, auch für Hundenasen, muß eine Strecke weit im Wasser des Baches gewatet werden. Die Kapelle steht mit der Chorrundung nach Osten. In dieser Richtung, also ostwärts, muß weitergegangen werden, genau fünfzig Doppelschritt bis zu einem großen Loch, vermutlich durch Erdrutsch entstanden. Dort, auf der anderen Seite des Loches, steht ein sonderbar schiefer Baum, durch die Erdverschiebung aus seiner Lage und seinem geraden Wachstum gedrängt. Eine Kleinigkeit, da hinaufzuklettern. Und oben, in der dichten Krone, eingepackt in Säcken und Büchsen, hängt Fluchtproviant, bestehend aus etwa dreihundert amerikanischen Zwiebäcken, etwas Schokolade, zwanzig Pfund Reis, Salz, Tabak und Streichhölzern, einem Kompaß und einer Eisenbahnstreckenkarte von ganz Frankreich, einem alten Fahrplan entnommen.

Aber wie ich mich mit den drei Kameraden bekanntmachen kann, frage ich.

„Das Erkennungszeichen und gleichzeitig die Parole ist das

Wort ‚Schweineschwanz'. Kein Ausländer vermag das Wort genau und richtig auszusprechen. Es kommen da die tollsten Wort- und Klangbildungen heraus. Wir haben dieses Wort sorgfältig ausgewählt als Zuruf und Verständigungszeichen. Nach Verbüßung deiner vier Tage Arrest schlendere nur mal durch die Säle und erzähle so für dich allein etwas von Schweineschwanz. Gleich werden sich die Verschworenen melden; denn dann wissen sie, daß du in alles eingeweiht bist."

Die Tage und Nächte des Arrestes gehen sehr schnell vorüber, ja sie erscheinen mir noch viel zu kurz. Unermüdlich muß ich die Lageskizze des Proviantbaumes wiederholen. Ich kann den Weg nun fast im Traum finden. Als am Abend des vierten Tages der „adjudant" mich aus dem Arrest holen kommt, gibt es ein großes Donnerwetter, daß man mich mit dem „gemeingefährlichen Ausreißer" Röder zusammengesperrt hat.

„Wer weiß, was die Schweine jetzt da alles ausgebrütet haben," tobt der Franzose, „aber ich werde dafür sorgen, daß diese beiden Kerle nicht mehr zusammenkommen. Zudem hat ja Röder noch seine sieben Wochen zu sitzen, und bis dahin muß dieser Boche hier auch weg sein." Er meint weg zum Hauptlager. Ich aber grinse und weiß, daß ich in sieben Wochen nicht mehr da sein werde, ganz bestimmt nicht.

Vier Sklaven sprengen die Ketten

Am Tage nach meiner Strafverbüßung werde ich dem Arzt vorgeführt. Meine Wunde heilt sehr rasch. Der Einschuß ist bereits verkrustet, während der Ausschuß nur noch ganz wenig eitert. Man brennt mir mit Höllenstein das rohe Fleisch rings-

um ab. Der Schmerz ist geringer als der wahnsinnige Juckreiz, dem ich hilflos ausgeliefert bin. Nur einmal mit allen zehn Nägeln jetzt kratzen und massieren können! Das gäbe bestimmt eine gräßliche Blutvergiftung, wäre mir aber für Minuten wenigstens eine Erleichterung.

„Diesen Burschen hier brauchen Sie mir nun nicht mehr vorzuführen," höre ich den Stabsarzt zu seinem Assistenten sagen, „behandeln Sie ihn alle paar Tage mit Höllenstein, und die Sache ist in Ordnung. In vierzehn Tagen muß er das Lazarett verlassen." —

Als ich aus dem Verbandraum gehe, höre ich noch den Assistenten fluchen! „Ja, zum Teufel, wo ist denn der Höllensteinstift hingekommen? Ich habe ihn doch noch vor drei Minuten in Händen gehabt?"

„Wird wohl in den Eimer gefallen sein, Herr Doktor!" brummt der bärtige Poilu-Sanitäter.

„Na, dann holen Sie mir im Schrank einen anderen Stift, und suchen Sie nachher im Eimer."

Aus einem Buch habe ich eine Seite gerissen, den mir an den Fingern klebengebliebenen Stift schön eingewickelt und unbemerkt unter die Matratze meines bettlägerigen Nachbarn geschoben. Nicht zu ersetzen, so ein Stift, wenn es heißt, die wieder aufgebrochene Wunde auszuätzen; denn auf solch einer Flucht kann man unter keinen Umständen eine Entzündung gebrauchen.

Im Laufe des Tages schlendere ich mit dem dümmsten Gesicht der Welt durch die Reihen der Gefangenen und erzähle halblaut etwas vom Schweineschwanz. Man tippt mitleidig an die Stirn und hält mich für total verrückt. Aber plötzlich fühle ich mich angestoßen, und ein vorbeigehender Kamerad raunt mir zu: „Schweineschwanz, komm' mit!"

Ich folge und lerne meine freiheitsdurstigen Kameraden

kennen. Es sind zwei Offiziere, gefangen seit 1914. Sie sind als Ruhrverdächtige vor vier Monaten hierhergekommen, sollten schon öfters wieder in ihr streng bewachtes Lager zurückgebracht werden, aber jedesmal, wenn der Tag der Entlassung aus dem Lazarett bestimmt war, bekamen die beiden Deutschen einen ganz fürchterlichen Rückfall mit reichlich Blutabgang. Der Chefarzt war dann jedesmal ratlos und ordnete eine weitere Kur an. Er hat nie erfahren, daß diese Ruhr durch ein heruntergeschlucktes Stück Kernseife erzielt wurde. Die beiden Kranken konnten sich vierzehn Tage lang nicht mehr mit Seife waschen, aber sie hatten wenigstens ihren ordentlichen Durchfall und durften noch einige Zeit im Lazarett bleiben, von wo aus sie fliehen wollten.

„Nein, Kamerad, das geht bald nicht mehr. Tagelang kriegt man den abscheulichen Seifengeschmack nicht aus dem Hals. Die Seifefresserei muß endlich aufhören. Entweder wird noch im Laufe dieser Woche geflohen oder gar nicht, und dann war die ganze Schweinerei und das ganze Seifeopfer umsonst." —

Wir werden rasch einig. Dem Kamerad Röder wollen sie nicht zürnen, denn er hat ja nichts verraten, weder das Versteck des Schlüssels oder die heimliche Pforte im Holzhaufen, noch das schöne Lebensmittellager auf dem Baum. Hoffentlich kann man die Stelle auch finden! Ich glaube dies zu können.

Unauffällig werde ich mit dem dritten Kameraden bekanntgemacht. Es ist ein Fliegerfeldwebel, im April über Paris abgeschossen und mit drei leichteren Wunden hier eingeliefert. Sein Beobachter war tot. Nun ist auch er wieder genesen und fühlt sich stark genug zum tollen Wagnis. Ja, er hat sogar einen ganz kühnen Plan: Will den Flughafen bei Dijon anschleichen, eine Maschine klauen und mit uns zur nahen Schweiz

starten. Vorerst aber müssen wir die Gegend um Dijon heil erreichen. Den Flughafen dort kennt er aus eigener Erfahrung, denn kurz vor der Kaiserschlacht im März hat ein deutsches Geschwader dort Bomben abgeworfen. Er war auch dabei als Begleitflieger, von der Champagne aus.

Vor Stunden waren wir uns noch fremd, und jetzt sind wir einig und Freunde. In den nächsten vierundzwanzig Stunden soll die Flucht gewagt werden. Langes Warten ist nicht mehr zweckmäßig.

Trotz des großen und ständigen Hungers schmeckt mir die Lazarettkost diesmal nicht. In mir wühlt und kocht eine tolle Aufregung. Es ist weniger die Angst vor den scharfen Patronen in den Gewehrläufen der Posten als die unerhörte Spannung vor der Ungewißheit. Doch es ist nichts von Trostlosigkeit in diesem Herzklopfen, das ich durch Lesen eines langweiligen Romanes zu mindern suche. Ich will an etwas ganz Bestimmtes denken, und es gelingt mir nicht. Kalter Schweiß bedeckt meine Stirn.

„Du siehst heute miserabel aus. Hast wohl Fieber?!" sorgt sich mein Bettnachbar. Nach dem Abendapell krieche ich unter die rauhen Decken und bebe vor Erwartung und Angst. Es ist Angst vor dem Entdecktwerden, vor schmählichem Verrat oder Mißlingen des Wagnisses. Und doch muß es klappen, jetzt oder nie.

Die Stunden vergehen so langsam und so unfaßbar schwer, wie die Wartezeit vor einem Sturmangriff. Nichts ist tötender als solch ein Harren mit all seiner Qual.

Die Posten lösen sich ab. Man hört draußen ihre Unterhaltung. Die französischen Unteroffiziere sitzen sprechend und rauchend im Hof. Ihre Witze hallen bis zu uns herauf. Endlich gehen auch sie in die Quartiere. Es ist etwa zehn Uhr.

Meine Nerven können die Spannung nicht mehr ertragen. Ich zerkaue meine Fingernägel und möchte stöhnen. Wie vor dem Sturmangriff klopft mein Herz bis zum Hals herauf. Ich will mich beruhigen und rede mir ein, daß es eine ganz ungefährliche, eine lächerlich einfache Sache ist. Was wird schon gewagt? Ist es überhaupt des Erwähnens wert?

Das Verlassen des Lagers und seines bewachten Umkreises ist für mich, den erfahrenen Jagdkommandojäger, nur ein nettes Kinderspiel. Wenn geschossen wird, müssen wir uns dem Gelände anpassen, anschmiegen. Nun ja, das kennt man. Und dann die Märsche quer durch Frankreich, na was ist schon dabei? Tagsüber wird geschlafen, nachts marschiert. Das ist eine erprobte Sache. Viele Gefangene sind auf solche Weise ungeheuer weit gekommen. Erst kurz vor dem Ziel haben sie Dummheiten gemacht, sich gezeigt, sich unbewußt verraten. Man darf nicht zu vertrauensselig sein. Herrgott, wenn doch nur die Kameraden mit dem Nachschlüssel bald kämen! Lieber Gott, laß sie schnell kommen!

Längst bin ich fix und fertig angezogen, habe meine Mütze auf und eine der beiden Wolldecken gerollt um den Oberkörper. Trotz der warmen Spätsommernacht zittere ich, und meine Hände sind eiskalt. Die Nerven wollen nicht mehr. Ich möchte alles rückgängig machen und auf die Freiheit verzichten. Nein, es ist plötzlich gar kein Drang und kein Mut mehr in mir. Die Nacht ist dem Menschen feind und macht ihn ängstlich. Da kratzt es draußen an der Tür, und meine geschärften Sinne vernehmen das silberdünne Rasseln eines Schlüssels, der vorsichtig ins Schloß gesteckt wird. Es kann ja auch die Nachtkontrolle durch den französischen Wachhabenden sein, denke ich und krieche in mein Bett zurück.

Leise wird die Tür geöffnet. Sie knarrt in den ungeschmierten Angeln, und dieses Knarren ist wie das Krachen von

Handgranaten, so laut und so unverschämt. Nur spaltweise wird die Tür geöffnet, und eine Stimme flüstert zaghaft: Schweineschwanz!"

Wir schließen die Tür hinter uns ab. Der erste Schritt in die Freiheit ist getan. Mit jeder Sekunde werde ich ruhiger. Die innere Spannung weicht, aber jeder Muskel ist gespannt, jeder Nerv ist stark wie unser unerbittlicher Wille, bis zum Ende zu gehen.

Eine nüchterne, sachliche Ruhe überkommt uns, wir sind wieder Frontkämpfer wie in hundert Gefechten und Schlachten. Die Kaltblütigkeit, die wir uns während mehr als tausend Tagen Grabendienst aneigneten, läßt uns jede Gefahr erkennen, riechen, ahnen und rechtzeitig umgehen. Wortlos schleichen wir über den wenige Meter breiten Hofraum bis zum Holzschuppen. Mann hinter Mann. Es ist ziemlich hell, und unsere dunklen Gestalten müßten sich eigentlich recht deutlich vom trockenen, weißen Kreideboden abheben, wenn wir hier nicht auch vorgesorgt hätten: Ganz harmlos und ins Gespräch vertieft, kurz vor dem Abendappell, haben die beiden Offiziere am Brunnen, dicht neben dem Holzschuppen, ihre Trinkgefäße mit frischem Wasser für die Nacht gefüllt. Dabei waren die Gefäße anscheinend nicht recht sauber, denn sie wurden immer wieder über den Boden entleert, umgespült und nochmals ausgeschüttet. So floß das gespritzte Wasser über eine breite Fläche, zwischen Hausmauer und Holzschuppen. Wenn auch recht viel Naß im Laufe der letzten Stunden eingetrocknet war, so hatte die Erde einen dunklen Schein von Feuchtigkeit behalten. Auf dieser Fläche heben sich nun die vier kriechenden Gestalten gar nicht ab.

Ein Elend ist es im Holzschuppen. Die Holzbündel knacken und brechen. Wie abgehacktes Maschinengewehrknattern klingt

es. Von Zeit zu Zeit bleiben wir still und lauschen. Nichts! Also weiter!

Gelangen endlich an die lose Rückwand, schieben die Bretter beiseite. Hohe Nesseln und Unkrautpflanzen wachsen an der Außenseite des Schuppens. Wir kauern dazwischen und warten, bis der Flieger die Bretterwand wieder geschlossen und so die Spuren der Flucht verwischt hat. Kriechen nun langsam, sichernd, auf den Drahtverhau zu. Der Posten steht etwa hundert Meter weiter rechts und summt „La Madelon“, das unvermeidliche französische Kriegslied. Ich kann die Worte sogar verstehen, weil der Wind von dorther kommt.

„Pour le repos, le plaisir du militaire
il est là-bas, à deux pas de la forêt . . .“

(„Zur Erholung und Ergötzung des Soldaten
steht dort, zwei Schritt vor dem Wald . . .“)

Der Posten singt, um seine zwei Stunden Wache totzuschlagen. Er singt mit schmalziger Stimme und seufzt dabei. Der Sänger ist ein junger, dicker Mann, der an Asthma leidet.

„. . . une maison, aux murs tout couverts de lierre.
‚Au retour heureux‘, c'est le nom du cabaret . . .“

(„. . . ein Haus ganz versteckt unter Efeu.
‚Zur glückhaften Wiederkehr‘, so heißt die Wirtschaft . . .“)

Wir kriechen hintereinander, ich als dritter. Am Schluß kommt der Flieger. Wenn der Posten noch weiter singt, wird er gleich das unvermeidliche Geräusch im Drahtverhau ganz bestimmt überhören.

„. . . La servante est jeune et gentille,
légère comme un papillon.
Comme son vin son oeuil pétille;
nous l'appelons ‚la Madelon‘ . . .“

(„Die Kellnerin ist jung und lecker,
leicht wie ein Schmetterling,
so wie ihr Wein, so spritzig ist ihr Auge,
und wir nennen sie ‚die Madelon' . . .")

Wenn doch jetzt alles gut gehen wollte! Jetzt nur noch fünf Minuten Ruhe und Aufpassen, und wir sind durch. Der Drahtverhau hängt aber voller leerer Konservenbüchsen und Schellen, wie man sie in Südfrankreich vielfach auf den Pferdegeschirren sieht. Bei der leisesten Berührung gibt es einen Heidenkrach im ganzen Draht, rings um das Lager, wir wissen das, denn oft genug hat uns das Gebimmel draußen vor den Fenstern erschreckt, wenn ein Posten betrunken über das Hindernis stolperte oder gar hineinfiel. Noch ist der Poilu ganz ahnungslos und schmalzt weiter:

„Nous-y-pensous le jour, nous en rêvons la nuit.
Il-n'y-a que Madelon, mais pour nous c'est l'amour . . ."

(„Wir denken an sie am Tage, wir träumen nachts von ihr.
Schließlich ist es nur die Madelon, aber für uns ist es die Liebe . . .")

Jetzt hat der vorderste Flüchtling den Draht erreicht, kriecht darunter hinweg. Der zweite Mann kniet dahinter und hält mit beiden Händen einige Drähte hoch. Ganz ohne Geräusch gelangt der Offizier auf die andere Seite, legt sich verabredungsgemäß flach hin und wartet. Rechts von uns wird die unsterbliche Madelon im Refrain gepriesen:

„Quand Madélon vient nous servir à boire,
sous la tonelle, on frôle son jupon,
et chacun lui raconte une histoire,
une histoire à sa façon . . ."

(„Wenn die Madelon uns einschenkt in der Laube,
streift man so ihre Röcke und erzählt ihr so 'ne Geschichte,
eine Geschichte, wie man sie gerade auf Lager hat.")

Unser zweiter Kamerad liegt unter dem Draht. Ich ziehe mit Aufbietung aller meiner Kraft die einzelnen Stränge hoch, um einen möglichst weiten und bequemen Durchschlupf zu schaffen. Das geringste Hängenbleiben kann verhängnisvoll werden. Das Schicksal aber meint es gut, denn alles klappt vorzüglich, und der Posten ist versunken im gestöhnten Lied von der braven Madelon:

„La Madelon pour nous n'est pas sévère,
quand on lui prend la taille ou le nichon;
elle rit, c'est tout l'mal qu'elle sait faire,
Madelon! Madelon! Madelon!

(„Die Madelon ist keineswegs streng,
selbst dann nicht, wenn man sie mal
um die Taille oder am Busen faßt.
Sie kann nur lachen, das ist die
einzige Sünde, die sie begeht.
Madelon! Madelon! Madelon!")

Der Sänger ist ganz in Verzückung geraten, und seine asthmatische Stimme schluchzt den begeisterten Kehrreim des Madelon-Liedes, mit dem uns Nacht für Nacht die Posten vor den Fenstern schier zur Verzweiflung bringen.

Wir benutzen das Eigengeräusch des Poilu, um rasch das Drahthindernis zu untergehen. Als letzter kommt Kampmann, der Flieger. Er kriecht rasch und gewandt. Glaubt sich schon durch, erhebt sich zu früh, und mit einem Rückenknopf seines Waffenrockes bleibt er im letzten, ausgerechnet im letzten Draht hängen. Reißt sich aber unvorsichtigerweise sofort wieder los, und der zurückschnellende Draht erschüttert das ganze Hindernis hundert Meter rechts und hundert Meter links. Auf der ganzen Breite schlagen die Klingeln an, scheppern die aufgehängten Konservenbüchsen. Die Geräusche wachsen ungeheuer, brausen über uns vier Liegende hinweg wie der Donner des Jüngsten Gerichts. Alles aus! Alles verloren!

Der Poilu hat just die zweite Strophe des gefühlvollen Madelon-Liedes begonnen, als der Stacheldraht sich meldet. Bricht ab, mitten im Satz.

Drei Sekunden Lautlosigkeit.

Ganz leise vibriert noch der Draht, sonst nichts. Und da:

„Halte là! qui vive!“

(„Halt, wer da?!“)

Stille.

„Halte là, ou je fais feu!“

(„Halt, oder ich gebe Feuer!“)

Das Kammerschloß knackt und schiebt die scharfe Patrone in den Lauf. Jetzt muß er anlegen — — jetzt kommt der Schuß — — jetzt! jetzt! — — Und dann eilt die Wache ans Gewehr, und alles ist aus! Alles aus!

„Singe, Mensch! Singe das französische Lied von eben! Los! Du! Schnell!“ Leutnant Recke rüttelt mich.

> „Un caporal avec képi fantaisie
> s'en fut trouver Madelon un beau matin . . .!“
>
> („Ein Unteroffizier mit Extramütze [Einjähriger]
> ging eines schönen Morgens zu unsrer Madelon . . .“)

„Singe, Mensch, singe! —“

Ich singe es. Ich schreie es in die fürchterliche Stille, das Lied von der Madelon. Meine Stimme ist belegt und rostig, so aufgeregt bin ich, aber es klingt, als läge hier ein Poilu ganz und gar unter Rotwein.

„Singe doch weiter, immer weiter!“ raunt der Leutnant.

> „Et fou d'amour, lui dit qu'elle était jolie,
> et qu'il venait pour lui demander la main . . .“
>
> („Und sagt ihr, er liebe sie und
> halte um ihre Hand an . . .“)

Nein, der Schuß fällt nicht, der Alarm unterbleibt. Der Poilu hält mich für einen seiner betrunkenen Kameraden, der nur mal gegen den Draht gestolpert ist, weiter nichts. Er kann doch nicht wissen, daß deutsche Gefangene sich lebhaft für französische Kriegslieder interessierten und sie zum Zeitvertreib — auch auswendig lernten.

„La Madelon, pas bête en somme,
lui répondit en souriant:
‚comment aimerais-je un seul homme,
quand m'aime tout un régiment!' . . ."

(„Die Madelon nicht dumm, antwortet ihm lächelnd:
‚Wie könnte ich nur einen einzigen
Soldaten lieben, wo mich doch das
ganze Regiment liebt!' . . .")

Die Stimme rechts unterbricht mich:

„Ta gueule, Legrand! Au plumard, mon gros! Ou gare au cabot!"

(„Deine Schnauze gehalten, Legrand! Scher' dich in die Falle, mein Dicker, sonst wehe, wenn der Wachhabende dich schnappt!")

Und ich, in möglichst schnodderigem Ton, wie ich es oft in Frankreich hörte:

„On-y-va! on-y-và! ta bouche bébé, t'auras une frite!"

(„Man geht, man geht schon! Halt dein Mündchen, Säugling, kriegst 'ne Bratkartoffel!")

Das ist echte Soldatensprache. Spricht so ein deutscher Gefangener? Der asthmatische Posten entfernt sich. Er dreht uns den Rücken zu. Summt weiter das Madelon-Lied. Wandert langsam am Draht entlang, wie es seine Vorschrift heischt.

Meine Kräfte verlassen mich. Kalter Schweiß auf der Stirn. Etwas Warmes rieselt über meinen Rücken: vom

Kriechen oder vor Aufregung ist meine Wunde aufgebrochen und blutet.

Recke drückt mir die Hand. Der Flieger flüstert: „Mensch! Mensch! Mensch!"

Hinter dem Cevennen-Gebirge bricht der Mond hervor. Sein blasses Licht liegt wie Schnee auf der Landschaft.

Einer hinter dem anderen kriechen wir auf die Waldecke zu, spähen vorsichtig umher. Hinter uns, etwas tiefer, liegt das Lazarett. Alle Fenster sind rötlich erleuchtet vom Widerschein der Nachtlampen in den Sälen und Fluren. Dort ist Geborgenheit, aber Geborgenheit in Sklavenketten. Dort ist Hunger und Entbehrung. Aber was erwartet uns auf der Flucht? Warum fliehen wir? Was wollen wir?

Wir wollen Freiheit, wir wollen wieder geachtete Menschen sein und die verhaßte Gefangenschaft abwerfen. Wir fliehen, weil uns die Gefahr nichts bedeutet und die Unrast in unseren Soldatenseelen sitzt. Wir suchen das Abenteuer und wissen, daß am Ende der Flucht vielleicht Freiheit und Heimat sind, vielleicht aber auch Wunden, Not, bittere Bestrafung oder der kalte Tod. Wir wissen dies alles und möchten nicht daran denken. Wir wissen es und gehen dem trotzig entgegen. Lieber Gefahr als Gefangenschaft.

Dann nimmt uns der dichte Kastanienwald auf.

Bestohlene gehen stehlen

Wir schreiten die vorgeschriebenen, abgezählten Schritte, waten durch den Bach, um unsere Spuren zu verwischen. Laufen kreuz, laufen quer. Verlaufen uns. Sind schon fast verzweifelt, da finden wir endlich den seltsam schiefstehenden Baum, den Lebensmittelbaum. Der Flieger erklettert ihn, bleibt

lange oben. Wir hören ihn im Astwerk keuchen und rütteln. Kommt dann wieder herunter.

„Kinder, hier ist es nicht; der Baum hier ist leer!"

Wir starren uns an, suchen unsere Gesichter in der Dunkelheit und sind sprachlos. Ob wir uns vielleicht geirrt haben? Nein, er, der Flieger, möge sich gefälligst jetzt keine dummen Späße erlauben, das sei höchst unangebracht, jetzt, wo es aufs Ganze gehe. Worauf der Flieger fast beleidigt feststellt, er könne nur das sagen, was er da oben gesehen oder vielmehr nicht gesehen habe.

Wir glauben es immer noch nicht, und nun besteige ich den glatten Stamm. Gelange zur Krone und durchsuche alles, taste alles ab. Finde schließlich eine Schnur um einen Ast gewickelt, weiter nichts. Der Baum ist leer, das Proviantlager ist geplündert worden, vielleicht von Köhlern, vielleicht von sonstigen Waldbewohnern oder von Leuten, die früher schon das nächtliche Kommen und Gehen der Gefangenen beobachtet haben. Und wie zur Bestätigung dieser Annahme finden wir unter dem Baum drei leere Konservenbüchsen und ein Stück Stoff, das früher mal ein Zwiebackbeutel war.

Was nun? Sollen wir ausgehungert, niedergeschlagen, ja völlig mutlos und ohne Hilfsmittel den weiten Weg zur Schweiz oder bis Dijon wagen? Nein, ohne Lebensmittel geht das nicht. Wir können wohl eine Nacht durchmarschieren, uns unter Umständen noch einen Tag oder zwei von gestohlenem Obst ernähren, aber dann wird es aus sein mit unserer Kraft und Ausdauer.

Irgendeine Gendarmeriestreife wird uns auffinden, wenn uns nicht vorher die aufgehetzten Bauern den Schädel einschlagen. Eine schwere Entscheidung! Minutenlanges Schweigen neben den leeren Konservenbüchsen, dann schnarrt die Stimme des Leutnants Recke:

„Kameraden, es mag kommen, wie es will, ich verrecke lieber auf der Landstraße als im Lager. Jahrelang habe ich nur auf diesen Augenblick gewartet, und nun soll ich meinen Entschluß nicht durchführen? In das Lager zurückgehen können wir jetzt nicht mehr, es ist schon zu spät und bedeutet auch ein viel zu großes Risiko, entdeckt zu werden. Wir kommen schon durch, nur Mut!"

„Ich wüßte einen guten Ausweg," meint der Flieger. „Neben mir auf der Bude lag ein Gefreiter mit einer Fußverletzung. Er arbeitete seit einigen Monaten, das heißt, bis ihm eine Kiste auf den Fuß fiel, im Verladebahnhof von L. Dort sei der Hauptstapelplatz für amerikanische Lebensmittel, erzählte er mir. Der tägliche Ein- und Ausgang an Fleisch, Mehl, Zucker, Zwieback und Konserven betrage dreitausend Tonnen. Wie wäre es, wenn wir mal — —"

Soldaten überlegen nicht lange, und ihre Entschlüsse sind fest. Wir umgehen das Lazarett und gelangen auf die nach L. führende Landstraße. Marschieren aber nicht auf der Straße selbst, sondern je zwei Mann rechts und links auf der Grasnarbe. Die vorderen Leute spähen ständig geradeaus, während sich die Kameraden, etwa dreißig Meter weiter zurück, alle paar Minuten umzudrehen haben, ob Gefahr sich naht, in Gestalt einer Gendarmeriepatrouille auf lautlosen Rädern. Nichts! Es bleibt ruhig, mächtig wächst unser Mut.

Bei den ersten Dörfern oder Weilern machen wir einen Umweg, geraten meist in Bäche und Geländeunebenheiten, verlieren viel Zeit und finden die Straße nur sehr schwer wieder. Deshalb wird beschlossen, einfach durch die schlafenden Nester zu marschieren, Mann hinter Mann, Mütze unter dem Arm. Wer wird in diesen harmlos daherkommenden Leuten auf den ersten Anhieb fliehende Deutsche erkennen. Zumal der

Mond die einzige Beleuchtung dieser südfranzösischen Dörfer ist. Man hat uns längst alle glänzenden Abzeichen, Knöpfe und Tressen und Ordensbändchen von den Uniformen gerissen, so daß wir wie grau angezogene Zivilisten aussehen. Ohne Kopfbedeckung, in der Dunkelheit könnte man uns ebensogut für Amerikaner halten.

Hofhunde schlagen an und zerren an den Ketten, bis unsere Schritte verhallen. In den Ställen brüllt das Vieh. Vor uns, im Tal, liegt die Stadt im rötlichen Schein ihrer spärlichen Straßenbeleuchtung. Vorerst aber kommen wir an zahlreichen Obstgärten vorbei. Die französischen Gärten haben die gute Eigenschaft, meist außerhalb der Dörfer zu liegen und nur mit niedrigen, brüchigen Mauern umgeben zu sein. Also wird eingestiegen. Wir nehmen nur die guten, schweren, reifen Spalieräpfel und -birnen, laben uns an köstlichen Trauben, pflücken reife Tomaten und heißen mitgehen, was sich so im Handumdrehen zusammenraffen und in den Taschen verstauen läßt. Fühlen uns dann herrlich gesättigt und gestärkt.

Mit seinem verblüffenden Orientierungsvermögen bringt uns der Flieger Kampmann querfeldein in ein Wäldchen, das hinter dem Rangierbahnhof von L. beginnt. Es will gerade Tag werden, als wir uns in einem alten Steinbruch unter dichtem Brombeergestrüpp unser Lager zurechtmachen.

Zuerst ist es noch bitter kalt. Wir rücken zusammen und hüllen uns in die Decken, aber bald bricht die Sonne durch mit wohliger Wärme. Wir überzeugen uns, daß wir tatsächlich nach allen Seiten hin gegen Sicht gedeckt liegen, dagegen auf den Bahnhof und die Lebensmittelschuppen unter uns einen ausgezeichneten Blick genießen. Hier wird man uns nicht suchen. Wer wird sich überhaupt in diesen verlassenen Steinbruch verlaufen? Nur zufällig haben wir selbst ihn gefunden.

Eine halbe Stunde von uns entfernt beginnt die Stadt. Wir sehen ihre Türme im Blau des sonnigen Spätsommermorgens stehen. Glockengeläute tönt zu uns herüber. Straßenbahnen kreischen in den Schienen wie Granaten auf absteigendem Ast. Züge rangieren. Der Tag hat begonnen. Gleich, in einer Stunde, werden sie im Lazarett unsere Flucht feststellen und die Suche aufnehmen.

Es ist abgemacht, drei Mann schlafen und einer wacht. Nach zwei Stunden wird der Wachende abgelöst und so fort, bis zum späten Nachmittag. Dann müssen weitere Entschlüsse gefaßt werden.

Die beiden Offiziere, Recke und Wolfkott, wachen bis um zehn Uhr, abwechselnd. Dann kommt der Flieger an die Reihe, und ich wache von zwölf bis zwei Uhr. Sitze unter meiner Hecke und spähe vorsichtig umher. Nichts ereignet sich, gar nichts. Hier könnten wir Zelte bauen, hier würde uns kein Mensch suchen! Ein feines Versteck.

Ich möchte pfeifen vor Genugtuung und laut lachen; da fällt plötzlich von oben herab ein Steinchen mitten in unseren Busch. Ich erstarre vor Schrecken und höre einen zweiten Stein daherrollen. Er fällt über den Absatz hinweg, überspringt unser Lager auf der Nische im Steinbruch und kollert polternd in die Tiefe. Ich wecke meine Kameraden.

„Hier ist jemand!“

Tatsächlich, jetzt hören wir Schritte über uns und Stimmen. Jetzt sind wir entdeckt! Bange Sekunden, unendlich lange Minuten vergehen, da kommt das Geräusch näher, und wir sehen auf der Kante des Steinbruchs einen Amerikaner daherschlendern, langsam, bedächtig. Und im Arm hält er ein nettes Franzosenmädel, führt das Mademoisellchen so, wie man eine Todkranke geleitet, so behutsam und so zart. Hat nun eine Absteigestelle gefunden, der Yankee, eben jene Stelle, die auch

wir zum Abstieg benutzten. Hilft seinem Mädel herunter. Die Kleine lacht und ziert sich. Er aber, ein langer, schmächtiger Kerl, fängt sie in seinen Armen auf, küßt sie.

„Die kommen bestimmt hierher. Überwältigen, knebeln und festhalten bis zum Abend, sonst sind wir verloren!" raunt Leutnant Recke.

Der Yankee und das Mademoisellchen setzen lachend ihren Weg fort, auf dem schmalen Absatz des Steinbruchs, eben auf diesem Absatz, der unser Versteck ist. Jetzt bleibt das Mädel stehen, keine dreißig Meter vor unserem Versteck, wo wir keuchend lauern und entschlossen sind, unsere Freiheit zu verteidigen. Der Amerikaner will weitergehen und zeigt auf die Stelle, wo wir versteckt liegen. Die Kleine schüttelt den Kopf und möchte nicht so weit auf dem schmalen Steg entlanglaufen. In solchen Fällen siegt Eva. Sie siegt auch diesmal, zu unserer Freude, zu unserer und ihrer Rettung. Das Pärchen setzt sich auf den Rand des Steges, genießt die schöne Aussicht auf Limoges. Mit großem Fleiß, mit viel Umherwehen seiner breiten Hände versucht der Yankee sich verständlich zu machen. Nimmt auch ein schmieriges Handwörterbuch zu Hilfe. Die Kleine will fast sterben und ersticken vor Lachen über den ulkigen Amerikaner und seine spaßige Aussprache. Der Sammy raucht dabei ohne Unterbrechung. Wir riechen den süßlichen Qualm des Virginia-Tabaks und atmen gierig. Plötzlich schüttelt die Kleine das lose Gras vom Rock, fährt mit dem Kamm durch ihr windzerzaustes Haar und will gern weiter, aber in unserer Richtung. Wir sitzen wieder gespannt und angriffsbereit unter der Hecke. Diesmal aber will der Yankee nicht, nimmt sie am Handgelenk, zieht sie lachend bergan. Beide entschwinden aus unserem Gesichtskreis. Wir hören ihre Schritte über uns verhallen. Noch zwei Steinchen rollen von oben herab in unseren Busch, dann ist es ruhig.

Nun kriecht der Flieger aus unserm Versteck: „Jungens, ich bringe was mit!"

Kriecht bis an den Platz, den vor zehn Minuten noch das Liebespaar besetzt hatte, sucht und läßt etwas in seiner Tasche verschwinden. Kommt eilig zurück:

„So, jetzt Augen zu und Schnabel auf!"

Ehe wir recht begreifen, haben wir jeder eine amerikanische Zigarette zwischen den Lippen.

„Ja, aber Feuer?!"

„Feuer? Hier ist Feuer!"

Damit läßt Kampmann ein schweres, gutgefülltes Feuerzeug sprühen und wir paffen in tiefen Zügen mit Andacht die langentbehrten Zigaretten. Nur er, der Flieger, hat bemerkt, daß der Yankee seine Zigaretten und sein Feuerzeug im Grase liegen ließ. Das Paket enthält noch sieben dieser köstlichen Stäbchen. Es wird beschlossen, in Zukunft jeweils nur eine Zigarette zu vier Mann zu rauchen.

Der Abend kommt langsam, aber er kommt. Wir haben genau festgestellt, wo die amerikanischen Posten vor den Schuppen stehen. Haben auch gesehen, daß jeder Posten eine große Strecke zu bewachen hat. Kurz nach Anbruch der Dunkelheit ziehen Leutnant Recke und der Flieger los. Wir beiden anderen sollen hier bleiben.

Stunden vergehen. Die Uhren von L. haben gerade die zwölfte Stunde geschlagen, da hören wir Schritte. Hören auch das vorsichtig geraunte „Schweineschwanz!" und freuen uns. Schwerbeladen keuchen unsere Kameraden heran.

Sie haben mehrere Dosen Büchsenmilch, Cornedbeef, Fischkonserven, fertige Fleisch- und Gemüsekonserven, Schokolade, einen Sack voll Keks und mehrere Säckchen Tabak.

„War eine Kleinigkeit," wirft Recke so leicht hin. Dabei zittern die beiden Kameraden am ganzen Körper von der aus-

gestandenen Aufregung. Sie haben abgepaßt, bis der Posten am anderen Ende der Baracke war, haben sich dann auf das niedrige Dach geschwungen und sind durch die für Lebensmittellager notwendigen Entlüftungskanäle in das Innere gekommen. Dort brauchten sie nur in aller Ruhe zu wählen. Das Feuerzeug des Amerikaners leistete gute Dienste. Darauf kletterte einer aufs Dach zurück, zog die Lasten mittels einer im Lager gefundenen Leine empor, Stück für Stück, eine Arbeit, die sehr sorgfältig und leise ausgeführt werden mußte. Mit dem letzten Stück, dem Bündel Tabak, kam der andere hinauf, und nun war das Fortbringen über drei Bahngeleise hinweg nur noch ein Kinderspiel. Nichts hatte der Posten bemerkt, und die Lagerverwaltung würde wahrscheinlich auch nichts merken, denn es wurde nur Ware aus angebrochenen, geöffneten Kisten entwendet.

Wir essen uns erst schön satt, qualmen vorsichtig jeder eine ganze Zigarette, da wir uns jetzt diesen Luxus leisten können, verteilen die Lasten, die wir in unsere Decken rollen und mit Hilfe der Leine wie Tornister tragen. In Anbetracht meiner Wunde erhalte ich die geringste Last.

Gegen zwei Uhr in der Frühe setzen wir uns in Marsch, gehen eiligst davon, nach Nordosten, wie wir zuerst mit Hilfe des Nordsterns festgestellt haben. Wir marschieren sehr rasch und erreichen einen dichten Wald, in dem wir uns verstecken, weitab von jeder Behausung.

Den Tag verbringen wir essend und schlafend, und abends wird marschiert. Die ganze Nacht über wird marschiert, schweigend, verbissen, ohne Pause. Als wir uns beim Morgengrauen in die Büsche schlagen, sehen wir vor uns, auf einem Berg, eine hohe Säule und wissen, daß wir uns in der Nähe der berühmten Mariensäule bei P. befinden. Vom Lazarettfenster aus haben wir manchmal, an ganz hellen Tagen, in der blauen

Ferne, dieses alles überragende Denkmal stehen sehen, ganz weit weg, und haben erfahren, daß es jene fünfzig Meter hohe Marienstatue ist, die nach dem Krimkrieg aus eroberten russischen Kanonen gegossen wurde.

Wir haben also bis hierher etwa fünfundsechzig Kilometer Fluchtweg zurückgelegt.

Nächte auf Frankreichs Landstraßen

Eins, zwei, eins zwei, eins zwei, links rechts, links rechts, eins zwei — — Unsere Beine sind Maschinen geworden, nur Muskelmaschinen.

Wir sind verwildert, struppig, zäh, verbissen. Keine Weichheit mehr in uns, kein Erbarmen für unseren Körper. Eine rasende Hoffnung, gemischt mit fürchterlichem Heimweh, reißt uns vorwärts. Wir sind entschlossen, unsere Freiheit mit dem Einsatz des Lebens zu verteidigen. Nie wieder zurück in die Sklaverei des Gefangenenlagers. Eher wollen wir an der Front im Granatloch krepieren. Ich schäme mich der bösen und feigen Gedanken im Lazarett, wenige Minuten vor dem Fluchtbeginn. Ganz erbärmlich komme ich mir vor, wenn ich daran denke, daß ich vor Aufregung und Angst vor dem Abenteuer schier verzichtet habe, in letzter Stunde.

Unsere Beine sind Maschinen geworden, eins—zwei, links—rechts, eins—zwei. Nur noch Muskelmaschinen sind sie. Nacht für Nacht werden mindestens dreißig Kilometer zurückgelegt, immer in nordöstlicher Richtung. Die Durchquerung der Auvergne ist ein schweres Stück Arbeit, aber wir sind fast sicher vor Verfolgung, weil diese schwachbevölkerte, arme Gebirgsgegend fast keine Dörfer hat, sondern nur hier und da armselige Weiler und Nester mit windschiefen Häusern. Ungeheure

Wälder bieten uns tagsüber ein tadelloses Versteck. Ja, es gelingt uns hin und wieder, schon bei beginnender Dämmerung den Weitermarsch anzutreten. Auf diese Weise gewinnen wir täglich mindestens sechs Kilometer Vorsprung.

Während der zweiten Woche unserer Flucht rinnt drei Tage und drei Nächte lang ein beharrlicher Landregen. Wir sehen keinen Nordstern mehr, verlieren die Richtung. Selbst der Flieger ist ratlos.

Zwei Nächte lang marschieren wir nach Süden, kommen vom rechten Wege ab, und beim Untersuchen der Kilometersteine, die wir mit Hilfe des amerikanischen Feuerzeugs gegen Morgen des dritten Tages ableuchten, erschrecken wir, als wir erfahren, daß wir nur drei Kilometer vor Roanne stehen. Wir haben mindestens fünfzig Kilometer umsonst zurückgelegt.

Jetzt hat der gute dichte Wald aufgehört, und eine ziemlich flache Landschaft dehnt sich weit, fast ohne Gebüsch und Bäume. Wohin uns verstecken? Immer noch rinnt der Regen. Da sehen wir, etwa zweihundert Meter vor uns, einen Zug durch das Gelände fahren. Gehen auf den Bahndamm zu und finden eine Rohrleitung, etwa ein Meter dick, quer durch den Damm. Kriechen hinein.

Da drinnen ist es feucht, und eine dünne Rinne Schmutzwasser fließt in der Mitte. Mit zusammengesuchten Steinen und Bahnschwellen, die wir in unser Versteck schleppen, bauen wir uns ein Lager, strecken uns aus, schlafen ein, alle zugleich. Hin und wieder werden wir wach vom Rasseln der Züge über uns. Wir vernehmen deutlich, daß die Transporte gerade an dieser Stelle meist einige Minuten halten, weil sie keine freie Einfahrt nach Roanne haben.

Bei Anbruch der Dunkelheit stärken wir uns durch eine tüchtige und gar nicht sparsame Mahlzeit; denn wir brauchen Kraft und Mut zum neuen Plan, den wir unbedingt ausführen

werden, das ist sicher und unumstößlich. Sollte er uns in dieser Nacht mißlingen, so werden wir warten, uns noch einen Ruhetag im Rohr gönnen und eine bessere Gelegenheit während der folgenden Nacht abpassen.

Es ist zehn Uhr. Wir kauern im nassen Gras der Bahnböschung. Neben uns steht ein Vorsignal. Das Bahnwärterhäuschen liegt kaum dreihundert Meter weiter. Seit zwei Stunden fast warten wir, seit Ewigkeiten. Personen- und D-Züge rasen an uns vorbei. Endlich, als wir schon alle Hoffnung aufgeben wollen, kommt langsam, bedächtig ein ächzender Güterzug daher.

Das Vorsignal steht auf „Halt!". Die Lokomotive rückt ganz nahe an das Signal heran, pfeift, schnaubt, steht. Keine zehn Meter vor uns entfernt steht die Lokomotive. Wir hören den Heizer an der Feuerung arbeiten. Seine Schaufel hackt wütend in den Kohlenvorrat des Tenders. Der Lokomotivführer lehnt sich heraus und blickt auf die Strecke, gähnt dann und spricht mit dem Heizer. In diesem Augenblick springen wir auf, laufen rasch, unhörbar im Gras, an der Lokomotive vorbei, schwingen uns auf den zweiten Wagen, öffnen das Bremserhäuschen, verstecken uns darin, schließen die Tür. In der gleichen Minute schüttelt sich der Zug. Wir fahren.

Wir fahren gegen Norden. Wegen Personalmangels sind zum Glück nur die Bremserhäuschen am Schluß des Zuges besetzt. Der Gütertransport rollt mit uns durch die Nacht.

Nicht lange, denn bald kommt der Bahnhof von Roanne. Im erleuchteten Verschiebebahnhof hält der Zug, rangiert hin und her. Bleibt unter den Lichtern stehen: Maschinenwechsel. Hoffentlich ist nicht auch noch Bremserwechsel! Hoffentlich kommen sie nicht nachsehen! Wir spähen vorsichtig durch die schmutzigen Scheiben des Bremserhäuschens und sehen, daß wir einen Weinzug bestiegen haben.

Der französische Soldat erhält täglich seine Portion Rotwein. Nicht umsonst ist Frankreich das bevorzugte Weinland. Je zwei Riesenfässer sind auf solch einem Waggon befestigt. Jede Bahngesellschaft hat ihre Weinzüge, die nun alle in den Dienst der Truppenproviantierung gestellt sind. Ohne Unterbrechung rollen diese Weinzüge vom Süden zur Front, besonders jetzt, da anscheinend da oben verbissen gekämpft wird. Nichts hilft so durchhalten, nichts schafft so viel Wärme wie ein anständiger Schluck Rotwein. Nun wissen wir genau, daß wir nur mit dem Zug zu fahren brauchen, um ganz in die Nähe der Front zu gelangen. Ach ja, wenn es uns möglich wäre, mit diesem Zug bis zur Endstation zu fahren, dann hätten wir bald ausgesorgt. Ja dann —!

Die Bahnhofsuhr von Roanne zeigt gerade Mitternacht, als wir abfahren. Kaum sind wir aus der Reichweite der hellen Bahnhofslichter, da kriecht der Flieger aus dem Häuschen, verspricht aber, bald wiederzukommen. Eine große Büchse, die früher mal amerikanisches Konservenfleisch enthielt und nun als gemeinsames Trinkgefäß dient, nimmt er mit. Wir sehen seine Gestalt als dunklen Schatten über die Rundung der Fässer kriechen, dann verschwinden.

Kaum zehn Minuten später taucht der Flieger wieder auf und reicht uns die Büchse herein. Die Büchse ist schwer, voll und schwappt über. Ein wundervoller Duft erfüllt unser Bremserhäuschen — Rotweinduft.

Wir langen unsere Keks aus den Taschen und kauen. Spülen sie mit großen Schlücken Rotwein hinunter. Zwischendurch erzählt der Flieger. Auch diesen Kniff habe er vom Mann aus dem Proviantlager. Es sei allgemein bekannt, daß jedes Faß einen wunden Punkt hat. Diesen Punkt zu finden, darauf komme es an. Im Laufe der Kriegsjahre habe man jedes Weinfaß angebohrt und einen kleinen Holzstopfen in das Loch

gesteckt, nach Entnahme eines guten Trunks. Keinem Eisenbahner sei dieses Mittel, sich billigen Wein zu verschaffen, verborgen geblieben, und die meisten Bremser, Heizer und Lokführer trügen immer einen Bohrer bei sich. Nachher würden die fehlenden Liter oder Hektoliter durch klares Wasser ersetzt. Kein Hahn krähe danach. Er, der Flieger, habe die beiden Fässer abgetastet und bei einem den Stopfen gefunden, ihn herausgezerrt und nun: Prost!

Wir haben nachher noch eine Büchse voll Wein geleert und sind dabei fast in Übermutsstimmung geraten. Nun klettere ich mit dem Flieger heraus, die dritte Portion zu holen. Schade, daß wir keine Feldflaschen bei uns haben!

Der Zug schleudert und schlägt in den ausgeleierten Schienen. Das Faß ist kaltnaß, klebrig, und nur mit Mühe können wir seine Rundung überklettern. Beinahe wären wir beide in einer Kurve abgerutscht und abgestürzt.

Nun stehen wir zwischen den beiden Fässern. Kampmann zieht den Stopfen heraus. Der Weinstrahl spritzt mit Wucht bis zum gegenüberliegenden Faß. Büchse daruntergehalten. Nach zwei Minuten ist das Gefäß voll. Der Flieger drückt seinen Handballen gegen das Loch, erhält gleichzeitig einen tüchtigen Spritzer in die Augen, erschrickt und läßt den Holzstopfen fallen. Der Zug rollt und rollt durch die Nacht, und der Wein rieselt unaufhörlich auf den Bahnkörper. Eine Schweinerei!

Vorsichtig kriechen wir hinüber zum Bremserhäuschen, erzählen unser Pech. Ja, womit können wir den Weinstrom eindämmen? Man kann doch nicht einfach den schönen Wein auslaufen lassen, so ein ganzes Faß dieses köstlichen Naß!

„Sagt mal, wem gehört der Wein?" entschuldigt sich der Flieger.

„Der Wein ist für die Fronttruppen," antwortet Wolfkott,

„für unsere Feinde bestimmt und soll deren Schlagkraft gegen unsere Kameraden erhöhen, also fort mit dem Wein. Er soll rinnen!"

Das leuchtet uns ein, und ohne Gewissensbisse lassen wir laufen, was laufen will. Zwischen Roanne und Macon läuft das ganze Riesenfaß leer, und der schöne, frische, appetitliche Rotwein versickert ungenutzt im Schotter des Bahnkörpers.

Rotweintrinken ist schön. Rotweintrinken ist gut, aber die Folgen sind oft sehr tückisch. Konnten wir unserm geschwächten Organismus solche Weinmassen ungestraft zumuten? Bleierne Müdigkeit in den Knochen, schlafen wir ein, im Takt des ungefederten Wagens, schlafen wohlgeborgen im Bremserhäuschen — —

Vor Kälte, vor Übelkeit oder aus sonst einem nicht gleich erkennbaren Grund werde ich plötzlich wach. Muß mich zuerst lange besinnen. Meine drei Kameraden schnarchen um die Wette, hingekauert im engen Häuschen.

Ich pirsche mich hindurch, an das Fensterchen, spähe hinaus. Sehe uns in einem kleinen Bahnhof und lese: „Nuits St. Georges". Es ist schon ziemlich hell, und ein dichter Herbstnebel liegt bläulich über der ganzen Gegend.

„Nuits St. Georges," wo habe ich diesen Namen schon gehört oder gelesen? Ach ja, es ist jene berühmte Burgundermarke, die an der Spitze aller Marken steht. Ei sieh mal an, so kommt man durch diese trostlose, weite Welt! Wer hätte dies je gedacht!

Rasseln und Rattern durchschüttelt den Zug. Ich sehe gerade, wie die Lokomotive abgekoppelt wird und die Bremser nach vorne kommen, eingehüllt in ihre Mäntel, frierend. Sie haben ihre Kisten und Wachstuchtaschen bei sich, ein Zeichen, daß ihr Dienst beendet ist. Der Zug bleibt also hier stehen, vermutlich, um ergänzt zu werden. Eine schöne Bescherung.

Wenn die nun merken, daß ein Faß ausgelaufen ist und der Atem der vier Boches im Bremserhäuschen nach Wein riecht, na, dann sind wir verloren. Also weg, fort!

Ich wecke meine Kameraden, die gleich verstört aufspringen: „Wir müssen weg. Dort drüben ist ein Wäldchen, los!"

Vorsichtig spähen wir hinaus. Immer dichter wird der Nebel. Nur noch das Bahnsteigschild ragt deutlich lesbar empor. Weiter nichts. Geräusche und Stimmen erschallen ganz in der Nähe, aber man sieht nichts. So günstige Gelegenheit, uns unbemerkt aus dem Staub zu machen, wird uns sicher ein zweites Mal nicht wieder geboten.

Das schlechte Gewissen treibt uns zur Eile. Wir lassen uns den Bahndamm hinabgleiten, steigen über die Drähte einer Koppelwiese, geraten in einen umzäunten Weingarten. Leider ist alles abgeerntet, und die hellgelben oder rötlich gemaserten Blätter bedecken den schwärzlichen, schweren Boden. Am andern Ende des Weinbergs finden wir noch einen Baum mit guten Spätbirnen und benutzen diese Gelegenheit, endlich mal wieder unsere Vorräte zu ergänzen. Sie neigen sich ja sowieso bedenklich dem Ende zu.

Mit unserer Last schleppen wir uns in das nahe Wäldchen, das ich vom Zuge aus wie einen dunklen Strich erkannt hatte. Doch es ist kein Wäldchen, sondern ein Park, den wir nun durchstreifen, vorsichtig nach allen Seiten sichernd.

Ein Hund schlägt an, zerrt wütend an seiner rasselnden Kette. Das Tier wird uns verraten. Nur nicht hier entdeckt werden, so nahe am leergelaufenen Weinfuder! Wir umklammern fester den Knüppel in unserer Hand. Der Flieger zieht ein im Amerikanerlager gefundenes Dolchmesser.

„Wenn der Köter ankommt, wird er kalt gemacht!"

Eine wilde Wut hat uns erfaßt, eine unbändige Lust, unsere Freiheit zu verteidigen, selbst durch einen Angriff. So schleichen

wir vier Zerlumpten in breiter Schützenlinie durch den Park, entfernen uns vom bellenden Hund, geraten tiefer in das Dickicht.

Hohe Brombeerranken greifen mit langen Dornen nach unseren zerfetzten Uniformen, reißen uns blutige Striemen über die Hände. Feuchtigkeit überall. Feucht sind unsere Kleider bis auf das verlauste Hemd. Feucht und schwer sind unsere Decken. Die Fußbekleidung ist brüchig und verfault. Verwildert sind unsere bleichen Gesichter, und vom ständigen angestrengten Schauen durch die Nacht haben sich unsere Augen entzündet. Im Herzen aber tragen wir die unentwegte Hoffnung, daß dieses Elend in einigen Tagen vorbei sein wird.

Vielleicht gelingt uns auch der Raub eines Flugzeugs, und wir werden nicht mit leeren Händen hinüberkommen. Eine Bombenmaschine will der Flieger klauen, weil solch eine schwere Kiste uns vier glatt und rasch empornehmen kann. Wenn die Benzintanks gut gefüllt sind, werden wir im Elsaß landen oder gar im Rheinland.

Der Morgennebel wird dichter und schwerer. Jetzt fällt er in dünnen Tropfen nieder. Die Wasserkügelchen segeln an uns vorbei, verdichten sich in unseren Gesichtern zu Tropfen, die uns durch den Rockkragen über den Rücken laufen. Meine Wunde blutet wieder, wie schon oft seit unserer Flucht. Der alte Verband sitzt voller Läuse. Nur das tägliche Ausbrennen mit Höllenstein schafft mir einige Erleichterung. Ein Elend!

Irgendwo, ganz nahe vor uns, schlägt eine Turmuhr, und dann zirpt ganz dünn eine morgendliche Kirchenglocke. Da taucht ganz plötzlich, ganz unvermittelt ein Haus vor uns auf, ein Gartenhaus. Wir schleichen vorsichtig näher, die Knüppel abwehrbereit. Gleich wird man sehen, was los ist. Vielleicht ist das Häuschen verlassen, und wir können uns einrichten, wenigstens für wenige Stunden eines ungestörten Schlafes.

Die Tür des Gartenhauses ist fest verschlossen, die Fenster jedoch sind alt, blind und in morschen Rahmen. Mit Leichtigkeit drücken wir einen Flügel auf, steigen ein. Das Häuschen ist unbewohnt. Unten steht Garten- und Feldwerkzeug. An den Wänden hängen Zwiebel- und Knoblauchzöpfe. Ganz fürchterlich quietscht und knarrt die Treppe zum Obergeschoß. Hoffentlich wohnt dort niemand.

Gottlob ist auch der obere Raum leer, der Boden ganz bedeckt mit reifenden Winteräpfeln. Von diesem Raum aus führt noch eine Leiter empor zum Taubenschlag unter dem Dach. Dort hinauf begeben wir uns. Der Taubenschlag ist leer, warm und trocken. Jahre alter Taubenmist bedeckt den Fußboden. Wir werfen uns nieder und fallen sofort alle vier in bleiernen Schlaf — —

Schimpfen und Schreien weckt uns. Unten, im Erdgeschoß, wo das Gerät steht, zanken sich zwei Männer. Es sind alte, zahnlose Männer, wie man hören kann. Sie ahnen aber nicht, daß vier Ausreißer wenige Meter über ihnen sitzen, zitternd vor Aufregung.

Schließlich entfernt sich der lauteste Schreier, klatscht die Tür hinter sich ins Schloß. Der andere keucht die Treppe herauf, hantiert zwischen den Äpfeln, sucht die faulen aus, beißt auch schmatzend in eine Frucht, geht dann wieder. Der Schlüssel wird unten im Türschloß herumgedreht.

Wir kriechen an die Ausfluglöcher des Taubenschlags. Heller Mittag, sonniger, warmer Mittag strömt uns mit würziger Herbstluft entgegen. Vor Schrecken möchten wir fast schreien, denn keine zweihundert Meter von unserem Versteck entfernt steht ruhig, einsam im Schein der Sonne, der Weinzug, unser Weinzug mit dem ausgelaufenen Fuder. Wie ein Fluch hängt sich der Zug an unsere Fersen.

Wir wissen nicht, wie es kam, doch es ist alles durch den dichten Nebel zu erklären: Wir haben uns einfach verlaufen und sind im Kreis umhergestampft. Dort, etwa vierhundert Meter weit, in der Mitte des schon teilweise entlaubten Parks, steht auch das Schlößchen mit dem emsig bellenden Kettenhund. Auf der andern Seite des Bahndammes muß das Dorf liegen. Man sieht gerade noch einige Dächer emporragen.

Zuerst meldet sich nun der Hunger, heftig angefacht durch die süßen Düfte des reifenden Obstes unter uns. Wir steigen hinab und suchen uns einige Pfund Äpfel aus. Klettern wieder empor, verzehren die Beute.

Nachmittags wird es im Bahnhof lebendig. Die Lokomotive erscheint wieder, setzt sich vor den Zug. Ein Beamter geht von einem Faß zum andern und beklopft die Dauben. Er fängt hinten an. Nähert sich dem „verunglückten" Fuder. Hebt seinen Hammer: tock, tock, tock! Klopft noch einmal und noch einmal.

Nun wird ihm die Sache doch zu dumm. Er steigt auf die Lore, klettert umständlich ouf das Faß, schraubt den Verschluß ab, äugt hinein. Läßt sich eiligst wieder heruntergleiten, untersucht die Wände und findet das kleine Loch, das all diesen schönen „Pinard" entweichen ließ.

Großes Geschrei und höllisches Fluchen. Die Beamten werfen sich gegenseitig hundert Grobheiten an den Kopf. Hören erst auf, als sie sich heiser geschrien haben und immer ratloser werden. Umständlich wird die Nummer des Waggons festgestellt. Man weiß nicht, wie das noch enden soll. Ein Tatbestand wird aufgenommen. Es wäre gewiß nicht gut für uns, jetzt, gerade jetzt entdeckt zu werden.

Am späten Nachmittag rollt der Zug ab. Mit ihm rollt uns auch ein schwerer Stein vom Gewissen. Bei Anbruch der

Dunkelheit erscheint auch der alte Mann wieder, bringt Werkzeug und nimmt einige Äpfel mit. Schließt das Gartenhaus sorgfältig hinter sich ab. Irgendwo, hinter den buntbelaubten Bäumen, zerrt der Wachhund an seiner Kette und bellt wie besessen.

Vorsichtig eilen wir treppab, füllen unsere Taschen mit Äpfeln und Birnen, nehmen auch Zwiebeln mit und einen kurzstieligen Grabspaten, steigen dann durch das Fenster in den kalten, nebeligen Abend, in die Ungewißheit. Wie gerne hätten wir noch einen Tag hier verbracht, in der warmen, trockenen Geborgenheit des Taubenschlags, aber Unruhe und die Angst vor Entdeckung am Ort unserer „Weinmissetat" treiben uns vorwärts.

Der Nebel hängt noch dünn, läßt den Blick zu den Sternen frei. Wie lange noch? Deshalb benutzen wir diese Gelegenheit, unsere Marschrichtung festzulegen. Nun gilt es, immer nordwärts zu laufen. Dijon kann in zwei Nächten erreicht werden; ist nur noch vierundzwanzig Kilometer weit, wie wir an einem Kilometerstein feststellen. Jetzt nichts überhasten, nein, sondern vorsichtig handeln: Im Laufe dieser Nacht soll angestrengt durchmarschiert werden, möglichst bis in die Nähe des Flughafens, und dann, ja dann — —

Der Gedanke an das, was unter Umständen in achtundvierzig Stunden sein wird, macht uns rasend vor Glück. Der Diebstahl eines Flugzeugs muß uns glatt gelingen; denn wer wird gleich vermuten, daß Deutsche sich auf dem Flugplatz herumtreiben. Der Flieger hat uns wohl tausendmal erklärt, wie der Start vor sich gehen wird, vom Anwerfen der Luftschraube bis zum Abflug. Nur rasch in die Kiste klettern nach dem ersten Surren des Propellers! Der letzte Mann, der gewandteste unter uns, wird die Hemmklötze vor den Rädern wegreißen, sich auf das sofort anrollende Flugzeug schwingen,

wobei zwei Kameraden Hilfe zu leisten haben, um ihn hereinzuzerren.

Maschinen sind unsere Beine, nur noch Maschinen. Die Körper sind müde, ausgepumpt, hungrig, aber der Geist ist rege. Die ewigen Obstmahlzeiten befriedigen den Magen nicht mehr, bringen keine Sättigung. Es bleibt nur ein dumpfes Gefühl im Leib und die Sehnsucht nach Brot, Kartoffeln und Zwieback. Fast alle gestohlenen Vorräte sind aufgegessen. Mit den paar Stück Zwieback und den wenigen Gramm Tabak, die uns verbleiben, wird ein fast heiliger Kult getrieben.

Eigentlich könnten wir ja Kartoffeln, späte, letzte Kartoffeln ausmachen und am Feuer braten!

Am Feuer?

Der Gedanke an die helle, schöne, warme Flamme eines offenen Feuers macht uns rasend vor Verlangen. Was sind wir doch für Tiere, was sind wir doch für ganz elende Tiere, daß wir unsere durchgefrorenen Körper nicht mal an einem Feuer erwärmen dürfen! Tagelang schon hängt uns die nasse Uniform bleischwer um den Körper. Man versucht, sich durch rasches Gehen zu erwärmen, mitten in der Nacht. Erst nach zweistündigem Marsch gelingt es meist, das Blut in Wallung zu bekommen. Da wir aber ganz hart am Straßenrand entlanggehen und bei der geringsten Bewegung vor uns oder hinter uns, rasch in den oft angefüllten Graben oder auf die Böschungen springen müssen, füllen sich die durchlöcherten Stiefel mit Schlamm und Wasser. Mit kalten, nassen Füßen traben wir dann weiter, immer weiter über Frankreichs unendliche Landstraßen.

Nun hat es aber wie ein Blitz engeschlagen: Wir könnten eigentlich Feuer machen! Der Gedanke peinigt uns fast körperlich, wird zum starren Willen. Jawohl, wir werden, wir wollen

unser Feuer haben. Wir wollen unsere Wärme haben, einmal trockene Füße, nur einmal. Und etwas Warmes im Magen.

Der Flieger widerspricht, warnt vor Unbesonnenheiten, jetzt, so kurz vor dem Ziel. Einerlei, wir wollen unser Feuer haben, koste es, was es wolle. Zudem ist es für unsere ganze Verfassung besser, jetzt noch eine Stärkung zu erhalten in Gestalt von Trockenheit und Wärme. Man muß in Form sein vor dem letzten großen Abenteuer, das uns die Freiheit bringen soll.

Beim ersten Tagesschimmer erblicken wir dicht neben der Landstraße einen Weinberg, dessen Stöcke in gerader Linie bergan laufen, ausgerichtet wie Soldaten. Weit können wir die Linie der emporlaufenden Rebstöcke nicht verfolgen, denn schon die zehnte Zeile wird vom blauen Nebel und der Dämmerung verschluckt. Nun tritt Leutnant Wolfkott, der vierte in unserem Bund, der sich bisher immer zurückgehalten und geschwiegen hatte, mit einem Plan hervor:

„Rebstöcke, das weiß ich aus meiner Heimat an der Mosel, sind das beste Brennholz der Welt, denn Winde und Wetter haben solch einen Pfahl völlig ausgedorrt. Das brennt wie Zunder und fast ohne Qualm, was die Hauptsache ist. Nur muß man das Feuerchen anmachen, wenn es schon so hell ist, daß der Feuerschein nicht mehr weithin leuchtet, aber noch nicht hell genug, daß uns die dünne Rauchfahne verraten könnte."

Wir haben heute ein geradezu unverschämtes Glück: Dicht neben dem Weinberg ist ein Kartoffelfeld. Mit unserm kurzstieligen Grabspaten ernten wir einige Pfund schöne Erdäpfel, begeben uns bergan, zwischen Rebstöcken. Oben, ganz nahe am Rande eines Waldes, der vor Nässe und Nebel trieft, machen wir halt. Leutnant Wolfkott hat einen schönen, feisten Rotkrautkopf aufgestöbert und mitgebracht.

Mit dem amerikanischen Dolchmesser wird zuerst ein ganz alter Rebstock zerschnitzt. Eiligst reißen wir weitere Stöcke aus

der rotbraunen Erde, und fünf Minuten später flammt das herrlichste Feuerchen. Um den Schein gegen die Straße hin unsichtbar zu machen, halten zwei Mann eine Decke weit ausgebreitet hin. Rasch ist die Feuchtigkeit der brennenden Rebstöcke verqualmt, und hell, knisternd springt die weiße Flamme empor. Es wird warm, es wird schön warm, es wird heiß. O wie herrlich, wie wohlig heiß wird es um uns!

Die Kartoffeln liegen schon in der Glut, mindestens zehn Pfund Erdäpfel. Unser Trinkgefäß wird auf die brennenden Scheite gesetzt und mit zerschnittenem, taufeuchtem Kohl gefüllt. Die untere Schicht brennt zwar an, weil wir kein Wasser in das Gefäß getan haben, aber oben wird das Gemüse weich und duftend.

Der Nebel hält sich zum Glück recht lange. Hier oben auf der Höhe ist es schon heller. Gleich wird die Sonne durchbrechen. Unten aber, im Tal und auf der Landstraße, ja auch über den Weindörfern, deren Kirchturmspitzen wir hie und da grau aus dem Dunst ragen sehen, wird sich der Nebel noch mindestens eine gute Stunde halten.

Eine volle Stunde noch wollen wir hier sitzen, die heißen Kartoffeln essen, die uns Finger, Zunge, Gaumen und Schlund verbrennen, das heiße Gemüse herunterwürgen und dabei die Beine gegen die Glut strecken. Unsere Fußsohlen dampfen, so entweicht ihnen die aufgesaugte Feuchtigkeit. Nur eins fehlt an unserem Glück, eine Prise Salz. Das Gemüse ist fade, fast ungenießbar. Die Kartoffeln wollen uns schier im Halse steckenbleiben.

„Wenn ich bedenke," seufzt der Flieger, „so haben wir oft als Kinder in der Heimat um die Kartoffelfeuer gesessen, die Röstlinge schön gesalzen, wißt ihr, so einen ordentlichen Guß Salz drüber und aus der Butterdose einen Stich Butter draufgeschmiert. Wenn dann die Butter so schön schmolz und her-

unterlaufen wollte, rasch in den Mund damit und gekaut. Eine Wonne!"

Wir können uns das sehr gut vorstellen, und durch diese Erinnerung wird uns die jetzige Lage noch trostloser. Hätte man doch wenigstens Salz! Auf Butter wollen wir gern verzichten, nur Salz müßte man haben, weiter nichts!

Der Flieger erzählt und erzählt, schnalzt genießerisch mit der Zunge bei der Aufzählung aller gehabten Genüsse bei friedensmäßigem Kartoffelbraten.

„Ich habe früher auch mal Truthahn gegessen," beginnt Leutnant Recke, „Kinder, das war ein Truthahn! Ganz goldbraun — —"

Wolfkott hat sich erhoben, zieht mich beiseite: „Komm, wir wollen abseits gehen, bis die beiden Genüßlinge ihre Luftmahlzeit beendet haben. Im übrigen, meine Herren, wir haben heute auch beinahe französischen Sekt gesoffen. Sind an einem Champagnerschild vorbeigegangen, jawohl! Thema aus!"

Keiner widerspricht, und nach diesem Ausflug in eine bessere Vergangenheit widmen wir uns wieder der Gegenwart. Und diese Gegenwart ist hart, unerbittlich.

Die Sonne will gerade aufgehen; es wird hier oben ganz hell. Drunten, zwischen den Kirchtürmen, die nun ihre Frühglocken zu uns heraufklingen lassen, hängt immer noch der graue Nebel. Wir schaufeln nasse Erde auf das Feuer, machen es aus. Alle Kartoffeln, die wir nicht verspeist haben, nehmen wir mit. Wir fühlen uns kräftig, warm, trocken und herrlich satt. Unsern Durst stillen wir durch Ablecken der nassen Weinblätter. Wasser wird sich schon irgendwo finden lassen.

Nach kurzem Marsch durch den Wald, wobei unsere trockenen Füße ängstlich jede Pfütze im Waldweg vermeiden, treffen wir einen großen Kahlschlag. Zahlreiche Stämme liegen um-

gehauen, teilweise abgeschält, auf dem feuchten Boden, während das Kleinholz wellenweise hochgeschichtet wurde. Hier ist ein idealer Rastplatz, stellen wir fest. Hier werden wir den Tag verbringen. Wer wird sich ausgerechnet hierher verlaufen? Das ist eine Arbeitsstätte, das sieht man ja, aber soll gerade heute hier gearbeitet werden? Es wäre ein dummer Zufall. Wir könnten auch querwaldein laufen, uns verlaufen, Zeit verlieren, aus der Richtung kommen und frierend zwischen nassem Ginster liegen. Wollen wir das, oder wollen wir zwischen dem Berg aufgeschichteter Äste bleiben, trocken, wohlgeborgen, warm?

Bis jetzt hat uns das Schicksal so schön geholfen, und jetzt wollen wir plötzlich unsicher werden?! Stimmt, die meisten Ausreißer werden geschnappt, weil sie einmal eine große Dummheit begehen, und immer dann, wenn sie sich sicher fühlen und glauben, es könne ihnen nichts mehr geschehen. Wir überlegen hin und her und bleiben schließlich doch auf dem Holzplatz, zumal wir gerade in der Mitte des Kleinholzstapels eine Art Grotte entdeckt haben.

Hier haben sich sicher auch früher schon die Waldarbeiter zur Ruhe niedergelassen, so bewohnt und glatt sieht das alles aus. Jedenfalls liegen wir hier geschützt gegen Sicht, können selbst aber durch die Lichtung weit ins Land blicken. Wer weiß, ob sich nicht die Stadt Dijon von hier oben aus erspähen läßt.

Leichtsinnig, im Vertrauen auf unser sicheres Versteck, schlafen wir alle vier ein, ohne an das Ausstellen des üblichen Horchpostens zu denken. Der Marsch war ja auch zu lang. Fast zehn Stunden hatte er gedauert, ohne Unterbrechung. Unruhige Träume schütteln mich. Ich erblicke krauses Zeug und höre Stimmen. Und als ich die müden Augen aufreiße, sehe ich Recke über mich gebeugt: „Alles verloren, französisches Militär rückt an!"

Tatsächlich, über den Waldweg marschieren französische Soldaten, kommen auf uns zu. Sie haben ihr Gewehr umgehängt. Man kann ihre Stimmen schon einzeln unterscheiden. Vielleicht wollen die hier eine Felddienstübung machen. Das fehlte uns noch!

Weglaufen hat jetzt keinen Zweck mehr. Im Kahlschlag kann man sich nicht verbergen. Doch was ist denn das? Hinter den französischen Soldaten, die jetzt schon auf zweihundert Meter heran sind, marschieren Leute, Soldaten ohne Waffen — Kriegsgefangene!

Sie kommen näher, ein grauer, bleicher Haufe. Es sind Brüder, Freunde, Regimentskameraden vielleicht. Wir kriechen ganz tief in den Holzstoß hinein. Hoffentlich gehen sie vorbei!

Sie gehen nicht vorbei: der Kahlschlag ist ihre Arbeitsstätte. Die Posten verteilen sich rings um den Platz. Die Gefangenen begeben sich an die Arbeit, und bald klingt das Klopfen und Sägen durch den Morgen. Gleichzeitig brechen die ersten Sonnenstrahlen durch den Nebel.

An Schlafen ist jetzt nicht mehr zu denken. Wir liegen fast atemlos in unserem Holzstoß, einige Meter über dem Boden, unfähig einer Bewegung. Zum Trost scheint aber jetzt die Sonne schön warm auf uns nieder, und ihre Strahlen verschaffen uns einiges Wohlsein.

Lange, bange Stunden liegen wir so und wissen nicht, was die nächste Minute uns bringen wird. Unter unserem Versteck hat sich ein Posten niedergelassen. Er lehnt wohl gegen den Holzstoß, denn wir verspüren hin und wieder Erschütterungen, wenn er sich bewegt. Ohne Unterbrechung summt er „La Madelon", singt alle wirklichen und hinzugedichteten Strophen des so beliebten Kriegsliedes, das sogar die Spatzen pfeifen und viele Kriegsgefangene auswendig können. Singt mit schmalziger Stimme und dreht sich inzwischen zahlreiche Ziga-

retten. Wir riechen den Qualm seines empfangenen groben Soldatentabaks, Marke „Caporal".

Gegen Mittag hallt ein langgezogener Pfiff. Sofort hört alles Klopfen und Sägen auf, und die Gefangenen strömen zusammen. Wir hören deutsche Laute und vertraute Soldatenflüche. Vernehmen das Klappern vieler Kochgeschirre und das Heranstampfen eines Fahrzeugs. Die Gefangenen werden aus der Feldküche verpflegt.

Sie setzen sich rings um den Holzstoß. Wir hören sie schimpfen über die dünne, schlechte Reissuppe ohne Fleisch, über die schwere Schufterei und die zwölfstündige Arbeitszeit. Dann wird der Holzstoß heftig erschüttert, und vor uns taucht ein Soldat auf, ein Deutscher. Er sieht uns, ist sprachlos, will dann rufen und die Begegnung seinen Kameraden mitteilen, doch wir flüstern ihm zu:

„Deutsche, wir sind Deutsche. Wir sind auch Gefangene, aber auf der Flucht. Verrate uns bitte nicht!"

Die Bewegung des Hinaufgekletterten ist seinen Kameraden anscheinend aufgefallen, denn sie rufen ihm zu, was es wohl da oben gebe. Nichts, gar nichts gebe es hier, er möchte nur mal in der Sonne sitzen, weiter nichts. Das will nun ein zweiter Deutscher auch, klettert gleichfalls empor, ist überrascht und begreift.

Die beiden Deutschen, zwei Leute, die erst vor Monatsfrist in Gefangenschaft gekommen sind, setzen sich so, daß sie uns mit ihren Rücken vollkommen decken, und beginnen zu fragen, ohne umzuschauen, scheinbar miteinander sprechend. Wir erklären ihnen den Ausgangspunkt und das Ziel unserer Flucht, ja auch den Plan mit dem Flugzeug. Da dreht sich einer der beiden Leute überrascht um: „Dann seid ihr ja die vielgesuchten Ausreißer, für deren Ergreifung man zweihundert Franken Belohnung ausgesetzt hat. Der Tagesbefehl ist in allen Ge-

fangenenlägern beim Appell verlesen worden. Einer der vier Leute, so hieß es, ist deutscher Kampfflieger."

Wir geben gern zu, daß wir diese gesuchten Leute sind, und fühlen uns gehoben, daß wir die Ehre haben, der Französischen Republik noch zweihundert Franken wert zu sein, tot oder lebendig.

„Aus dem Flugzeugklauen wird aber nichts," warnt der Kamerad. „Ich bin mit dem Dolmetscher vom Depot in Dijon gut befreundet, als Landsmann. Der hat mir erzählt, was er auf dem französischen Büro so unter der Hand erfahren hat. Es sollen schon vor einigen Wochen zwei ausgekniffene deutsche Flieger versucht haben, einen Farman zu stehlen, um damit nach Deutschland zu entkommen. Es ging aber sehr schief. Einen haben sie totgeschossen, den anderen jämmerlich verprügelt und für zwei Monate eingesperrt. Seitdem sind alle Flughäfen streng bewacht, Tag und Nacht. Die 15. Gefangenenkompanie ist augenblicklich auf dem Flughafen bei Dijon mit Planierungsarbeiten beschäftigt. Die armen Kerle fallen um wie Stechmücken, vor Unterernährung. Gefangene von dort, die mit unseren Leuten im Lazarett zu Dijon in Berührung gekommen sind, haben gleichfalls bestätigt, daß man niemals an die Maschinen herankommt. Oder man müßte sich schon unsichtbar machen können. Wie es in Deutschland und mit dem Krieg steht? Schlecht, sehr schlecht. Die Übermacht wächst erdrückend. Der elende Hunger ist unser stärkster Feind. Wir bekommen täglich viele frische Gefangene, die sich alle freuen, mit dem Leben davonzukommen. Bis sie merken, daß Gefangenschaft bitterer sein kann als der Tod. Der Dolmetscher darf hin und wieder französische Zeitungen lesen. Wie es heißt, soll Bulgarien bereits einen Sonderwaffenstillstand mit den Alliierten abgeschlossen haben. In Österreich stimmt es auch nicht, und die deutsche Armee ist auf dem Rückzug. Man will Luden-

dorff absetzen und unbedingt Frieden haben, auf Grund der vierzehn Wilsonschen Punkte." —

Eine halbe Stunde lang sprechen die beiden Kameraden mit uns, bis die schrille Pfeife der Aufsicht sie wieder zur Arbeit befiehlt. Im Weggehen werfen sie rasch noch einige Zweige über unser Versteck, drücken uns verstohlen die Hand und wünschen uns viel Glück.

Zuerst können wir keine Worte finden und glauben, dies sei alles nur ein Traum. Wie ist es denn möglich, das sich das Schicksal des Krieges so schnell gedreht hat? Vielleicht haben die beiden Kameraden zu schwarz gesehen. Wer weiß, was Ludendorff wieder beabsichtigt. Was schadet es schon, wenn wir Gelände einbüßen! Bis zur deutschen Grenze ist es noch sehr weit. Bis dorthin haben die Alliierten glatt eine Million Menschen verloren. Aber der Hunger, der elende Hunger! Hätten wir doch nur den Überfluß aus den feindlichen Proviantlägern, nur das, was dort verschimmelt! Später jedoch werden sie behaupten, uns durch Waffen besiegt zu haben! Nein, ausgehungert haben sie uns, gemein und hinterlistig ausgehungert. In zwanzig, in fünfzig oder hundert Jahren wird man in allen Geschichtsbüchern die eiserne Tapferkeit der halbverhungerten deutschen Armee preisen und sich wundern, daß selbst tausend Tankgeschwader und Millionen frischer Truppen nur zögernd gegen diese Abgekämpften vorwärtskamen.

So trösten wir uns und finden trotzdem den eigenen Trost sehr schwach. Unser Mut ist völlig gesunken. Hoffentlich klappt es doch noch mit dem Flugzeug.

Wir liegen, sinnen und flüstern leise. Fallen dann in einen leichten, dünnen, schreckhaften Schlaf, trotz des Postens, der unentwegt die „Madelon" singt, so nahe, daß wir ihm auf den Kopf spucken könnten.

Erst als die Gefangenen, bei steigendem Abendnebel, nach

einem nicht endenwollenden Tag, antreten müssen, abgezählt werden und endlich abmarschieren, dürfen wir uns strecken und fester schlafen.

Vor Kälte werden wir wach. Ein runder, weißer Mond steht am Himmel. Es duftet nach Herbst und fauligen Blättern. Wir kriechen aus unserm Versteck, machen uns eiligst auf den Weg, denn wir haben schon viel kostbare Zeit verschlafen. Dijon, das haben uns auch die beiden Gefangenen erzählt, liegt knapp fünf Kilometer weit in nördlicher Richtung. Groß blinkt der Nordstern herab. Wir brauchen dem Waldweg nur nachzulaufen. Er mündet in die große Chaussee, wo jeder Kilometerstein das Wort Dijon trägt.

Fast taghell ist die Nacht. Ohne Feuerzeug erkennen wir die Schrift der Wegweiser. Lesen auch, daß „le camp d'aviation“ (der Flughafen) von Dijon nur noch eineinhalb Kilometer entfernt ist. Von irgendwoher schlägt eine Turmuhr zwölf langsame, bedächtige Schläge durch die silbrige Nacht. Das große Wagnis, die große Aufregung beginnt.

Wir pirschen uns heran. Sehen schon in der Ferne die weißen Umrisse der Flughallen, da dröhnt uns schrill und frech der gräßliche Ruf in die Flanke:

„Halte là, qui vive!“ („Halt, wer da!“)

Gleichzeitig sehen wir ein Seitengewehr blitzen und einen Stahlhelm speckig im Mondlicht glänzen. Aus einem Erdloch lugt ein französischer Posten, keine fünfzig Meter vor uns.

„Halte là, qui vive, ou je fais feu!“ („Halt, wer da, oder ich gebe Feuer!“)

„Vier Soldaten, die nach Dijon wollen!“ rufe ich und markiere den blasierten, etwas benebelten Poilu.

„Dann müßt ihr Idioten nicht am Flughafen vorbeilatschen, oder wißt ihr nicht, daß ihr dabei eine blaue Bohne

in den Bauch kriegen könnt? Überall stehen doch Posten. Marsch, zurück mit euch besoffenen Ferkeln auf die Chaussee. Dieser Weg hier ist nachts streng verboten. Wir haben Anweisung, nach dem ersten ‚Qui vive‘ zu schießen! Kehrt marsch, ihr blöden Hunde! Von welchem Regiment seid ihr Idioten eigentlich?“

Die Antwort hat der Poilu nicht bekommen, denn wir haben uns schleunigst umgedreht und sind fortgegangen, nicht gelaufen, um kein Aufsehen zu erregen.

Mit dem Flugzeug wegzukommen, ist nun unmöglich, das wissen wir. Der ganze Fluchtplan bricht eigentlich in sich zusammen, und alles bisher Erduldete scheint vergebens gewesen zu sein. Wollen wir jetzt den Mut ganz sinken lassen und kapitulieren? Oder wollen wir noch weiter unser Glück auf der Landstraße versuchen? Nein, wir wollen nicht verzweifeln, nein, wir werden nicht schlapp machen! Innerhalb weniger Minuten steht der Entschluß fest: Wir marschieren zur Kampffront, zu der mir wohlbekannten Stelle am Montsec bei Beaumont-Flirey, im Loch bei St. Mihiel. Dort kenne ich jeden Weg und Steg und weiß verborgene Patrouillenpfade und Löcher im feindlichen Drahtverhau.

Gemacht, gemacht! Auf zur Front!

Wir fragen nicht, wieviel Kilometer es noch sein können bis dorthin. Wir fragen nicht, was wir heute oder morgen oder übermorgen essen, wo wir schlafen werden. Wir marschieren nur, eins—zwei, eins—zwei, eins—zwei, links—rechts, — links rechts — — Unsere Beine sind Maschinen geworden, nur Muskelmaschinen. Wir sind verwildert, struppig, zäh, verbissen. Keine Weichheit mehr in uns, kein Erbarmen für unsern Körper. Eine rasende Hoffnung, gemischt mit fürchterlichem Heimweh, peitscht uns vorwärts.

So verbringen wir die Nächte auf Frankreichs unendlichen Landstraßen.

Ein Biedermann wird um zweihundert Franken betrogen

Immer kälter werden die Nächte. Ihre Nebel sind eisig, schwer und dicht. Aber sie verjagen die sonst so eifrigen Gendarmeriestreifen von der Landstraße. Und sie erlauben uns jeden Morgen ein schönes Feuerchen, diese Nebel, die sich wie eine dichte Decke über das Land legen und auf fünfzig Meter alles im blauen Nichts versinken lassen.

Abends haben wir auch schon mal ein Feuerchen angemacht, aber da ist man aufmerksam geworden, und ein Feldhüter hat uns noch rechtzeitig so barsch angebrüllt, daß wir eiligst fliehen konnten, ehe er uns als Gefangene erkannte. Seitdem machen wir nur in der Frühe unser Feuer an.

Wir schlafen in Feldscheunen, wir schleichen uns in die Ställe alleinstehender Gehöfte. Wie die Indianer schleichen wir gegen den Wind, um die Hofhunde nicht zu reizen. Unsere Tage verbringen wir im Versteck, und nachts wandern wir. Wie man Eier stiehlt, Kaninchenställe aufbricht und lautlos in Obstkammern eindringt, das haben wir nun gründlich gelernt. Den Versuch, einen Hahn zu schlachten, mußten wir rasch aufgeben, weil das Tier einen Mordsspektakel schlug und den ganzen Hof weckte. Hunde bellten, der Bauer kam mit der Mistgabel, im Glauben, ein Marder oder ein Fuchs sei im Hühnerstall. Wir mußten laufen, was wir konnten. Die Kaninchen dagegen bleiben stumm, wenn sie den Besitzer wechseln. Nur kostet es immer so viel Arbeit, die Tiere zu schlachten und auszunehmen. Wir erledigen das immer in der Nähe eines Baches, kochen

das Fleisch beim Morgengrauen, essen es halbroh, ohne Salz, nur mit Zwiebeln gewürzt. Als Gemüse und Beikost gibt es Kohl oder in der Glut geröstete Kartoffeln.

In der vierten Nacht hinter Dijon erleben wir den ersten Frost. Schon gegen Mitternacht marschieren wir durch die gefrorenen Pfützen der Landstraße wie über brüchiges Glas. Die Kilometersteine melden die Nähe der Stadt und Festung Langres. Da bleibt der schweigsame Wolfkott plötzlich stehen:

„Kameraden, bis hierher ging es. Jetzt aber muß ich euch verlassen. Ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mehr vor Schmerzen. Ich muß sterben. Es geht nicht mehr!"

Er wirft sich in das reifüberzogene Gras der Böschung und krümmt sich vor Schmerzen. Hält mit beiden Händen seinen Leib und stöhnt. Bald sind wir uns einig: der arme Kerl hat Blinddarmentzündung. Das fehlte uns gerade noch!

Eins ist sicher und wird von uns drei Gesunden anerkannt, der kranke Kamerad darf nicht im Stich gelassen werden. Das Los mag entscheiden, wer bei ihm bleibt und ihn betreut bis zum Eintreffen eines Fahrzeugs oder einer Gendarmeriestreife. Den berüchtigten kurzen Grashalm ziehe ich.

Sage nichts. Fühle nur die Hoffnungslosigkeit wie einen Schleier über mich fallen, mich zudecken. So muß denn alles vergebens gewesen sein! Alle diese Pein, diese furchtbaren Märsche, der Hunger, die Entbehrungen! Ich setze mich auf meine Decke neben den stöhnenden, blassen Kameraden. Er wird es gut haben, denke ich mit Zorn. Man wird ihn in das nächste Lazarett schaffen, ihm den Blinddarm herausnehmen, ihn pflegen und in einem guten Bett schlafen lassen, während ich im „Kahn" sitzen werde, bei Wasser und Brot. Und nur, weil er nun plötzlich krank werden mußte. Eine große Bitternis erfaßt mich, und ich möchte weinen wie ein Kind, ganz hem-

mungslos. Dann aber schäme ich mich dieser unkameradschaftlichen Gedanken und reiche Wolfkott die Hand:

„Schön, also wir marschieren zusammen ins Kittchen!"

Der Kranke versucht zu lächeln. Recke und der Flieger stehen abseits, beraten und fassen scheinbar einen schweren Entschluß. Treten dann auf uns zu:

„Kameraden, wir wären ja Schufte, euch hier allein zu lassen. Alle für einen, und einer für alle! Entweder gehen wir alle, oder wir bleiben alle hier und lassen uns gefangennehmen."

Während wir so stehen und nicht wissen, wie wir das Schicksal meistern sollen, hören wir in der Ferne auf der gefrorenen Landstraße ein Fahrzeug herankommen, im gemütlichen Klipp-Klapp von vier Pferdehufen. Nun gilt es. Ich habe den Auftrag, den Kutscher über unsere Personalien aufzuklären, ihn zu bitten, uns mitzunehmen bis zur Stadt, den Kameraden dort im Lazarett und uns drei bei der Gendarmeriewache abzuliefern, wobei er zweihundert bare Franken Fangprämie für uns einheimsen könne.

Drei Minuten später ist der Wagen bei uns. Wir stellen uns auf die Landstraße und schneiden ihm den Weg ab. Ein alter Bauer klettert zitternd, umständlich, jammernd vom Bock und beschwört uns, ihm nichts zu tun. Er sei ein harmloser, alter Mann, fahre Gemüse und Obst zum Markt nach Langres, weiter nichts.

Ich habe Mühe, dem Alten klarzumachen, worum es sich handelt. Er ist damit einverstanden, daß wir den Kameraden aufladen. Gut, wenn die Herren Deutschen wünschen, mit ihm zur Gendarmeriewache zu gehen, so habe er nichts dagegen, aber er sei auch damit einverstanden, wenn die gesunden Herren Deutschen vor der Stadt wieder fortliefen. Das Rößlein zieht an. Mächtig wird der Gemüsewagen durch die Löcher der aus=

gefahrenen Landstraße geworfen. Der Kranke stöhnt und sagt, jetzt sei es nicht mehr auszuhalten. Zudem wandere jetzt der Schmerz durch den ganzen Leib.

Einige Minuten später richtet sich der Kranke auf. Muß sich heftig übergeben. Meldet aber freudestrahlend, es sei nun wieder alles gut. Läßt sich vom Wagen heruntergleiten. Wir bleiben stehen. Der wackere Bauer zieht weiter gegen Langres. Er hat unser Verschwinden und gleichzeitig den Verlust von zweihundert Franken Fangprämie sicher erst in der Stadt bemerkt.

Gottlob, die Krankheit von Wolfkott war nur eine furchtbare, heftige Blähung, oder eine kleine Vergiftung. Kein Wunder, bei all dem Zeug das wir durcheinandergegessen hatten, warm und kalt, roh, halbroh und gekocht.

Das große Wagnis mißlingt

Wir marschieren, wir marschieren. Unsere Beine sind Muskelmaschinen. Nacht für Nacht marschieren wir, düster, zäh, verbissen. Seit mehr als vier Wochen marschieren wir. Es war fast noch Spätsommer, als wir die Ketten sprengten und singend durch den Drahtverhau krochen. Nun ist es kalt, fast winterlich kalt. Wir haben Mitte Oktober 1918. Nur die Tage sind noch sonnig und seltsam warm.

Längst sind unsere Uniformen unkenntlich vor Schmutz, unsere Stiefel verschlissen. Mit gestohlenen Kartoffelsäcken haben wir uns die Füße umwickelt, um nicht auf der Brandsohle gehen zu müssen. Die Gesichter starren von Bartstoppeln, und die Augen sind entzündet. Schleimig ist der Mund vom schlechten, ungewürzten Gelegenheitsessen. Manchmal möchte

der Magen streiken, aber der Hunger treibt das Zeug hinunter.

Ein Fest ist es, als wir in einem Dorf, das wir nachts durchqueren, lauter Käfige vor den Häusern sehen und bei näherer Untersuchung schöne, stark gesalzene Brie-Käse darin finden. Wir essen uns satt an dieser leckeren Kost. Besonders die salzige Oberschicht der halbtrockenen Käse ist eine unerhörte Delikatesse für uns, die so lange ohne Salz waren. Wir stehlen so viele Käse, wie nur möglich. Sie sind so zahlreich vorhanden, daß unser Diebstahl gar nicht auffällt. Vor jedem Haus steht oder hängt solch ein Käfig mit Käse.

Und da, gegen Mitternacht, bei leisem Nordostwind, hören wir plötzlich in der Ferne ein dumpfes Brausen. Es schwillt manchmal mächtig an, rollt und dröhnt: Trommelfeuer an der Front!

Wir befinden uns knapp hinter Nancy.

Nun müssen wir uns stark vorsehen, denn hier beginnt die Kriegszone der amerikanischen Armee. Die lothringischen Wälder mit dem starken Unterholz bieten uns am Tage ein ausgezeichnetes Versteck. Nachts können wir jetzt dreist auf der Straße marschieren. Nicht alle vier zusammen, sondern auseinandergezogen, vorne zwei und hinten zwei. Man hält uns vermutlich für Amerikaner, die zur Front wollen. Wir gehen ungeschoren durch alle Dörfer, über alle Brücken, an allen Eisenbahnschranken vorbei; denn es darf nirgends ein Licht brennen wegen der Nähe der Front.

Man hält uns vielleicht auch für Zivilisten, was weiß ich. Die Gendarmeriestreifen haben nur Augen für Leute, die von der Front kommen und in die Etappe wollen. Die werden eingehend geprüft, sobald sie nicht in größerem Verband marschieren. Uns aber läßt man ungeschoren. Leute, die zur Front wollen, sind harmlos.

Von Nacht zu Nacht kommt das Trommeln an der Front näher. Wir rücken auf die Schlacht zu. Toul ist schon umgangen, und noch im Laufe der Nacht muß die Front erreicht werden, jene Ecke, die dem spitzen Berg Montsec gegenüberliegt und für mich ein bekannter Punkt ist. Amerikanische Truppen marschieren nach vorne, Kompanie hinter Kompanie. Das Artilleriefeuer liegt aber noch seltsam fern. Es klingt wenigstens so.

Nun sind wir in Beaumont. Steigen in den mir bekannten Laufgraben. Von hier aus können wir am Tage die ganze deutsche Linie überblicken. Der Laufgraben ist sonderbar verschlammt, als sei er lange nicht mehr benutzt worden. Das Artilleriefeuer aber liegt noch mindestens zehn Kilometer vor uns. Also ist die deutsche Front an dieser Stelle zurückgegangen.

Langsam, vorsichtig schreiten wir über die ehemaligen Kampfgräben, dann hinüber zur deutschen Stellung, die einsam daliegt mit ihren verlassenen Stollen und Schützenlöchern. Eine bittere Wehmut erfaßt mich beim Anblick der Stellung, wo ich noch vor einem halben Jahr Dienst tat. Nun habe ich inzwischen Paris gesehen und Südfrankreich, habe mich über vier Wochen auf Frankreichs Landstraßen herumgetrieben, bin nun wieder am Ausgangspunkt, zerlumpt, schmutzig, verlaust, verdreckt, verbittert.

Meine Kameraden sind furchtbar enttäuscht, zu vernehmen, daß die Front auch hier verschoben wurde und die Deutschen zurückmarschierten, auf Metz zu. Ich schlage vor, in einem deutschen Stollen zu bleiben, uns dort mal auszuschlafen und nachher neue Entschlüsse zu fassen. Das wird auch getan. Einen schönen, tiefen Stollen mit Drahtpritschen wählen wir. Hier hauste früher unser Bataillonsstab mit seinen Telephonisten und

Meldern. Im Knarren der Drahtpritschen, einem vertrauten Geäusch, schlafen wir ein.

Erst am späten Nachmittag werden wir wach. Das heißt, wir werden unsanft wachgerüttelt. Vor uns, wie aus der Erde gewachsen, stehen amerikanische Soldaten, leuchten uns mit der Taschenlampe ins Gesicht. Einige Pistolenmündungen blicken uns drohend an, und man fordert uns auf, die Waffen zu strecken. Worauf Recke, der vorzüglich die englische Sprache beherrscht, lachend erwidert:

„Waffen haben wir schon lange keine mehr, denn wir sind Kriegsgefangene, die nur mal ausrücken wollten, hier über die Front. Damit ist es nun aber anscheinend vorbei."

Die Amerikaner glauben uns nicht recht, schleppen uns vor den Offizier, der draußen steht und beim Anblick der vier Zerlumpten, die wie Leute aus dem Massengrab aussehen, entsetzt zurückprallt.

„Woher kommen Sie?"

Wir nennen unser Lazarett. Der Amerikaner sucht auf seiner Karte und findet es nicht. Schiebt uns die Landkarte zu und befiehlt uns, darauf den Ort zu suchen. Recke bittet um einen Plan von ganz Frankreich. Er wird gebracht. Maßstab 1 : 750000, wird ausgebreitet. Nun zeigen wir den zurückgelegten Weg, verfolgen ihn mit dem Finger bis zum Montsec, wo wir uns nun befinden.

Der Amerikaner hat mit Staunen den Weg unserer Flucht gesehen, schaut uns mit viel milderen Augen an, schlägt uns auf die Schulter.

„Ihr seid verdammte Sportsleute!"

Und in einem Atem:

„Was kann ich für die Herren tun?"

Recke meint, es wäre ganz gut, wenn der Captain mal

beide Augen zumachte, alle Posten wegschickte und eine Viertelstunde lang nichts hörte und sähe.

Der Yankee lacht mit mindestens zehn Goldplomben und erklärt, das könne er zwar nicht, aber bis auf weiteres seien die Herren selbstverständlich Gäste seines Bataillons.

Wir sind Gäste eines amerikanischen Frontbataillons. Die Truppe liegt als Eingreifdivision etwa zehn Kilometer hinter der vordersten Linie. Für die nächsten Tage ist ein großer Angriff geplant, bei dem Metz fallen soll. Statt geeigneter Dorfunterkünfte (alle Dörfer sind zerschossen) hat man die Truppen teilweise in die Unterstände der alten deutschen Kampflinie gelegt. Weshalb wir so schmählich entdeckt und wieder gefangen worden sind.

Was es heißt, Gast zu sein bei den Amerikanern?

Unsern eigenen Unterstand haben wir. Natürlich steht ein Posten davor, aber dieser Posten hat Anweisung zu grüßen, wenn wir mal austreten wollen und an ihm vorbeigehen, wobei er uns jedoch nicht aus den Augen lassen darf.

Früh um sechs Uhr gibt es Bratfleisch mit Kartoffeln, Eier mit Speck und allerlei Büchsenzeug. Dann rauchen wir schwere mexikanische Zigarren. Um zwölf Uhr gibt es wieder Essen, das reinste Hochzeitsessen. Braten fehlt nie. Auch nicht abends. Wir wissen nicht, was wir mit dem vielen guten Essen tun sollen. Und die Zigarren erlöschen nie. Dazwischen bringt man uns Wein, Pralinen, Kaugummi, Schokolade, Kognak, Zigaretten, kalifornische Früchte und warme, neue Fußbekleidung. Wir dürfen auch mal die Küche besuchen. Sie steht dort an der Stelle, wo unsere Küchenbullen Tag für Tag das magere Dörrgemüse kochten. Jetzt aber wird dort gebrutzelt und gebritzelt, und wenn das Feuer nicht mehr recht will, wirft der

Koch einen faustdicken Klumpen Butter oder Schmalz hinein, oder eine Scheibe Speck — —

Hier diese Verschwendung, und drüben, zehn Kilometer weiter, gehen sie hungernd in den Tod. Hätten wir doch nur solch ein Essen gehabt! Wir hätten die ganze Welt aus den Angeln gehoben, wir deutschen Soldaten, mit solch einem schönen, kräftigen, prachtvollen Essen, Tag für Tag!

Vier Sklaven wieder in Ketten

Eines schönen Morgens ist aber auch unser Himmel auf Erden vorbei. Zwei französische Feldgendarmen erscheinen im Lager der Yankees, nehmen uns in Empfang, legen uns Handschellen an.

Der amerikanische Offizier, der uns durchaus kameradschaftlich behandelte, will diese Schande von uns abwehren, schnauzt die Gendarmen mächtig an. Doch diese beiden Beamten berufen sich auf ihre Dienstanweisung, nehmen uns gefesselt mit.

Die Sklaverei hat wieder begonnen.

Von einer Gendarmeriestation zur andern tippeln wir. Erleben in den kleinen französischen Etappendörfern den Niedergang der Truppenmoral bei unsern Gegnern:

In jedem, noch so geringen Dorf hat man eine große Scheune als Arrestlokal eingerichtet. So zahlreich sind die Deserteure. Vom Keller bis unter das Dach sind diese Scheunen belegt. Zum Bersten belegt sind sie. Und nicht allein mit Mannschaften, nein, jedes Arresthaus hat eine Abteilung für Offiziere und eine für Unteroffiziere. Die Moral ist überall gleich schlecht, ob der Eingesperrte goldene, silberne oder gar keine

Tressen trägt. Ständig werden revolutionäre Reden gehalten, werden die diensttuenden Beamten beschimpft. Die gehen aber in die Arrestlokale, nur mit einem Stock oder Gummiknüppel bewaffnet. Schwere Mißhandlungen der Arrestanten kommen täglich vor.

Auch Chinesen treffen wir immer wieder in diesen Arresthäusern, Chinesen, denen das ewige Schanzen und Wegebauen unter dem Feuer der deutschen Geschütze doch zu dumm wurde. Und dann liegen dort zahlreiche Amerikaner, ehemals stolze, stramme Burschen, jetzt aber niedergeschlagen und geknickt.

Sie kamen vor Wochen oder Tagen erst, wohlgenährt, voller Mut und Begeisterung, nach Frankreich, wo man alles tat, ihre gute Laune noch zu heben. Die Frauen überboten sich in Liebenswürdigkeiten, und von Bordeaux bis zu der „verdammten Schießbude", wie sie die Front nannten, war es ein einziger Triumphzug, mit Vorschußlorbeeren in Massen. Doch im Knacken der Maschinengewehre, im Peitschen der Geschosse, im Schreien der Sterbenden schwand alle diese eingepaukte, verlogene Kriegsromantik der Zeitungsberichte und der sentimentalen Kriegsfilme.

Was hatten überhaupt die Amerikaner in Europa verloren? Daß die Deutschen mit verzweifelter Erbitterung kämpften, war natürlich, denn es ging nun um den baldigen Ausgang des Krieges. Die Franzosen verteidigten ihr eigenes Land, ihren heiligen Grund und Boden. Schön! Aber was hatten die Yankees in einem fremden Land zu tun? War ihre Heimat, war Chicago, war Detroit, war Frisco etwa in Gefahr? Ganz im Gegenteil. Man machte dort recht viele gute Dollars in diesen Zeiten des europäischen Durcheinanders. Idealen Heldenmut vermochte so schnell kein Amerikaner aufzubringen. Wofür und für wen auch? Der Feldzug war ein herrliches, freies

Abenteuer. Rauhe Naturen konnten den wiederholten Knallereien und Angriffen einen Geschmack abgewinnen. Andere aber hatten von den ersten fünf Minuten Frontdienst genug, flohen, trieben sich hinter der Front herum, bis man sie in ein Arresthaus brachte. Zum Aushalten in der Front, so wie Deutsche und Franzosen es fertigbrachten, durch Monate und Jahre, gehört mehr als Abenteuerlust. Nur echte Vaterlandsliebe, verbissene, tiefempfundene Verbundenheit unter Kameraden, vermag solch ein Opfer zu bringen.

Auf unserem Rücktransport kommen wir durch Epinal, ein Vogesenstädtchen, bekannt als Festung. Es ist gerade Sonntagmorgen, als wir durch den Ort geführt werden. Das kleinstädtische Pflaster ist uneben und spitz. Vor dem Kircheneingang staut sich die Menge, denn gerade ist die Messe beendet. Fromme Leute kommen an uns vorbei, in der Hand das Gebetbuch. So gut und fromm diese Menschen auch sind, sie können es sich nicht verkneifen, jetzt schnell mal den verhaßten Deutschen die drohende Faust unter die Nase zu halten, eben jene Faust, die das Gebetbuch trägt, worin gedruckt steht, daß man seine Feinde lieben müsse wie sich selbst. Und die Lippen, die soeben noch beteten: „...wie auch wir vergeben unsern Schuldigern..." schürzen sich nun verächtlich und sprechen: „Sales boches!"

Halbwüchsige laufen neben uns her, versuchen uns ein Bein zu stellen. Die Menge benimmt sich, als habe man ihr in der Gestalt der vier gefesselten, zerlumpten Deutschen die eigentlichen Kriegsschuldigen preisgegeben. Die Gendarmen marschieren gleichgültig neben uns her, Zigaretten rauchend. Sie machen sich nicht viel aus dem Drohen der Zivilisten. Das erleben sie ja jedesmal bei Gefangenentransporten. Wie kann ein Mensch nur Deutscher sein!

Gentlemen werfen mit Konserven

Wir stehen auf dem Bahnhof in Epinal. Warten auf den Zug, der uns irgendwo hinbringen soll, wohin, das ist uns einerlei. Eine bittere Trostlosigkeit hat uns erfaßt, ein Gefühl nie gekannter Ohnmacht. Wir sind stumm und müde, hungrig und abgehetzt.

Wirre Gedanken peinigen uns. Wir können nicht glauben, daß unser großes Wagnis mißlungen ist und nun die harte Strafe kommen wird, eine unerbittliche Strafe. All das nächtliche Marschieren und Vorwärtsstreben, all die erduldeten Leiden und Strapazen waren vergebens, weil ein dummer Zufall in letzter Stunde, kurz vor dem Ziel, kurz vor der Freiheit, eine amerikanische Korporalschaft in unseren Stollen führen mußte. Schicksal!

Der Bahnsteig ist wenig belebt. Nur weißgekleidete amerikanische Pflegerinnen vom Roten Kreuz lassen sich hin und wieder blicken, stellen Tische auf, bereiten anscheinend eine Truppenverpflegung vor. Erscheinen wieder mit Waschkörben voll Tassen und mit dampfenden Kafeekannen. Hei, wie das duftet! Wie mag eigentlich dieser Kafee schmecken?

Doch halt, jetzt kommen die Amerikanerinnen mit belegten Butterbroten, mit ganzen Rollwägelchen voll Sandwiches. Daneben werden große Mengen Zigaretten bereitgestellt. Und da rollt auch schon der Zug ein, der Transportzug mit lehmgrauen Sammies, die zur Front müssen, zum erstenmal in ihrem Leben. Sie haben Scherze und heitere Lieder auf den Lippen, und ihre Augen suchen den Himmel nach diesen interessanten Hunnenfliegern ab. Da sehen sie uns vier Abgehetzte, Zermürbte, Abgerissene auf dem Bahnsteig und erheben ein großes Gebrüll.

Das Brüllen gehört hier anscheinend zum guten Ton,

wenn ein Boche in den Gesichtskreis gerät. Haß- und Schimpfreden hageln auf uns nieder. Wir stehen still und starr wie Statuen, schauen durch die Leute vor uns wie durch Glas. Das verwirrt selbst die größten Schreier, und als einer der beiden Gendarmen, wichtigtuerisch und in schlechtem Englisch, die Geschichte unserer Flucht erzählt, wird man stumm. Immer mehr Sammies drängen sich hinzu. Bilden einen dichten, engen Kreis um uns. Wir riechen den starken Kaffee in ihren Tassen und die gekauten Schinkenbrote in ihren Mäulern. Der Yankee ist ein großes, gutmütiges Kind.

Hätten wir jetzt gesagt: „Gebt uns Brot und Kaffee!", man hätte uns mit Liebesgaben und Nahrungsmitteln überschüttet. Die satten, kauenden Amerikaner können doch nicht wissen, daß wir solch gräßlichen Hunger leiden, und daß ihr Essen, so dicht vor unserer Nase, für uns eine Höllenqual bedeutet.

Der Gendarm, teils um wichtig zu erscheinen, teils um unsere Gefährlichkeit zu beweisen, erzählt wahre Schauermärchen über uns. Der Flieger wird zum Adjutanten von Richthofen und wir zu ganz bedeutenden „Kanonen" des Stellungskriegs gestempelt. Zudem seien wir ganz abgefeimte MG-Schützen. Die Amerikaner fallen nun nicht etwa über uns her, wie der Gendarm wohl geglaubt hatte, sondern betrachten uns noch aufmerksamer und eingehender, ja fast schon liebenswürdiger. Geraten aber ganz aus dem Häuschen, als ihnen mitgeteilt wird, daß man uns nach einem Fußmarsch von Südfrankreich bis Beaumont zwischen Maas und Mosel geschnappt hat. Schließlich bieten sie uns Zigaretten an. „Wir rauchen Ihre Zigaretten nicht!", sagen wir, stolz ablehnend. Das schafft uns wieder neue Achtung.

Es wird jetzt ganz still um uns. Keiner schimpft. Man hört nur das Schmatzen der vielen Mäuler. Wir vernehmen dieses

Schmatzen wie eine quälende Musik, und der Geruch der Speisen verursacht uns gräßliches Brennen im Magen. Uns läuft der Speichel im Mund zusammen, und wir müssen schlucken. Ein Glück, daß endlich das Abfahrtsignal geblasen wird und diese Burschen, die wohlgenährten, satten Sammies, wie braune, zufriedene, turnerisch geschulte Affen die Abteile erklettern, teilweise durch die Fenster, aus lauter Übermut; einige setzen sich auf die Wagendächer.

Der Zug zieht an, rollt. Die Wagen gleiten an uns vorbei. Die weißen Helferinnen vom Roten Kreuz winken, und die Sammies werfen ihnen Kußhändchen zu. Uns läßt man ungeschoren. Kein Schrei mehr, kein Fluch, nichts. Wir haben uns Achtung verschafft bei diesen Rekruten, wir, die Männer der Materialschlachten.

Nur im zweitletzten Wagen, einem Wagen erster Klasse, lachen sie über uns. Langsam fährt der Wagen an uns vorbei. Offiziere sitzen dort hinter den Scheiben. Einer drückt das Fenster herunter, beugt sich grinsend vor. Einen mit Goldplomben überladenen Mund sehen wir. Verbirgt etwas hinter seinem Rücken, der Yankee, und in seinen Augenwinkeln sitzt die Vorfreude über einen wundervollen Streich. An den Nebenfenstern stehen Offiziere und lachen. Jetzt holt der Mann mit den Goldplomben zum Wurf aus, und seiner Hand entfliegt eine heftig geschleuderte Konservenbüchse.

Das geht alles blitzschnell. Ich sehe die Büchse auf mich zukommen, bücke mich aber nicht, aus lauter Trotz. Mitten auf die Stirn, zwischen die Augen trifft mich der wuchtige Schlag, daß ich taumele und fast betäubt bin. Zäh und dickflüssig rinnt der Inhalt der geöffneten Büchse über mich, verklebt mir das ganze Gesicht, brennt heftig in der Stirnwunde. Ich höre Leutnant Wolfkott auf englisch schreien:

„So wollen Gentlemen Krieg führen?! So benimmt sich

ein Kuhjunge! Ein blutiger Hund, wer sich feige an einem wehrlosen Gegner vergreift!"

Recke und der Flieger wollen Wolfkott den Mund zuhalten, doch der wehrt sich und brüllt:

„Sie sollen mich erschießen, die Bande, ich spucke auf solche Schufte!"

Nur mit Mühe können die beiden Kameraden den Zornigen zurückhalten, beruhigen ihn.

Die französischen Gendarmen sind ganz ratlos, laufen zwischen mir und den Kameraden hin und her, schimpfen nun auch auf die Amerikaner und den schlechten Scherz, fühlen sich in ihrer Wächterehre bitter gekränkt. Ich aber versuche erfolglos, mir die klebrige Brühe aus dem Gesicht zu waschen, schmiere aber obendrein noch meine Haare voll und vermische alles mit dem Blut, das mir unaufhörlich aus der geringen Stirnwunde rinnt. Der ganze Bahnsteig ist in heller Aufregung.

Das Schreien des deutschen Offiziers und das Schimpfen der Gendarmen hat nun auch die amerikanischen Schwestern aus dem Wartesaal gelockt. Sie trippeln näher. Erkundigen sich, erfahren den Sachverhalt und schämen sich. Sie schämen sich für ihre Landsleute und wollen die Ehre Amerikas wieder rein waschen. Zuerst aber wollen sie mir helfen.

Ich bekomme einen großen Trog mit warmem Wasser hingesetzt und darf mich waschen, herrlich waschen, mit guter, echter Seife, und mich nachher mit einem weichen Handtuch abtrocknen. Komme mir wie neugeboren vor. Von zarter Hand werde ich verbunden, daß ich nun aussehe wie ein soeben von der Front gekommener Verwundeter mit Kopfschuß.

Ob sie sich auch in dem Trog waschen dürfen, fragen die Kameraden. Das wird ihnen gern gestattet, ja man gießt noch

einen Eimer Warmwasser hinzu. Doch die große Überraschung kommt noch in Gestalt eines gutgedeckten Tisches.

Die Schwestern bitten uns, Platz zu nehmen. Auch die plötzlich freundlich gewordenen Gendarmen setzen sich zu uns, und wir sechs Soldaten, die alle so schwer unter der Last des Schicksals zu leiden haben, essen brüderlich zusammen, nehmen aufeinander Rücksicht, reichen uns Brot und Butter und Wurst und Cornedbeef zu. Die Amerikanerinnen umstehen uns freundlich und sind dankbar, als wir ihnen unsere Fluchtgeschichte kurz erzählen, ja sie bedauern lebhaft, daß es solchen „Sportsmen" nicht gelungen ist, die Freiheit zu erkämpfen. Sie bitten uns hundertmal um Verzeihung für die schmähliche Behandlung durch einige ungebildete Offiziere, betonen aber, daß solche Leute in der verschwindenden Minderheit sind, was wir ihnen gern bestätigen können, da wir die Ritterlichkeit der meisten Amerikaner, besonders der Offiziere, immer wohltuend empfunden haben.

Als unser Zug einläuft und wir uns, versehen mit Zigaretten und Reiseproviant, von den Schwestern verabschieden, drückt uns eine ältere Dame Gesangbücher in die Hand. Es sind Gebet- und Gesangbücher der Quäkergemeinde von Salt-lake-City.

Die französischen Zivilisten im Zug sind nicht wenig erstaunt, französische Gendarmen fast freundschaftlich mit vier Boches umgehen zu sehen, trauen ihren Ohren kaum, als die Gendarmen die Hunnen mit „Messieurs" anreden. Ganz und gar geraten sie aus dem Konzept, als sie sehen, wie einige amerikanische Damen vom Roten Kreuz den wegfahrenden Gefangenen lebhaft nachwinken.

Ein „Gentleman" warf mit Konserven. Der moralisch Geworfene war er.

Und eines Morgens um elf Uhr ...

Die folgenden Tage erlebe ich wie im Traum. Es ist auch ein Traum; denn hohes Fieber hat mich gepackt. Meine Stirnwunde eitert heftig, und auch meine Schußwunde von der Marne meldet sich wieder. Zudem habe ich eine starke Grippe.

Pflichtgemäß haben uns die Gendarmen im Fort Gourlement bei Neufchateau abgeliefert. Von dort aus brachte man mich sofort, fast besinnungslos krank, in das amerikanische Lazarett von Neufchateau.

Ich liege zwischen vielen Kameraden auf einem Heuboden. Täglich werden Tote hinausgebracht. Die Leute sterben hier wie Fliegen. Kein Arzt kümmert sich um die Deutschen. Unter uns hören wir den ganzen Tag furchtbares Geschrei; denn wir liegen gerade über dem Operationsraum.

Zweimal täglich wird unser Fieber gemessen mit einem dünnen Fahrenheit-Thermometer, und zwar unter der Zunge. Der Sanitätssergeant, ein deutsch sprechender Jude, dessen Eltern in New-York eine große Pelzhandlung besitzen, zieht das gläserne Stäbchen dem einen aus dem Mund, schüttelt es und schiebt es dem andern unter die Zunge.

Ohne es jemals abzuputzen oder zu desinfizieren.

Und dabei sterben hier im Saal täglich einige Menschen an Grippe und Lungenschwindsucht — —

Die Verpflegung ist gut, aber wir können nichts damit anfangen. Schon am frühen Morgen gibt es eine richtige anständige Vollmahlzeit mit Bratfleisch und Kartoffeln. Dreimal täglich reicht man uns heißen, starken Kafee, viel Brot und Fleisch. Aber eine Tasse Milch wäre uns lieber. Das Essen wandert fast immer unangerührt wieder hinaus.

Und da werde ich eines Abends nach dem Fiebermessen

von zwei Helfern aus meinem dürftigen Lager gezerrt, auf eine Bahre gelegt und in einen anderen Saal gebracht. Man packt mich in ein Bett, und ich schaue verwundert umher — —

Neben mir liegt einer und grinst: „Willst du auch himmeln, Kamerad? Na, stell' dich doch nicht so dumm an, du weißt doch, daß hier die Totenkammer ist. Hier kommt kein Schwein mehr lebendig heraus. Du bist ja ein Christ, also bestell dir nur rasch den Himmelsfähnrich!" (Spottname für den Feldgeistlichen).

Der Nachbar lacht mit blassen Lippen und zeigt große gelbe Zähne, die aus völlig blutleerem Zahnfleisch ragen. Die Haut an seiner Stirn ist glatt und glänzend, wie gespannt, und seine Augen liegen ganz tief in den Höhlen. Ich drehe mich entsetzt herum und sehe den anderen Nebenmann schwer atmend im Bett liegen. Die Decken hat er über sich gezogen, so daß nur sein wirrer Haarschopf herausragt. Er ist bereits besinnungslos. Der Sanitäter hat dem schweren Lungenfall da höchstens noch einige Stunden gegeben.

Gegen Mitternacht kommt der Pelz-Jude und fühlt unter die Decken. Drei Leute, darunter mein Nachbar mit dem Totenkopf, der Mann, der mich vor Stunden noch scherzhaft über die Totenkammer aufklärte, werden als Leichen fortgebracht.

Um sechs Uhr, als das erste Frühstück gereicht wird, tragen sie auch den andern, den Mann mit dem wirren Haarschopf hinaus. Und da — mit raschem Griff fühlt der Sanitäter auch unter meine Decke.

Nein, ich bin noch nicht tot! Ich will leben, ich will leben! Ich will nicht fortgetragen werden! Leben! Leben! Laßt mich! Ich bin noch warm, ich lebe noch! Ich lebe immer noch! Geht es dir nicht schnell genug, du Hund! Ich will leben, hörst du, wenn du mir auch den Fiebermesser mit dem blutigen Hustenschleim der Hoffnungslosen unter die Zunge steckst. Ich will

leben, du herzloser Narr! Du Schwein, — — leben will ich, hörst du!

Deine Mutter stammt aus Frankfurt, prahlst du, und trotzdem willst du uns alle vernichten. Du führst Krieg auf deine Art. Du bist eine Bestie, du Sanitäter mit dem glatten Gesicht! Pelz-Jude, du Teufel!

Stiche in Brust und Rücken peinigen mich, und meine Wunden eitern. Wenn ich jetzt den Mut und den Willen zum Leben verliere, dann werde ich verlöschen wie ein müdes Licht, das weiß ich. Und da nehme ich meinen ganzen Willen zusammen und rede mir ein, daß alles gar nicht so schlimm sein kann. Was heißt schließlich „Totenkammer"!

Noch im Laufe der Vormittags bricht mir plötzlich der Schweiß aus allen Poren, und mein Fieber sinkt rasend schnell. Um mich herum sterben sie, fallen sie um wie Fliegen im Frost. Ich merke gleich, wenn es mit einem zu Ende ist. Dann versucht er nämlich in den meisten Fällen aufzustehen. Einigen gelingt es, sich aus dem Bett zu erheben. Man schleppt sie zurück, man deckt sie zu. Eine Stunde später sind sie tot. Ihre ausgepumpten, ausgehungerten Körper sind dieser rasenden Grippeseuche nicht mehr gewachsen. Mindestens zweimal in der Woche wechselt die Belegschaft in der Totenkammer, und von zehn Eingelieferten kommt hier nur einer lebendig und genesen wieder heraus. Es ist bitter, in solch einer trostlosen, gekalkten, nackten, unfreundlichen Kammer sterben und verderben zu müssen.

Als ich eines Morgens nur noch achtunddreißig Grad Fieber habe, muß ich aufstehen und mich in das große, im Hof des Lazaretts aufgebaute Zelt begeben. Wir liegen dort zu etwa zwanzig Genesenden im rötlichen Halbdunkel des Leinwandhauses. Ringsum werden vom frühen Morgen bis zum späten Abend kranke Pferde von verwegen aussehenden Negern

in amerikanischer Uniform im tollsten Tempo und mit viel Geschrei bewegt.

Die Lazarettküche steht dicht neben unserem Zelt und wir können sehen, wie der Koch schwere Klumpen Butter und Fett in die Glut wirft, wenn das Holz mal nicht mehr recht brennen will. Und neben dieser Küche befindet sich ein großer Müllhaufen, und darauf sehen wir täglich frisch abgeschnittene Beine und Arme, noch halb von blutiger Watte umklebt; denn die Karbolfritzen vom Operationsraum haben die Gewohnheit, die Eimer mit dem Überfluß aus der „Schlachtkammer" hier einfach auszukippen.

Eines Tages muß ich das Zelt verlassen, werde einem Transport zugeteilt. Jeder Schritt ist mir eine Qual. Ich vermeine umzufallen vor Müdigkeit und Schwäche. Die Rückenwunde schmerzt furchtbar. Dreimal muß ich mich, schweißgebadet, in den Straßengraben setzen, werde aber mit viel „Allez" durch den Posten aufgetrieben und muß mit. Ich muß mit, und wenn ich sterbe auf diesem Gang zum Fort.

In Anbetracht meiner Schwäche und meines schlechten Aussehens werde ich im Fort in die Revierstube gelegt, während meine drei Kameraden schon in der Arrestzelle sitzen bei Wasser und Brot. Ich muß es als ein Glück bezeichnen, daß auf dem Fort ein großes Durcheinander herrscht. Die Franzosen kennen sich gar nicht aus und wissen überhaupt nicht, wieviel Leute sie genau da haben.

Täglich gibt es mehrere Zählungen, doch die Bewegung der von der Front eintreffenden und nach dem Süden weitergeschickten Gefangenen ist so stark, daß die Anwesenheitslisten niemals stimmen. So allein ist es möglich, daß ich scheinbar vergessen werde und nicht zu meinen Kameraden in die Arrestzelle komme, sondern eines Tages einem Transport zugeteilt werde.

Es gelingt mir noch, den drei Kameraden einen Gruß durch die Arresttür zuzurufen, nur so im Vorbeigehen. Der Posten paßt scharf auf, doch ich schlendere an den Zellen vorbei, pfeife und spreche dazwischen:

„Ich werde wegtransportiert. Meine Heimatadresse kennt ihr! Auf Wiedersehen in der Heimat!"

Und aus der Zelle tönt es dreistimmig:

„Auf Wiedersehen, Schweineschwanz!"

Ich habe meine drei Kameraden nicht wiedergesehen. Erst später, nach meiner Rückkehr, habe ich erfahren, daß der Flieger Kampmann im Januar 1919 bei einem erneuten Fluchtversuch vom Posten erschossen wurde, daß Recke an der Grippe starb und Wolfkott aus Schwermut und Trauer über das Vaterland am Tage der Unterzeichnung des Friedensdiktats zu Versailles im Offizierslager irgendwo in Südfrankreich freiwillig aus dem Leben ging.

Drei deutsche Männer starben den Heldentod fürs Vaterland!

Man hat uns in einen Zug gesperrt wie Vieh. Die Güterwagen sind von außen geschlossen und plombiert. Vierundzwanzig Stunden lang fahren wir. Austreten ist unmöglich. Unsere Notdurft verrichten wir in leere Konservenbüchsen, die wir durch die Luftluken entleeren. Ein furchtbarer Gestank erfüllt den Wagen, denn wir sind fast alle darmkrank.

Am feierlichen Glockengeläute merken wir andern Tags, daß es Sonntag ist. Wir spähen durch die Luftklappen, und siehe, wir stehen auf einem toten Geleis im Bahnhof von Dijon. Vor knapp vierzehn Tagen schlichen wir hier entlang, irgendwo dort über die Höhen, und nun sind wir voneinander getrennt und einzeln einem rauhen Schicksal überlassen. Alle Hoffnung ist hin. Was kann mir die Zukunft noch bringen?

Die französischen Bahnbeamten machen sich einen Spaß daraus, uns mal ordentlich durcheinanderzuwirbeln. Lassen uns auf Prellböcke fahren, stoßen die Wagen heftig gegeneinander. Ohne Grund und Zweck werden wir mindestens zwei Stunden lang hin und her geschüttelt. Man will uns nur quälen, weiter nichts. Als wenn die Qualen des Hungers, des Durstes und der gemeinsamen Beschmutzungen in den engen Wagen nicht schon groß genug wären. Und die Qual des Heimwehs!

Endlich öffnet man die Schieber und Riegel und fordert uns auf, auszusteigen. Gern verlassen wir die gräßlich beschmutzten Wagen und stellen uns in Reih und Glied. Es ist Mittag, als wir, in guter Gruppenkolonne, ausgerichtet und im Gleichschritt, durch Dijon marschieren. Das harte Auftreten der deutschen Nagelsohlen hallt gegen die Häuser, lockt die Bewohner an Fenster und Türen.

Sie sehen uns, brüllen los, erfinden hundert häßliche Schimpfworte. Vor einer Kirche sitzt eine Bettlerin und säugt ihr Kind. Als wir vorbeikommen, reißt sie ihr Kleines von der Brust, läuft uns entgegen, hält das greinende Kindchen hoch: „Hier, Gustav, das sind die Hunde, die dir den Vater töteten. Schau sie an, die Boches. He da, ihr Schweine! Das unschuldige Kind hier verflucht euch. Verrecken müßt ihr alle!“

Das Weib keift, rennt hin und her.

Ein Soldat kommt vorbei, ein feingekleideter Etappenhengst und Drückeberger. Sieht uns und zieht seinen Kavalleriesäbel. Fuchtelt wild damit über unseren Köpfen und zeigt einen geradezu heldenhaften Mut. Frauen strecken ihre Zunge heraus. Ein altes Weib, das mit einer Last frischer Wäsche über die Straße trippelt, setzt bei unserem Anblick den Korb ab, hebt die Röcke und klatscht sich auf den nackten Hintern. Kinder eilen

uns nach, bewerfen uns mit Steinen. Eine Stadt ist verrückt geworden.

An allen Häusern kleben große Plakate mit der Aufforderung, die letzte Kriegsanleihe, die Siegesanleihe zu zeichnen. Auf den mehrfarbigen Drucken sieht man Kaiser Wilhelm, tief gebeugt, auf der Flucht vor den Fahnen der Alliierten, die drohend über ihm erhoben sind und ihn schier erdrücken wollen.

Erst im Weichbild der Stadt wird es ruhiger um uns. Vor einem der letzten Häuser steht ein Deutschamerikaner, ruft uns zu: „In spätestens zwei Tagen wird es Waffenstillstand geben!"

Nach kurzem, aber beschwerlichem Marsch nimmt uns das Lager in Fort Asnières auf. Langes Warten und Angeben der Personalien. Dann sinken wir todmüde auf die verlausten Strohsäcke.

Trüb kriecht der Morgen heran, der Morgen des 11. November 1918. Um halb elf Uhr müssen wir antreten. Ein Dolmetscher tritt vor, im Auftrag des französischen Kommandanten, gibt bekannt, daß um elf Uhr, also in einer halben Stunde, der von Deutschland erbetene Waffenstillstand in Kraft trete. Auch eine Klausel über die Kriegsgefangenen sei darin enthalten, und die bestimme, daß die in Deutschland zurückgehaltenen Alliierten sofort in Freiheit zu setzen sind, während wir, die deutschen Gefangenen, noch zur Verfügung Frankreichs stehen müssen.

Und während der Dolmetscher so spricht und wir eine unerhörte Trostlosigkeit in uns aufsteigen verspüren, wird plötzlich die Trikolore über dem Fort gehißt, und frech, schrill, höhnisch werfen von irgendwoher Clairons die Marseillaise in den kalten Novembermorgen.

Wenn ich an den Aufenthalt auf Fort Asnières zurückdenke, so erscheint vor meinen Augen das fürchterliche Gespenst des Hungers. Hunger und Fort Asnières sind für mich zwei untrennbare Begriffe geworden.

Jahrelang in der Front haben wir mehr oder weniger gehungert. Dazwischen gab es aber immer noch fette Tage oder wenigstens die Hoffnung auf solche Tage. Hier aber war nur der nackte, der trostlose schwarze Hunger, weiter nichts.

Wie ein Engel wirkt hier im Fort ein kriegsgefangener Unterarzt aus einer Kleinstadt am schönen Saalestrand. Er hilft, wo er nur kann. Die Gefangenen sind entsetzlich verseucht. Besonders die zum Schluß des Krieges massenweise irgendwo bei den Rückzugsgefechten entwaffneten Leute sind schwach, hohl, ohne Widerstandskraft und Mut. Sie fallen wie die Fliegen. Manche stehen nicht mehr auf oder werden gleich sterbend weggeschleppt. Die Leute tragen fast durchweg den Todeskeim in sich, in ihren ausgemergelten, durch Grippe, Ansteckungen, Strapazen, Vergasungen, Märsche, Entbehrungen und Hunger drüben und hüben völlig geschwächten Körper. Hier greift der Unterarzt ein, wo er kann. Die Franzosen versuchen immer wieder, ihm Hindernisse in den Weg zu legen, doch er erzwingt Medikamente, indem er alle Fälle viel schlimmer und ansteckender schildert, als sie sind. Täglich malt er dem entsetzten Fortkommandanten das Gespenst einer großen Seuche, die alles, Deutsche und Franzosen, ohne Unterschied wegraffen würde, ziemlich erfolgreich an die Wand. Dadurch erreicht er, daß eine Kasematte als Reviersaal freigegeben wird. So kann er die Schwerkranken wenigstens unter seiner besonderen ärztlichen Aufsicht halten und sie behandeln, mit Hilfe einiger deutscher Sanitäter.

Die Revierstube ist ständig überfüllt, fast immer hoffnungslose Fälle. Der Unterarzt muß sich damit begnügen, die Leute in Decken zu packen, abzureiben und auf irgendeine Weise zum Schwitzen zu bekommen. Mit einigen noch vorhandenen Aspirintabletten wird umgegangen wie mit kostbaren Edelsteinen.

Eines Morgens, beim Apell um sechs Uhr, breche auch ich zusammen vor Hunger, Elend, Mattigkeit und Grippe. Man bringt mich in die Revierstube, bewußtlos, mit hohem Fieber. Alle Strohsäcke sind belegt. Da packt mich der Unterarzt auf sein eigenes Lager, wickelt mich in seine eigenen Decken und gibt mir heimlich eine gute Dosis Aspirin. Vierundzwanzig Stunden lang wälze ich mich in furchtbaren Angstzuständen. Der Unterarzt reicht mir eine besondere Medizin, zwingt sie mir in den Mund. Und da spüre ich den Schweiß aus allen Poren rinnen. Am anderen Morgen ist mein Fieber fast weg. Auf Befehl der französischen Lagerverwaltung muß ich sofort den Strohsack verlassen und in die gemeinsame Kasematte zurückkehren.

Diese Kasematte verdient eine nähere Beschreibung. Nein, das ganze Fort Asnières, dessen Name viele Deutsche mit Schrecken erfüllt, muß genau geschildert werden

Hohe Bäume umgeben die grünen Wälle der Feste, schließen sie von der Außenwelt ab. Kein Schmuck sind sie, sondern Tarnung. Ein breiter Wallgraben läuft ringsum, und die Wallmauern steigen siebzehn bis zwanzig Meter empor. Oben schauen kleine Panzertürmchen aus dem satten Grün des Rasens, und zwei Hebebrücken geben den Zugang zum Fort frei. Das heißt, wenn sie nicht gerade hochgezogen sind, was jedoch immer geschieht zwischen Abend- und Morgenappell. Genau in der Mitte des Forts erhebt sich die Kasemattenwand, und darein, gegen den engen, zwischen Wällen liegenden Lichthof, sind winzige Fenster gehauen, mitten in die mehrere Meter dicke Wand aus Sandsteinen.

Einige enge Steintreppen führen vom Hof aus in das Innere des Forts, münden auf einen Gang, der sich im Halbkreis um das ganze unterirdische Werk windet. Schmale Türen geben Zutritt zu den Kasematten. Ach, diese Kasematten!

Zwei Reihen Pritschen stehen an den naßkalten Wänden, und auf ihnen liegen die Gefangenen. Liegen auch zwischen den Pritschen auf dem nackten Boden, ohne Decke, ohne Unterlage. Doch das ist alles nicht so schlimm, denn die heiße Stickluft in den Kasematten ist noch eher zu ertragen als die Kälte draußen, auf den Steintreppen und Fluren. Das Fort kann im Höchstfall eine kriegsstarke Besatzung von sechshundert Köpfen aufnehmen, und jetzt liegen zweitausendfünfhundert Gefangene hier innerhalb der Wälle. Doch halt, erleben wir doch mal einen Tag in Fort Asnières, einen einzigen Tag, einen der vielen Tage des Grauens in dieser Hölle.

Asnières, das verdammte und verbrannte Sperrfort

„Fort brûle“ heißt das Fort Asnières bei Dijon. Seine Kanonen beherrschen weithin das hügelige Weinland. Doch 1870/71 hat es um das Sperrfort harte Kämpfe gegeben, wobei die Deutschen die einzige in jenem Feldzug verlorene Fahne einbüßten. Das Fort selbst wurde zusammengeschossen, und große Munitionsentzündungen verwandelten es in einen Trümmerhaufen. Was die Granaten nicht zerstörten, das fraß das Feuer der deutschen Brandgeschosse. Mit dem Fort, so kündet stolz eine Marmortafel, starben für die Verteidigung des Vaterlandes der Kommandant und vierhundertzweiunddreißig Mann der Besatzung. Keiner hat lebend das brennende Fort verlassen können.

So das „fort brûle".

Beim Wiederaufbau der Feste hat man leider die Anlage einer genügenden Wasserleitung vergessen. Zwar gibt es drei Brunnen innerhalb der Wälle, aber sie liefern ein schlechtes, muffiges Wasser, das nach Jauche schmeckt und schweren Durchfall hervorruft, weil der Abstand zwischen Abortgruben und Brunnen nicht groß genug ist. Man hat daher die Schächte schon vor einigen Wochen zugemauert und holt das Wasser in Tonnen täglich zweimal aus einer mehrere Kilometer entfernten Wiesenquelle.

Wasserholen ist eine vielbegehrte Vergünstigung, ja man behauptet, daß die Leute, die täglich abwechselnd zum Schieben der großen, fahrbaren Wassertonnen bestimmt werden, zu den Lieblingen des Schicksals gehören. Sie dürfen sich nämlich satt trinken, sie können sich waschen, zwei Herrlichkeiten, die uns versagt bleiben. Wer Glück hat und gute Freunde, kann unter Umständen mal ein Kochgeschirr voll Wasser bekommen, unter der Hand mitgebracht, was aber verboten ist. Zweitausendfünfhundert Menschen haben seit Wochen kein Trinkwasser. Ein Tier läßt man sich satt saufen. Nur wir Menschen müssen dursten. Es wird nur so viel Wasser geholt, wie die Kochkessel fassen, kein Tropfen mehr. Großes Drängeln, wenn das Wasserfaß ankommt, weil jeder gern mithelfen möchte, das kostbare Naß eimerweise in die Kochkessel zu füllen; dabei fällt nämlich immer ein heimlich gestohlener Becher voll Wasser ab.

Eines Tages nascht wiederum ein Gefangener am Wasser seines Eimers. Dies sieht ein französischer Wachtposten, eilt hinzu, und ehe der Durstige seinen Mundraub an die Lippen bringen kann, fühlt er sich von hinten gepackt. Eine rauhe Hand schlägt ihm den Becher gegen Lippen und Zähne, daß der Inhalt über das ganze Gesicht spritzt. Der Gefangene taumelt, läßt aufschreiend seinen Eimer fallen, stürzt nieder, aus Mund

und Nase blutend. Das kostbare Wasser rinnt über den schmutzigen Hof. Mit Fußtritten treibt der Poilu den Liegenden wieder hoch und jagt ihn fort. Wir stehen daneben, zittern vor Wut und Scham und knirschen hilflos mit den Zähnen.

Wehe den Entwaffneten!

Ein dreister Überläufer, den man uns als deutschen Lagerfeldwebel gegeben hat, sorgt natürlich ganz besonders gut für seine Kreaturen, die ihn wie eine Leibwache beschützen, weil man ihm ans Leder will und ihn schon wiederholt in dunklen Gängen und auf Fluren angefallen und jämmerlich verprügelt hat, trotz der französischen Bajonette.

Auch die „Küchenbullen" sind solche Günstlinge des Gebieters über Druckposten und Lebensmittel. Deshalb können die Küchenbullen rauchen. Ja, sie rauchen ganz frech und herausfordernd, stecken sich eine Zigarette an der anderen an, während mehr als zweitausend Menschen ihnen gierig zuschauen und für ein solches Tabakstäbchen eine Woche ihres Lebens hergäben. Es liegt eine rohe Frechheit und Gewissenlosigkeit im Tun der Küchenbullen.

Sobald eine Zigarette angeraucht ist, sammeln sich um die schmierigen Köche mindestens zwei Dutzend Menschen, verfolgen mit den Augen jede Bewegung, jeden Lungenzug, versuchen die Rauchenden durch Blicke zu erweichen und zu veranlassen, doch noch wenigstens drei Züge auf dem Stümmelchen zu lassen. Doch die „Bullen" schauen hochmütig an den Bittenden vorbei, fühlen sich gehoben in ihrem satten Herrentum.

Sie haben eine geradezu herausfordernde Art, die Asche mit einer nachlässigen Handbewegung verächtlich gegen die

---

Die Männer vom Fort Asnières haben nichts vergessen; auf dem Transport in die deutsche Heimat, im Frühjahr 1920, wurden die Küchenbullen unter Kameradenfäusten gerichtet.

Umherstehenden zu schleudern. Einige fangen mit der hohlen Hand die Asche auf, riechen daran, schnupfen sie mit Wonne und lachen, um die Tyrannen in gute Laune zu versetzen. Diese aber verziehen keine Miene, weil ihnen Beifall und Tadel der gewöhnlichen Gefangenen ganz schnuppe sind und an ihnen abprallen. Schließlich werfen sie die Zigarette weg, hinter sich, über die Schulter, ohne sich umzudrehen.

Eine wilde Balgerei um den Stummel entspinnt sich, bis ein französischer Feldwebel erscheint und mit einem derben Knotenstock auf die gebückten Rücken haut. Alles stiebt auseinander. Die Bullen grinsen höhnisch und lachen vor Freude über den gelungenen Spaß. Wir aber knirschen, schwören bittere Rache und hoffen auf den Tag der gerechten Vergeltung. Ha, jetzt einmal diese Schufte, diese Küchenbullen in der Kasematte haben können! Ohne den Schutz französischer Posten.

Wehe den Entwaffneten!

Es kommt aber auch vor, daß die beiden Köche nicht besonders gut gelaunt sind. Dann rauchen sie die Zigaretten nur halb auf, drehen sich um und fragen: „Na, wer will mal rauchen?" Halbverhungerte Feldgraue betteln um das glimmende Stäbchen. Man will Holz spalten und Feuer schüren und Wasser schleppen und alles tun, nur um einmal einige Züge rauchen zu dürfen, weiter nichts. Die Bullen sehen das Massenangebot und fühlen in sich neronische Gelüste. Kostbare Sekunden vergehen, und die Zigarette brennt immer mehr ab. Schade um die schönen und köstlichen Genüsse, die nun verlorengehen.

„Ihr könnt euch also nicht einigen, ihr Idioten," sprechen dann höhnisch die Bullen und werfen die Zigaretten einfach in die Ofenglut. Wir stehen ohnmächtig und möchten uns auf die Kerle stürzen, sie erwürgen und vernichten, diese Hunde, diese

elenden Hunde. Aber dort drohen die französischen Bajonette, und wir Ausgehungerten sind zu schwach geworden.

Wehe den Entwaffneten!

Die Stunden rinnen zwischen Hunger und seelischen, ja auch körperlichen Mißhandlungen. Der Tag beginnt früh im verbrannten und verdammten Fort. Um fünf Uhr werden wir aus bleiernem Schlaf gerüttelt. Die warme und nasse Stickluft hat uns betäubt, und wir können nicht sofort erkennen, wo wir sind und was man mit uns vorhat. Waschen fällt aus, wegen des völligen Wassermangels. Also taumeln wir in den engen Innenhof, wo schon viele Gefangene zum Morgenapell versammelt sind.

Ein allgemeines Husten hebt an. Man keucht sich die verbrauchte Nachtluft aus den Lungen. Bald ist jeder Zentimeter Boden des engen Hofs vom Auswurf der zweitausendfünfhundert erkälteten Menschen bedeckt. Der Hof ist gerade so groß, daß wir uns darin aufstellen können, wenn wir uns eng aneinanderdrücken, Mann hinter Mann, Mann neben Mann.

Dann wird die Morgensuppe empfangen. Die wegen Wassermangels nie gereinigten, entsetzlich stinkenden Kochgeschirre, teilweise Konservenbüchsen und Gasmaskenbüchsen, werden den Küchenbullen hingehalten und mit je einem halben Liter „Suppe" bedacht.

Anfang September 1918, als die Amerikaner den ganzen Bogen von St. Mihiel abquetschten und mehreren Divisionen, die nicht mehr rechtzeitig auf Metz zurückweichen konnten, viele Leute als Gefangene abnahmen, herrschte im Fort Asnières, wohin diese Deutschen größtenteils gebracht wurden, ein solches Gedränge, daß nachts auf Fluren und Gängen kein Durchkommen mehr war, weil alle diese zu Tode erschöpften Menschen einfach dicht zusammengekauert auf dem Boden schliefen. Daher mußten Männer, die fern der stets von Darmkranken

umlagerten Latrine einen trockenen Schlafplatz in einem Kasemattengang erwischten, ihre Notdurft in mitgeführte Kochgeschirre, Konservenbüchsen und Gasmaskenbehälter verrichten. Nach dem Abtransport dieser Truppen blieben die von Urin verrosteten Büchsen liegen. Und dann gab man sie den nachfolgenden Gefangenen als „gamelle", als Kochgeschirr.

Keine Möglichkeit, diese gräßlich stinkenden Büchsen auszuwaschen; denn woher Wasser nehmen? Nicht einmal Sand zum Ausscheuern ist vorhanden, nicht einmal eine Handvoll Lehm. Alles ist Stein in diesem Fort, und die enge Bodenfläche des Innenhofes ist, wie schon erwähnt, so von menschlichem Auswurf bedeckt, daß es unmöglich erscheint, diese verseuchte Erde zum Reinigen der Kochgeschirre zu benutzen. Zudem ist dieser Boden steinhart und festgestampft vom Kommen und Gehen der Unzähligen. Also hinein mit der Suppe in dieses furchtbare Eßgeschirr! Man hält sich die Nase zu, man würgt, aber der Hunger ist so groß und der Magen so leer —!

Es wäre vermessen, diese Brühe als genießbare Suppe zu bezeichnen, denn sie besteht aus trübem Warmwasser, in dem einige Fäden irgendeines Schleimes oder Spülichts oder wenige Reiskörner umherschwimmen. Das Ganze schmeckt dumpf und scheußlich, riecht aber wie abgestandenes Sumpfwasser.

Nach dieser Mahlzeit bleiben wir uns ganz überlassen, sitzen oder stehen umher, fangen unsere zahlreichen Läuse und frieren. Um zehn Uhr gibt es die tägliche Brotration, genau zweihundert Gramm pro Kopf. Gewissenhaft wird alles abgewogen und verteilt und innerhalb weniger Minuten verspeist. Ab elf Uhr wird ein sogenanntes Mittagessen ausgeteilt. Das geschieht durch Aufruf der Landsmannschaften in beabsichtigter Reihenfolge. Zuerst dürfen die „Polen" antreten und bekommen das Dicke von unten herauf. Dann kommen nachein-

ander die Saarländer, die Leute aus Malmédy, aus Schlesien, aus Hannover, aus Sachsen und Thüringen. Nach der Verteilung ist der Kessel bedenklich leer und wird nun durch einige Eimer Wasser auf seinen Füllzustand gebracht. Kurzes Aufkochen, und nun, ganz zuletzt, kommen die Bayern und Preußen und empfangen das dünne, farb- und kraftlose Wasser.

Natürlich entstehen ob dieser Bevorzugungen einzelner Landsmannschaften erhebliche Verbitterungen unter den Gefangenen. Die Kameradschaft stirbt, vom Hunger erwürgt. Uneinige Gegner sind bekanntlich nicht zu fürchten, das wissen sie auf der Lagerkommandantur.

Wehe den Entwaffneten!

Der Küchenzettel ist ebenso einfach wie sonderbar. Nur zweimal in der Woche gibt es Fleisch, und dann nur Gekröse von der Freibank. Das alles wird ungewaschen, wie es vom Schlachthof kommt, in die Kessel geworfen und mit etwas Reis und einem ganz unerhört bitteren, ungenießbaren Bohnenmehl aufgekocht, vermischt mit gemahlenen Roßkastanien. Qual und Überwindung ist es, solchen Fraß zu genießen, zumal dies alles so unsauber und so schlecht vor unseren Augen in einer Ecke des Hofes zubereitet wird.

Nach der Mahlzeit ist wieder Appell, ist wieder Läusefangen, und kurz vor Dunkelwerden läßt man uns erneut antreten zum Empfang einer dritten Portion dieses lauwarmen, übelduftenden Wassers, mit Schleimfäden durchsetzt. Dann kriechen wir in unsere Kasematten. Nicht alle sind so glücklich, in den Räumen ein Unterkommen zu finden. Mehr als tausend Mann müssen draußen in Wallgräben schlafen unter freiem Himmel, teilweise ohne Decken.

So geschehen im November 1918!

Morgens humpeln sie daher, weinend und jammernd, schlürfen gierig die warme Wassersuppe. Einige bleiben aber

immer liegen, denn sie sind im Laufe der Nacht zu schlapp geworden und zu widerstandslos.

Wehe den Entwaffneten!

Auch in den Gängen und auf den Treppen liegen sie, die vor Hunger und Ermattung Eingeschlafenen. Man muß über die Leiber, über diese schlafende, feldgraue Masse hinwegsteigen, wenn man zu dem stets besetzten, von Darmkranken ununterbrochen belagerten Abortraum will. Dann fleht und bettelt man um Platz in diesem ausgemauerten Abortraum. Die Kameraden rücken zusammen, stöhnen, winden sich in Krämpfen vor fürchterlichem Brennen in den Därmen. Morgens ist der ganze Raum mit Blut bespritzt, so ruhrkrank sind wir.

Der Unterarzt läuft dann zum Kommandanten, erklärt ihm, daß Seuchen unausbleiblich sind, malt ihm die Schrecken einer Epidemie in den schwärzesten Farben. Es werden dann wohl rasch einige Pillen herbeigeschafft und verteilt, ja man streut Chlorkalk in die Abortgruben; aber nie wird es besser, nie. Und ohne die steten Vorhaltungen des gefangenen, echt deutschen und kameradschaftlichen Unterarztes würden auch diese geringen Hilfsmaßnahmen unterbleiben.

Wehe den Entwaffneten!

Im Gang hat einer mit einem Löffel in den Kalk der Wand folgende Zeilen gekratzt:

„Viel Schläge gab's und wenig Brot,
und mancher deutsche Kriegersmann
hat hier den Trunk sich abgetan.
Den P. G. war's so schwach im Magen,
fast mußte Heinz den Kunzen tragen."

Unerhörte Quälereien, Hunger, Durst und tätliche Mißhandlungen, beschämende Vernichtung unserer Menschenehre

und unseres Mannesstolzes, Zwietracht unter den Deutschen und Ungerechtigkeiten aller Art, das sind unsere täglichen Erlebnisse im verdammten und verbrannten Fort.

Verrat um ein Linsengericht

Man freundet sich rasch mit seinen nächsten Nachbarn an. Erfahrungen werden ausgetauscht, Pläne geschmiedet, auch Fluchtpläne. Soll man hier verrecken in dieser Hölle? Es findet sich, daß die beiden Leute neben mir gleichfalls wiederergriffene Ausreißer sind. Sie haben bereits eine sechzigtägige Arreststrafe hinter sich und kamen dann hierher zur weiteren Verfügung.

„Uns blüht ja doch nur das Straflager. Wir riskieren also nichts, wenn wir ausbrechen, nichts als höchstens eine blaue Bohne. Und das ist gar nicht so schlimm; denn solch ein Hundeleben ist ein Schrecken ohne Ende. Das Straflager bleibt uns doch sicher, also warum sollen wir es nicht wagen? Wir haben nichts oder nicht viel zu verlieren, aber unter Umständen die Freiheit und das Ende aller Qual zu gewinnen."

Ich lasse mich leicht und gern überzeugen und verspreche mitzumachen. Zuerst untersuchen wir alle für uns erreichbaren Räume und Gänge des Forts und haben bald den einzigen wunden Punkt gefunden: Der rundum laufende Flur ist durch ein Gitterfenster abgesperrt, und dahinter führt eine steinerne Wendeltreppe in einen Geschützraum. Dort wollen wir durch die Schießscharte klettern, auf dem Scheitelpunkt des Forts entlangkriechen bis zum Wallgraben.

Um von der etwa siebzehn Meter hohen Wallmauer hinunter in den Wallgraben zu kommen, wollen wir einen dicken,

festen Bindedraht benutzen, ihn um einen Luftkamin wickeln, ihn abrollen und uns daran herunterlassen. Mann hinter Mann.

Eine schadhafte Stelle in der äußeren, etwa fünfzehn Meter hohen Wallmauer wird uns ein Entkommen und Hinaufklettern sehr bequem machen, d. h. falls wir den Wallgraben glücklich überwinden.

Der Wallgraben ist der gefährliche Punkt; denn von Anbruch der Abenddämmerung bis zum frühen Morgen laufen fünf, auf Deutsche abgerichtete Bluthunde frei im äußeren Graben herum.

Die Posten fürchten wir nicht, aber der Wachsamkeit dieser fünf Tiere werden wir schwerlich entgehen können. Es sei denn, wir fliehen sehr früh, ehe noch die Spürhunde losgelassen sind. Wir hören sie den ganzen Tag an ihren Ketten bellen, sehen den Posten mit Futternäpfen hingehen. Es käme also darauf an, den Graben zu überschreiten, bevor die Hunde von der Kette sind, aber auch schon so spät, daß die Posten nichts mehr unterscheiden.

Reiseproviant macht uns keine Sorge. Wir werden draußen schon so allerlei finden, das ist sicher. Wir haben ja unsere Erfahrungen als „Selbstversorger".

Ich schlage vor, nach der gelungenen Flucht zuerst mal den Holzhaufen aufzusuchen, jenen Haufen, in dem ich mit den drei Fluchtkameraden vor etwa einem Monat ausruhte. Durch vorsichtiges Umhören bei den Insassen des Forts erfahre ich, daß ein solcher Holzplatz ganz in der Nähe ist. Jawohl, vor einem Monat noch habe man dort regelmäßig gearbeitet. Nun seien die Arbeitskommandos von damals anderswo hingekommen. Von hier aus in südlicher Richtung etwa könne man den großen Kahlschlag in einer guten halben Stunde erreichen, immer dem

Hauptweg nach, am Rande der Burgunder Höhen. Gemacht, gemacht! Wir werden ausreißen. Nichts mehr kann uns zurückhalten!

An jenem Abend drängt sich einer von uns ganz unverschämt zum Küchenbullen vor, bietet sich an zu allerlei Handreichungen, die ihm mit Verachtung gestattet werden. Sogar einen Teller Suppe, einen Teller viel dickerer und besserer, gesalzener Suppe schenkt ihm der Koch und befiehlt ihm, sie heimlich zu löffeln, im kleinen Verschlag neben den Kochkesseln.

Zum Abschied nimmt er, unter dem Rock verborgen, eins der vier vorhandenen Beile mit. Das Beil und nicht die Suppe war das Ziel dieser freiwilligen Arbeit für den unverschämten, schmierigen Küchenchef.

Es knackt stark, es knackt wie das Platzen von Handgranaten, meinen wir, als wir mit Hilfe des Beils, eine halbe Stunde später, die Gitterstäbe von den Balken lösen. Das Holz ist durch Feuchtigkeit und Alter ziemlich morsch und gibt nach. Wir schieben die Gitter beiseite. Nur zwei Stäbe. Der Raum genügt. Hier können unsere schlanken, ausgehungerten Körper durchkriechen. Für heute ist es ja zu spät. Die Hunde sind bereits im Wallgraben, und alle Nachtposten aufgezogen, aber morgen soll es sein, morgen, unwiderruflich.

Im Laufe dieser Nacht wird die Tür des Lebensmittellagers erbrochen. Leute unserer Kasematte, die nachts austreten müssen, finden die Tür weit geöffnet. Angelockt vom Duft des aufgestapelten Brotes gehen sie hinein und finden endlich Gelegenheit, sich mal satt zu essen. Wecken ihre Kameraden, und die Brote wandern in die Kasematten, wo ein allgemeines, zufriedenes Schmatzen anhebt.

Am frühen Morgen, als der Küchenbulle die Vorräte des Tages holen will, findet er das Lager völlig ausgeplündert bis

auf den letzten Bissen Brot. Nur das ungenießbare Bohnenmehl hat man zurückgelassen.

Der fette Koch schreit wie am Spieß, fuchtelt mit den Händen und brüllt die Posten herbei. Auch der Lagerfeldwebel kommt und stellt fest, daß tatsächlich die „Schweinebande" Einbruch verübt hat.

Noch vor dem Morgenappell wird eine allgemeine Untersuchung der Kasematten angeordnet. Mögen sie kommen! In unsern Magen können sie nicht sehen. Dort sitzt das Brot und hat geschmeckt!

Aber das Beil! Jetzt aber fort mit dem Beil! Es liegt unter dem Strohsack meines Bettnachbarn, das Beil. Man wird es bei der Durchsuchung der Kasematten finden, und dann — — Gnade uns!

Am Einbruch sind wir ja unschuldig, wenn wir auch die Nutznießer waren. Wir haben die Tür bereits erbrochen gefunden und endlich unsern Heißhunger etwas gestillt. Wer will uns dafür verdammen? Aber das Beil wird gegen uns zeugen und uns unerbittlich anklagen. Weg mit dem Beil!

Ein Kamerad nimmt das Beil unter den Rock, läuft auf den Flur und will zum Abort. Ein Posten versucht ihn aufzuhalten und in die Kasematte zurückzuweisen. Der Deutsche aber windet sich vor angeblichem Bauchweh und fleht so dringend, daß der Poilu ein menschliches Rühren empfindet und ihn durchläßt.

Nur ein einziger Mann befindet sich noch im Abortraum, ein junger blasser, verbittert aussehender Bursche. Unser Nachbar versucht, das Beil unbemerkt in die Abortgrube zu werfen, doch seine Hände zittern, und das Werkzeug fällt klirrend unter dem Rock hervor und auf den Steinboden. Der Blasse blickt auf. Seine Augen wandern verwundert vom Beil zum er-

schreckten Kameraden: „Na, dann schmeiß es doch endlich in den Kakau! Ich will nichts gesehen haben, verstehst du!?"

Der Posten erscheint an der Tür: „Los, ihr Schweine, in die Kasematten!"

Die beiden Deutschen reichen sich die Hand, wie Verschwörer. Fünf Minuten später ist die Untersuchungskommission in unserer Kasematte. Keine Ritze bleibt unbesichtigt. Man leert die Strohsäcke, man filzt jede Tasche. In jedes Wanzenloch stochert der Bleistift des französischen Kommandanten. Nichts wird gefunden, gar nichts. Man muß im Hauptmagazin zu Dijon neue Vorräte anfordern. Die Gefangenen haben sich nur genommen, was man ihnen vorenthielt, weiter nichts. In den Büros des Gefangenenlagers kocht man vor Wut.

Gegen Mittag, kurz nach dem Brotempfang (es ist diesmal gutes, für französische Soldaten bestimmt gewesenes Brot, das uns ganz besonders schmeckt) kommt der blasse Bursche in unsere Kasematte. Er hat überall den Mann mit dem Beil gesucht, aber nirgends gefunden. Endlich hat er ihn erkannt, geht vertraulich auf ihn zu:

„Na, und wo bleibt mein Beuteteil?"

„Was für ein Beuteteil?" wundert sich mein Pritschennachbar.

„Mensch, mach' doch keine Zicken, oder soll ich etwa deutlicher werden?!"

„Na, dann erkläre dich, aber schrei' nicht so!"

„Na, also her mit dem Karo! Du hast doch eingebrochen, Beweis: das Beil, das in der Kakaugrube liegt. Ich habe mir die Stelle genau gemerkt: Da braucht so ein Franzose nur mal mit einer Drahtschleife durchzufahren, und schon hat er das Spielzeug. Was sagst du nun, Ackermann?!"

„Ich schwöre — —"

„Kannste tun, aber gib mal ein Brot als Vorschuß her. Ich denke doch, daß mein Schweigen so Stücker sechs bis sieben Brote wert ist, was?! Oder nicht?!"

Ich höre die Unterhaltung und möchte mich auf den Halunken stürzen, doch der Kamerad winkt mir, ruhig zu bleiben, nimmt den jungen Soldaten beiseite, erklärt ihm die Bestimmung des Beils und das Zusammentreffen so vieler unglücklicher Zufälle. Der Erpresser ist sichtlich enttäuscht, glaubt aber den Worten unseres Kameraden, besonders da dieser ihm die bereits abgebrochenen und nur lose zum Schein wieder befestigten Gitterstäbe zeigt.

„Na, dann nicht! Tag!" brummt der Blasse und verschwindet.

Eine Stunde später kommen Kameraden, die gerade mal austreten wollten, schimpfend zurück: „Jetzt haben die blöden Franzosen sogar den Abort abgesperrt. Der Lagerfeldwebel ist dort mit einigen Posten, die ununterbrochen eine Drahtleine durch den Kakau ziehen. Was mag denn jetzt wieder lossein?"

Wir erschrecken furchtbar. Jetzt wissen wir, daß der blasse Junge geplaudert hat. Nun, tat er vielleicht unrecht? Von unserem Standpunkt aus gewiß, aber der Hunger war bei ihm größer als die Kameradschaft. Er hat den Beilversenker für einen satten, vom Einbruch vollgefressenen Spitzbuben angesehen, der ihm ein Stückchen Brot vorenthalten wollte, ihm, dem Halbverhungerten.

Heftiger Wortwechsel im Hof. Wir eilen ans Fenster und sehen, wie zwei Franzosen ein schmutziges, triefendes Beil, in einem Drahthaken hängend, herbeischleifen und dem Küchenbullen vor die Füße werfen.

„Das Beil gehört zur Küche, du Lump, das hast du wohl selber versenkt, um Spuren deines vorgetäuschten Einbruchs zu verwischen."

Uns ist nun nicht gleich klar, was die Franzosen eigentlich meinen. Jedenfalls erkennen wir, daß sie auf falscher Spur sind. Der Rekrut hat also nur verraten, daß ein Beil im Abort lag und nicht, wer es hineinwarf. Der Koch flucht und eilt zornig zum Kommandanten.

Nun geht es Schlag auf Schlag. Die Aufregungen häufen sich und werden immer heftiger. Antreten ist befohlen. Begleitet vom Lagerfeldwebel und dem Kommandanten geht der Koch von einem Gefangenen zum andern, reihauf und reihab, schaut jedem ins Gesicht und fühlt sich im Mittelpunkt des Geschehens. Er soll feststellen, wer ihm gestern in der Küche half und als Beildieb in Frage kommen kann. Klugerweise haben wir uns getrennt voneinander aufgestellt, unsere Feldmützen noch obendrein vertauscht und in die Stirn gezogen.

Endlose Minuten vergehen. Der prüfende Koch kommt näher. Ich muß schlucken vor Aufregung und werde blaß bis in die Nasenspitze.

Der Koch kommt, blickt mich an, geht vorbei. Ich atme auf.

Er ist beim Nebenmann.

Er stutzt.

Er kommt wieder zurück, fixiert mich einige Sekunden lang und meint:

„So einer wie dieser da war dabei, aber er war nicht so käsig im Gesicht und hatte eine grüne Jägermütze auf."

Alle Leute mit Jägermützen werden herausgesucht. Es sind über hundert Mann. Auch mein Bettnachbar, der „Beilmann", ist dabei! Der Koch geht an ihm vorüber und stößt wie ein Raubvogel auf den Nebenmann: „Du warst dabei!" Der Angeredete aber kann beweisen, daß er vor zwei Stunden erst aus dem Revier entlassen wurde und zur fraglichen Stunde mit hohem Fieber gelegen hatte. Was auch der Unterarzt bestätigt.

Der Appell verläuft erfolglos. Der Beildieb wird nicht ge-

funden. Der Rekrut ist also doch ein anständiger Kerl. Wird wohl erzählt haben, es sei gerade dunkel gewesen und er habe den Mann mit dem Beil nicht mehr richtig erkennen können.

Nun scheint alles wieder gut zu sein, nun können wir uns vorbereiten zum großen Ausflug, der uns die Freiheit bringen muß. Als sich die Gemüter wieder beruhigt haben und die Dämmerung sich langsam durch dünne Nebelschleier anmeldet, schlendern wir unauffällig über den Gang, verschwinden in der Biegung, während sich der Posten gerade am anderen Ende des Flures befindet und die „Madelon" pfeift. Eins, zwei, drei sind die Gitterstäbe beiseitegeschoben, und mit einem einzigen Klimmzug stemmen wir uns empor, auf die Wendeltreppe. Rücken die Gitter wieder in ihre alte Lage.

Das Herz klopft uns bis zum Halse hinauf. So ungeheuer und nervenaufpeitschend ist das Wagnis.

Wir gehen, Mann hinter Mann, langsam die Wendeltreppe zum Beobachtungsstand hinauf.

Jetzt noch eine Biegung, und wir müssen oben sein.

Da flammt vor uns ein Licht auf, verschwindet, tanzt, flammt wieder und noch einmal: vor uns, keine zwei Meter vor uns, jenseits der Biegung, der letzten Biegung dieser Wendeltreppe, sitzt ein Mensch, ein Posten wahrscheinlich, und zündet sich gerade eine Pfeife oder eine Zigarette an.

Ohne dieses warnende Aufblaken des Streichholzes wären wir ihm in die Finger gelaufen und vor die Gewehrmündung. Je nach Gesinnung und Laune hätte er mit uns nicht lange Federlesens gemacht und einfach gestochen oder geknallt; denn es steht in den Wachvorschriften, daß auf fliehende Gefangene geschossen werden muß, wenn sie sich am Posten vergreifen wollen. Gefangene, die schnurstracks auf einen am Ende der Wendeltreppe sitzenden Posten zukommen, wollen sicher angreifen — —

Leise, auf den Zehen, schreiten wir wieder treppab. Mißlungen für heute Abend! Jetzt haben wir die Gitterabsperrung erreicht, schieben sie beiseite. Springen hindurch. Und das vernimmt der Posten über uns im Türmchen. —

Wir hören ihn die Wendeltreppe herabrasen, hinter uns her. Wir laufen deshalb nicht etwa in unsere Kasematte, sondern in den engen Nebenflur, durch den eine Treppe in den Hof führt, eilen hinunter, sind weg, verschwunden, vermischt in der Menge der Gefangenen. Verteilen uns sofort harmlos und stellen uns zu plaudernden Gruppen. Da dröhnt ein Schuß und dann noch einer durch das Innere der Feste.

Alarmgeschrei!

Die Wache tritt eiligst an, aufgeregt, pflanzt auf.

Aus!

Alle Gefangenen werden aus den Kasematten getrieben, müssen sich zum Apell aufstellen, und ein aufgeregter Sergeant, ein wutschnaubender Korse, erzählt mit viel Handbewegungen dem aufmerksam zuhörenden Kommandanten:

„Also, ich sitze, wie es befohlen war, und passe auf, bis die Boches, die doch über Wendeltreppe und Panzerturm ausreißen wollen, endlich kommen. Meinen Revolver habe ich neben mir liegen, denn ich hatte mir geschworen, mindestens einen dieser Halunken kaltzumachen, als abschreckendes Beispiel für die anderen. Da höre ich plötzlich unten am Gitter arbeiten. Ich schleiche hinunter und lasse unglücklicherweise meine Pistole liegen, weil ich annahm, es wäre ein Poilu, der sich am ausgerissenen Gitter zu schaffen machte. Ich sehe aber gerade noch drei Boches ausreißen und in den Hof eilen. Konnte so schnell nicht nach, sondern rannte empor, um durch den Sehschlitz festzustellen, wer es war; doch der Nebel im Hof war schon zu dicht. Daraufhin habe ich zweimal durch Schüsse alarmiert."

Man zählte uns. Niemand fehlt. Man möchte wissen, wer oben im Türmchen war. Wer soll denn oben im Panzertürmchen gewesen sein? So eine Idee! Kein Mensch war oben! Der Sergeant hat wohl Gespenster gesehen?!

Noch am selben Abend werde ich auf die Feldwebelstube gerufen: „Tut mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Sie um drei Uhr diese Nacht abmarschieren werden, und zwar mit einem Transport von dreihundert Intellektuellen. Der Kommandant hat sich übrigens Ihre Papiere geben lassen und festgestellt, daß Sie die Strafe wegen Fluchtversuch noch nicht verbüßt haben. Er hat mich ermächtigt, Ihnen mitzuteilen, daß Sie die Strafe in Issur-Til abbüßen werden. Vorerst aber kommen Sie in das Straflager St. Genest-Lerpt. Sie stehen im Verdacht, einer der Beildiebe und der drei Leute vom Panzerturm zu sein — —!"

In einer Ecke der Feldwebelstube erblicke ich einen blassen, jungen Soldaten über einem Kochgeschirr voll dicker Linsensuppe. Er löffelt eifrig und blickt nicht auf, weil ihm meine Gegenwart unangenehm ist. Das Linsengericht schmeckt ihm vorzüglich, denn er schmatzt und seufzt nach jedem Schluck — —

Ich verabschiede mich von den Kameraden und vom liebenswürdigen Unterarzt, der mir noch seine Brotration zusteckt. Um drei Uhr, in sternenheller Frostnacht, treten dreihundert Mann, treten dreihundert Intellektuelle an, dreihundert Menschen, Deutsche, Soldaten mit höherer Schulbildung. Man geht sanft und anständig mit ihnen um. Man beschimpft und verhöhnt sie nicht, auch wenn das Antreten nicht gerade gut klappt im Scheine einiger trübseliger Stallaternen. Man behandelt sie, so wie man Gerichtete behandelt, Verbrecher, die nun einer unabwendbaren Strafe entgegengehen müssen, oder sogar der Hinrichtung.

Solche Verurteilte dürfen sogar einen letzten Willen haben. Gut, auch wir dürfen wünschen, und wir wünschen uns Wasser, viel Wasser, das wir gierig schlürfen. Und gerade als wir ausmarschieren wollen und schon in Gruppenkolonne stehen, kommt ein junger, blasser Mensch die Reihen entlang, leuchtet mit einer Stallaterne in die Gesichter, erkennt mich, schiebt mir ein rundes Etwas, ein eingewickeltes Brot in die Arme und flüstert:

„Du verübelst es mir doch nicht?! Ich hatte doch solch einen Hunger. Jetzt bin ich Bursche beim Feldwebel geworden und habe genug zu essen. Den beiden andern werde ich täglich Brot und Essen heimlich zuschustern. Man hat dich als Hetzer und Anzettler des Ganzen im Verdacht, deshalb wirst du abgeschoben. Sie wollten dich im Türmchen kaputtschießen. Der Verdacht liegt schon lange auf dir. Man hält dich für einen ganz gefährlichen Menschen. Also Kopf hoch! Ich werde an den beiden anderen Kameraden alles gutmachen; denn mit sattem Magen denkt man wieder ganz anders."

Zuerst will ich aufbegehren und den Verräter ohrfeigen, ihm das Brot so mitten ins Gesicht werfen; aber gleich bedenke ich, daß ich wohl in nächster Zeit Brot notwendiger denn je gebrauchen werde.

Zudem, hat der Blasse so ganz unrecht? Er hat nur verraten, daß er jemand sah, der ein Beil in den Abort warf und daß eine Flucht durch die vergitterte Wendeltreppe geplant war. Und das tat er aus Hunger, nur aus Hunger. Nein, er ist nicht schlecht und roh, sonst käme er nicht freiwillig mit einem Brot. Er ist und bleibt mein Kamerad. Ich kann keinen Stein auf ihn werfen, denn ich weiß, wie weh Hunger tut, wie schlecht er die Menschen berät.

Ein Händedruck.

Verräter und Verratener scheiden ohne Groll.

Wir schreiten über die Zugbrücke, die sofort hinter der letzten Gruppe durch zwei Posten emporgewunden wird.

Das Quietschen der ungeschmierten Kettenwinde klingt uns noch mindestens drei Minuten lang nach.

Im Wallgraben lärmen die Bluthunde; denn sie haben vorbeigehende Deutsche gewittert. Dann hören und sehen wir nichts mehr vom verbrannten und verdammten Sperrfort.

Dreihundert Singende marschieren durch die Nacht

Wir haben den schlammigen Feldweg, der nach Asnières führt, endlich verlassen und gelangen auf die gefrorene, schnurgerade Landstraße nach Dijon. Fast schneeweiß erscheint sie uns, diese Landstraße zwischen der Doppelreihe dunkler Bäume, die ihr Geäst gespensterhaft in den mondhellen Nachthimmel recken.

Unsere Sohlen schlagen überlaut gegen die harte Straßenfläche. Weit und stark atmen unsere Lungen die herbe, gesunde, frische Luft. Es ist wie ein Stück Freisein, das wir in uns aufnehmen durch dieses Atmen, nach dem langen Aufenthalt im muffigen, feuchten Fort. Nie ist das Leben mit seiner Luft, mit seinen Bäumen und Straßen, seiner Kälte, seinem Wind und den funkelnden Sternen hoch oben schöner, als wenn man aus einem großen Sterben, einer großen Gefahr oder einer Gefangenschaft kommt. Deshalb fühlen wir uns jetzt alle so frei und so mutig.

Wer hat jetzt angefangen, wer gab das Zeichen zum Singen? Wurde das Zeichen überhaupt gegeben? Einerlei. Plötzlich singen wir alle, singen wir dreihundert Marschierende. Singen mit jauchzender Kehle.

Mitten in Frankreich, mitten auf der französischen Land=

straße, Ende November 1918, stundenweit von jedem Dorf entfernt, klingen die deutschen Studentenlieder gegen den Nachthimmel.

Die Sohlen der dreihundert Marschierenden schlagen den Takt, und die uns begleitenden Posten vergessen jede Bärbeißigkeit, lauschen und bitten: „Singt weiter, es ist wirklich schön!"

„Heidelberg, du Jugendbronnen,
Zauberin am Neckarstrand!
Solchen Fleck, sich warm zu sonnen,
gab der Herrgott keinem Land.
Schläger schwirren, Gläser klirren.
Alles atmet froh Natur;
selbst im Laub die Vöglein singen
Gaudeamus igitur!"

Wir sehen nicht mehr die unendliche Landstraße, nein, unsere Sinne weilen in der fernen Heimat, in Heidelberg, oder sonstwo.

Es ist ein Stück Heimat, dieses Studentenlied.

Es ist ein Fetzchen Heimat, das wir in die kahle Winterlandschaft der Bourgogne zaubern, und siehe, es ist uns jetzt allen so leicht und wir haben vergessen, daß es ins Straflager geht, wo uns ein bitteres Los erwartet. Was wird uns dort erwarten? Wir singen weiter und erwähnen die trinkfesten Fürsten der narbenreichen Heidelberger Burg, die um vergangene Zeit trauert. Wir singen und marschieren. Soldatenlieder und Studentenlieder wechseln ab.

„Wallfahrer ziehen durch das Tal
mit fliegenden Standarten.
Hell grüßt ihr doppelter Choral
den weiten Gottesgarten..."

Wir schmettern die Klage des „Fahrenden Gesell" in die langsam im Nordosten hereinbrechende Dämmerung:

„drum muß ich seitwärts durch den Wald
als räudig Schäflein traben,
hollerie — hollera
als räudig Schäflein traben!"

Und da brüllt es uns entgegen, und vor uns, unverhofft aus der Dunkelheit aufgetaucht, stehen zwei finster blickende Gendarmen.

„Ihr sollt eure dreckigen Schnauzen halten!"

Der französische Feldwebel, der unsern Transport führt, ein älterer, vernünftiger Mann, tritt vor und spricht mit den beiden zornigen Gendarmen. Ja, es entsteht ein harter Wortwechsel, aber singen dürfen wir nicht mehr. Wir täten es auch nicht mehr, denn keine hundert Meter vor uns im Tal tauchen die ersten Häuser von Dijon aus dem dämmerigen Dunst.

Nun halten wir einige Minuten, marschieren dann stramm durch Dijon. Wenige Leute nur sind auf der Straße, hauptsächlich alte, schwarzgekleidete Frauen, die zur ersten Frühmesse gehen, in eine dieser zahlreichen Kirchen.

Man führt uns sofort zum Bahnhof; denn wir sollen verladen und Richtung St. Etienne abtransportiert werden. Auf diese Weise entgehen wir der Neugierde und den Beleidigungen des Pöbels. Doch es ist nicht möglich, daß wir sofort abtransportiert werden; anscheinend sind noch nicht genügend Wagen hierzu vorhanden. Deshalb sperrt man uns kurzerhand in eine Baracke am Bahnhof.

Die Stunden vergehen. Erst gegen Mittag holt man uns heraus, heißt uns in einem Personenzug Platz nehmen, und in rascher Fahrt geht es an den gesegneten Weindörfern vorbei nach Süden. Ich sehe wieder den Bahnhof von Nuits-St.-Georges und erblicke auch inmitten des nunmehr völlig entblätterten Parks das Gartenhäuschen, in dem wir vor einigen Wochen für einen Tag warme und trockene Unterkunft

sanden. Ich empfinde eine große Sehnsucht nach diesem Taubenschlag und den Äpfeln, die nun sicher ihre volle Reife erreicht haben. Was mich aber am meisten betrübt, ist die Tatsache, daß ich von meinen Fluchtgenossen getrennt bin und einem ungewissen Los entgegen muß.

Es fährt sich gut und weich in diesem Personenzug, der schon am frühen Nachmittag die Stadt Lyon erreicht. Dort heißt es aussteigen und warten. Bis gegen elf Uhr abends müssen wir frierend auf dem Bahnsteig stehen. Es ist ein offener, kalter, ungeschützter Bahnsteig. Ungehemmt rieselt ein feiner Regen auf uns nieder. Keiner spricht ein Wort. Wir sind mutlos und traurig.

Fast ununterbrochen fahren Transportzüge aus nördlicher Richtung an uns vorbei, Zug hinter Zug mit deutschen Waggons, mit guten, echten deutschen Wagen, die besetzt sind mit aus Deutschland und deutscher Kriegsgefangenschaft zurückkehrenden Poilus. Nur hier und da fällt ein Schimpfwort aus diesen Zügen. Meist bleiben die Leute ruhig, ja sie rufen uns deutsche Witze und Ausdrücke zu. Wenn die Züge halten, steigen sie wohl auch aus und unterhalten sich mit uns. Einige sprechen ein fließendes Deutsch und tragen sogar noch rote Hosen. Sie gerieten 1914 in Gefangenschaft und waren in der Hauptsache auf Landkommandos. Einer erklärt uns freimütig:

„Ich hatte es in Deutschland besser, als ich es in meiner eigenen Heimat haben werde. Das Essen bei der Bäuerin war ja knapp, aber es hat immer noch gelangt. Ich war fast vier Jahre auf einem kleinen Gut als rechte Hand. Gearbeitet habe ich nicht viel, und wäre ich nicht hier bei Marseille verheiratet, so wäre ich in Deutschland geblieben."

Andere wundern sich, daß man uns so streng bewacht. Sie haben, wie sie erzählen, an Sonn- und Feiertagen immer

freien Ausgang gehabt, wobei Freunde und Landsleute auf anderen Landkommandos besucht werden durften. Sie können es nicht fassen, daß wir in ein Straflager überführt statt in die Heimat entlassen werden, jetzt, nach dem Waffenstillstand. Wir können es zwar auch nicht verstehen, müssen diese harte Tatsache aber hinnehmen.

Die Poilus sind anständig, denn sie wissen, wie weh es tut, Gefangener zu sein. Drüben aber, am Gitter und an der niedrigen Mauer, die den Bahnhof absperrt, dort an allen Fenstern der Hotels und Privathäuser stehen aufgeregte Zivilisten, zeigen auf uns, schimpfen. Ganz oben hoch auf dem Dach eines Hotels schaut ein kleines weißes Mädchen, eine Angestellte vermutlich, durch die Luke herab und läßt keinen Blick von uns Gefangenen. Und jetzt beugt sich das kleine, weißgekleidete Mädchen vor bis über die Dachrinne, wirft etwas herunter. Es ist eine zerknitterte, verblaßte, von Fliegen beschmutzte Papierblume, die zu uns herabflattert. Gleichzeitig winkt das weiße Mädchen, wirft ein Kußhändchen, lächelt und verschwindet.

Mitten in dieser Feindseligkeit wird uns der Trost einer Papierblume, eines Lächelns und einer Kußhand. Wenig zwar, aber unendlich viel für uns Gehetzte. Oder hat etwa dieser Gruß, hat diese Liebenswürdigkeit den an uns vorbeifahrenden Poilus gegolten?

Einige von uns behaupten es. Warum aber die schöne Einbildung zerstören?

Der Zug, den wir um elf Uhr abends besteigen, ist gut geheizt und bequem, so daß wir endlich die Wohltat des Warmseins genießen dürfen. Kaum setzt sich der Zug in Bewegung, da schlafen wir auch schon.

Unsanft und plötzlich das Erwachen. Es ist Morgengrauen und etwa sechs Uhr. Man hat unsere Wagen vom Zug ge-

koppelt, der nun weiterfährt. Ungern verlassen wir die mollige Wärme der Abteile, wo wir so herrlich geschlafen haben wie seit Wochen nicht mehr. Es ist hier nur ein Bahnhof, anscheinend mitten im Wald; denn nirgends sehen wir ein Haus.

Ohne Mut marschieren wir weiter unter strenger Bewachung. Die Bäume haben zwar schon ihre Blätter verloren, aber die Büsche sind teilweise noch mit gelbem Laub bedeckt und triefen vor nebeliger Nässe. Alles ist dumpf und leer ringsum und voller Trostlosigkeit. Und da, mitten auf dem halb gefrorenen, schlammigen Waldweg, mitten auf dem Marsch einem ungewissen Schicksal entgegen, bricht wieder der Gesang empor.

Dreihundert Marschierende singen.

Nicht aus Freude singen wir, sondern nur, weil wir in diese Wüste der Trostlosigkeit die Heimat des deutschen Liedes und des deutschen Wortes tragen wollen. Das Singen wird schwieriger, weil es jetzt bergan geht. Fast drei Stunden lang geht es so weiter auf guten Landstraßen und schlechten Waldwegen. Eichelhäher kreischen davon und Wild flüchtet. Hin und wieder kommen wir jetzt an einem Haus vorbei. Die Bewohner laufen an die Tür, sehen uns, hören unseren Gesang, vergessen ihr Schimpfen und blicken uns nach.

Auf der Höhe angelangt sind wir so außer Atem, daß wir nicht mehr singen können. Eine bleiche Spätherbstsonne ist aufgegangen und beleuchtet diese eigenartige Gegend. Nach Norden dehnen sich große Wälder, während sich nach Süden zu eine unbewaldete Hügellandschaft erstreckt mit zahlreichen Dörfern und Zechentürmen. Dort beginnt das ausgedehnte Kohlengebiet von St. Etienne.

Von weitem erblicken wir nun eine Häusergruppe, anzusehen wie ein Hof oder wie eine Anstalt. Diese Gebäude liegen

ganz allein mitten im Gelände, auf einer Höhe. Dorthin führen uns die Posten. Jetzt biegen wir von der Landstraße ab in den Seitenweg zu den Gebäuden und lesen, in der Ferne über dem Tor, das ein Poilu bewacht:

„Camp de prisonniers de guerre Dépôt de St. Genest-Lerpt." (Kriegsgefangenenlager St. Genest-Lerpt.)

Jetzt hat der Posten die herannahenden Dreihundert erblickt, läuft ins Haus, und siehe, es kommt ein Mann heraus, ein Offizier im Hauptmannsrang. Dieser Hauptmann trägt einen feinen Pelzmantel und pickfeine Handschuhe. Eine Hundepeitsche mit silbernem Griff läßt er in seiner Hand auf- und abwippen. Er stellt sich an das Tor und erwartet uns. Läßt uns sofort halten, im Laufschritt zurückrennen, auf die Straße, und wieder herankommen, im Paradeschritt. Einer muß „Achtung, Augen rechts" kommandieren.

Endlich, nach dem dritten Mal, findet unser Parademarsch Gnade vor dem Schimpfenden, dem berüchtigten Capitaine Blaché, Kommandant des Straflagers St. Genest-Lerpt im Departement Haute-Loire.

Capitaine Blaché

Es gibt Namen und Begriffe, die jedem Kriegsgefangenen geläufig sind und bleiben. Es gibt Namen, bei deren Nennung man heute noch schaudert, weil dann ein Bild des Grauens erscheint. Man möchte vergessen, um der ersehnten Verständigung willen, aber man kann nie vergessen. Gerade um dieses Friedens willens muß man sprechen und das alte Grauen wachrufen. Es soll nie wieder sein Haupt erheben und grinsen dürfen. Menschenschinder sollen gebrandmarkt werden.

Und da lassen sich zwei Namen nicht trennen: Capitaine Blaché und Saint Genest-Lerpt.

Allerdings hatte Blaché durch untertänigen, unterwürfigen Gehorsam nach oben und straffste, menschenschinderische Rekrutenbehandlung nach unten im Laufe von achtzehn Dienstjahren den Rang eines Oberleutnants in einem Kolonial-Linienregiment erworben, und als die Zeit der Pensionierung kam, wurde er als Hauptmann außer Dienst entlassen, erhielt seine Abfindungssumme und gedachte sich mit seiner Frau für immer in einer südfranzösischen Kleinstadt zur Ruhe zu setzen, seinen Kohl zu pflanzen, zu angeln und zu jeder Mahlzeit seinen „petit vin" zu trinken.

Mit einem kleinen Kapital wurde ein mittlerer Gemüse- und Obsthandel angefangen, nur um die Miete und die Kleidung frei zu haben, versteht sich.

Der Herr Hauptmann war bald ein gern gesehener Gast am abendlichen Stammtisch der Honoratioren, und wenn er mit rollender Stimme von furchtbaren Kämpfen und Märschen in den Kolonien erzählte, vergaßen die Herren fast ihre Weinschoppen zu leeren.

Tartarin von Tarascons Taten waren rein nichts gegen solchen Löwenmut.

Mitten in diese geruhsame Stammtischrunde platzte die Nachricht vom beginnenden Weltkrieg. Zwei Tage lang sah man Herrn Blaché in seiner schmucken, schon etwas eng gewordenen Uniform durch die Stadt spazieren. Jedes wasserholende Dienstmädchen wurde militärisch und ernsthaft gegrüßt. Man wollte doch beweisen, daß man Soldat war. Abends, am Stammtisch, zeigte der nach deutschem Blut lechzende Hauptmann seinen frischgeschliffenen Säbel und ließ seine schaudernden Zuhörer mit dem Daumen die Schärfe der Klinge und der Spitze versuchen. Dann fuhr Herr Blaché ab, nicht ohne die

Versicherung und das Versprechen abgegeben zu haben, jedem der daheimgebliebenen Freunde und Bekannten eine echte preußische Pickelhaube zuzusenden.

An die Front kam der tapfere Capitaine niemals. Man traf ihn bald in diesem, bald in jenem Ausbildungslager, wo er Rekruten zwiebelte und sich auf diese Art unabkömmlich machte.

In den Jahren 1915 und 1916 fühlten die Etappenhengste in Frankreich das dringende Bedürfnis, sich hervorzutun und am großen Geschehen regen Anteil zu nehmen. Das untätige Leben in geruhsamer Sicherheit weit ab vom Schuß wurde auf die Dauer zu langweilig, zumal der Segen der Kreuze von der Ehrenlegion, diese stets wohlschmeckende Lockspeise für erwachsene französische Kinder, damals nur selten und spärlich bis nach hinten durchdrang. Es mußte etwas geschehen. Man mußte seinen Mann stellen und seine eigene Tüchtigkeit und Befähigung zum Vaterlandsverteidiger beweisen. Aber wie?!

Zu stürmen und zu erobern gab es in der entfernten Etappe oder im Heimatgebiete nichts. Aber halt, da waren doch die Feinde, die Kriegsgefangenen! Nieder mit den Feinden! Sterben sollen alle Feinde des Vaterlandes! Verrecken sollen sie!

Wer mit den sogenannten Repressalien anfing, ist für uns einerlei. Festgestellt ist nur, daß sich das Los der Kriegsgefangenen plötzlich bedeutend verschlechterte, daß immer wieder Gruppen und Abteilungen aus der Masse hervorgeholt, in besondere Strafläger gesperrt wurden. Die Gegenmaßnahmen auf der anderen Seite blieben nicht aus, trafen natürlich auch nur Unschuldige. Aber der Zweck war erreicht: man wurde auf die regsamen Herren aufmerksam, die unte dem „gefangenen Gesindel" mustergültige Ordnung hielten, und der gar liebliche Ordenssegen begann auch die rückwärtigen Gebiete zu beglücken.

Für diese Gefangenenlager mußte man brauchbare Offiziere haben. So fiel die Wahl auf Capitaine Blaché.

Über das erste Zusammentreffen des tapferen Hauptmanns und der „schmutzigen Bande stinkender Deutscher" ist leider nichts Einwandfreies überliefert: Jedenfalls konnte sich Herr Blaché im Spätherbst 1918 wörtlich rühmen:

„An der Front war ich ja nicht, wegen meines Herzfehlers, aber dreihundert Boches habe ich schon unter den Erdboden gebracht. Wer aus meiner Pension entkommt, der wird sein ganzes Leben lang keine Soldaten gegen Frankreich mehr zeugen können, so werden im Angst und Hunger noch jahrzehntelang in den Gliedern sitzen —"

Für jeden Gefangenen erhielt Blaché täglich 1.65 Francs ausgezahlt. Hiervon sollte das Essen bestritten werden. Die Gefangenen aber bekamen wochenlang nur dünnen, wässerigen Reis. Der Capitaine jedoch erschien sehr bald in funkelnagelneuer Kluft, kaufte sich einen schweren Pelzmantel, schaffte sich ein feines Auto an und staffierte seine biedere Ehehälfte recht damenhaft und pariserisch aus. Es war eine Wonne zu sehen, mit welcher „angeborenen Eleganz" die plötzlich reich gewordene Frau Capitaine ihre Toiletten trug, nachdem sie noch kurz vorher in schönen, ungefärbten Holzgaloschen dahergewatschelt war.

Capitaine Blaché! Der Name ist ein Begriff geworden, der Begriff des Hungers, der schlechten Behandlung, der Schwerstarbeit bei ungenügendem Essen, der Menschenausbeutung, der Ungerechtigkeit. Wir werden uns noch mit ihm zu beschäftigen haben. In der sogenannten deutschen Gegenliste, die 1921 veröffentlicht wurde, stand Blaché an der Spitze aller französischen Kriegsverbrecher, angeklagt, viele Kriegsgefangene

durch Hunger und schlechte Behandlung bewußt zugrunde gerichtet zu haben. Das ist Blaché.

Für die tapferen und ehrlichen französischen Frontoffiziere bedeutet es eine Schmach, daß Blaché ihre Uniform und Orden tragen durfte.

Straflager St. Genest-Lerpt

„O voi ch'entrate, lasciate ogni speranza!"
(„O ihr alle, die ihr hier eintretet, lasset draußen alle Hoffnung.")
Dante.

Man stellt uns im Hof auf. Ein baumlanger, echter, leibhaftiger Mephisto erscheint in der Uniform der französischen Feldwebel und schreit uns an:

„Jetzt ist meine Zeit gekommen. Zwei Jahre lang war ich in deutscher Gefangenschaft und wurde dort beim Fluchtversuch durch einen Posten niedergestreckt, daß ich wohl kaum noch einige Jahre zu leben haben werde, aber diese paar Jahre will ich dazu benutzen, mich zu rächen. Gott sei Dank bin ich wieder in Frankreich und kann mich rächen an euch Schweinen — —"

Eine Viertelstunde lang tobt der magere, lang aufgeschossene Monsieur und schreit uns mächtig an. Wir haben diesen Schreihals nach einigen Tagen fast liebgewonnen, denn er blieb immer beim Schreien. Er hat sich nie an einem Gefangenen vergriffen und fand seine Rachegelüste voll befriedigt, wenn wir taten, als sei durch seine Worte ein großer Schrecken, gemischt mit Angst, in uns gefahren.

Viel gefährlicher aber ist der Capitaine, der nicht viel redet, aber handelt. Seine größte und längste Ansprache hält er jetzt, zu unserer Begrüßung.

„Wer kann fließend französisch?" forscht er.

Es meldet sich niemand, aber ein Posten, mit dem ich mich unterwegs öfters unterhielt, zeigt auf mich.

„Dein Name?" schnauzt mich der Capitaine an.

Ich nenne meinen Namen, worauf er einen Notizblock zieht und nachblättert. „Ach so, dieses Früchtchen bist du! Na, Bursche, ich werde dir das Ausreißen jetzt und für alle Zukunft energisch versalzen. Hier, stell dich hin, vor die Front. Ich gebiete dir, alles, was ich sage, und wie ich es sage, wörtlich zu übersetzen. Der Feldwebel hier versteht eure schmutzige Sprache ganz genau. Solltest du es wagen, nicht genau, so wie ich es sage, zu übersetzen, so schieße ich dich auf der Stelle nieder."

Bei diesen Worten zieht der Capitaine einen unverschämt schweren Revolver und fuchtelt damit unter meiner Nase herum, daß ich genau die fingerdicken Bleigeschosse in der Kammer sehen kann. Es ist die reinste Elefantenpistole.

Nachdem der Capitaine mich eingeschüchtert glaubt, beginnt er seine Rede, die ich Satz für Satz übersetze und meinen starr werdenden Kameraden mitteile. Diese Rede hat damals solch großen Eindruck auf mich gemacht, daß ich sie fast wörtlich behalten habe.

„Deutschland, euer Schweineland, ist besiegt und bettelt um Gnade. Wir Franzosen sind noch viel zu anständig, um aus unserem großen Sieg die letzten Folgerungen zu ziehen. Wir haben lediglich dem Menschenrecht zum Sieg verholfen, weiter nichts. Jetzt gelten die Gesetze, die wir diktieren. Alle bisherigen Abmachungen zwischen Frankreich und Deutschland über die Behandlung von Kriegsgefangenen sind null und nichtig. Frankreich wird seine Gefangenen in Zukunft nach Gutdünken und nach jenen Gesetzen der Menschlichkeit behandeln, von denen es übrigens nie abgewichen ist."

Um diese Worte noch wirksamer zu unterstreichen, läßt der

Capitaine die gedruckten, bisher in allen Lägern aufgehängten Abmachungen kommen und reißt sie vor unseren Augen in viele Fetzen. Wir wissen nun, daß Recht und Gerechtigkeit zerrissen sind.

Dann fährt Etappen-Blaché fort:

„Deutschland, das Land der Verbrecher und Banditen, ist nun endlich besiegt und wird seiner schweren Bestrafung durch die zivilisierte Welt nicht entgehen. Deutschland hat ungeheure Verbrechen an den kriegsgefangenen Franzosen und Engländern begangen, von den Russen ganz zu schweigen. Wir haben Beweise, daß Deutschland seine Gefangenen in Massenläger steckte und dort Seuchen künstlich ausbrechen ließ. Hunderttausende sind diesen furchtbaren Krankheiten erlegen.

Frankreich könnte ja nun seine Rache nehmen und die Massen der deutschen Kriegsgefangenen einfach durch Krankheiten dezimieren, aber dazu sind wir zu vornehm. Wir wollen keine niedrige Rache an der Masse unschuldiger Gefangener, sondern haben unsere Strafe auf eine kleine Schar Auserlesener beschränkt. Die Waffenstillstandskommission hat bestimmt, daß zur Sühne für die zahllosen Verbrechen Deutschlands an den Kriegsgefangenen, tausend Deutsche bitter büßen sollen. Diese Zahl hat euer Erzberger nun durch Flehen und Jammern vor unserm siegreichen Marschall Foch auf dreihundert herabzudrücken verstanden, und diese dreihundert Boches seid ihr! Man hat mit Absicht dreihundert Intellektuelle gewählt, weil Gebildete zukünftige Führer des Volkes sind. In euch wird man die Verbrechen Deutschlands strafen. Ihr habt von keiner Seite Hilfe oder Mitleid zu erwarten; denn Erzberger hat unterschrieben, daß Deutschland euch preisgibt. Erwartet von uns weder Gnade noch Barmherzigkeit. Frankreich ist langmütig, aber seine Strafen sind streng.

Vorläufig seid ihr in meiner Pension, und wer das Glück

hat, nochmals die Bochei (Deutschland, das Land der Boches) wiederzusehen, der kann und wird bestimmt nicht mehr so viel Kraft haben, jemals wieder gegen Frankreich zu kämpfen oder Soldaten gegen Frankreich zu zeugen. Dafür sorge ich schon, meine Herren! Das wollte ich nur sagen, damit wir gleich wissen, was wir voneinander zu halten haben. So, nun zur Leibesvisitation antreten."

Wir sind starr und wollen unseren Ohren kaum glauben. Wie, sollte es denn möglich sein, daß tatsächlich zwischen Deutschland und Frankreich ein solches Abkommen geschlossen wurde, ein Abkommen, das dreihundert Menschen, dreihundert Deutsche den Feinden auf Gnade und Ungnade ausliefert! Das wäre ja furchtbarer als eine glatte Erschießung. Das wäre ja Mord.

Mord! Mord! Man mordet uns!

Man will dreihundert Menschenleben vernichten!

Und ein Deutscher hat sich hergegeben, dieses Todesurteil zu unterzeichnen, diesen Fetzen Papier, der dreihundert Unschuldige grausamen Qualen überläßt!

Daß wir von Blaché und seinen Genossen nichts zu erwarten haben, nichts als Hunger, Strafen und Tod, wissen wir, aber dies alles schmerzt nicht so sehr wie der Gedanke, daß wir preisgegeben worden sind, einfach von allen Menschen, von unseren Nächsten, unseren Blutsverwandten und Landsleuten verlassen. Können unsere Kameraden und Waffenbrüder bedingungslos so etwas zugeben? Ja, vielleicht hat man ihnen diese Klausel des Waffenstillstandes verheimlicht. Jeder Deutsche wird kämpfen bis zum letzten Blutstropfen, ehe er freiwillig seine Kameraden und Waffenbrüder bedingungslos dem Feinde überläßt. Wir überlegen hin und her und haben schon den Tod in der Seele.

„Nun, das muß man den Brüdern schon zutrauen, denn

sie haben ja den Waffenstillstand geschlossen und die Franzosen ausgeliefert, ohne unsere Auslieferung als Gegenleistung zu verlangen. Sie hätten einfach sagen müssen: Ihr wollt uns die gefangenen Brüder nicht geben, na, dann sollt ihr eure Brüder auch nicht haben, oder ihr müßt sie euch holen kommen mit Waffengewalt. Das hätte gezogen, das hätte in Amerika Eindruck gemacht, aber so uns einfach im Stich zu lassen, nein, ich glaube fest daran, daß Erzberger uns durch Geheimklausel preisgegeben hat."

Der Sprecher, ein älterer Österreicher, Hochschulprofessor, bleibt verbissen bei seiner Behauptung, und in uns steigt plötzlich ein gewaltiger Zorn gegen Erzberger auf, und einige fassen den Entschluß, sich und ihre Kameraden bitter zu rächen, wenn sie doch einstmals gesund wieder nach Deutschland kommen.

Erst nach unserer Rückkehr aus der Gefangenschaft haben wir erfahren, daß die Behauptung des Kommandanten von St. Genest-Lerpt eine abgefeimte Lüge war, um seine Gemeinheiten zu entschuldigen und uns seelisch zu quälen. Die deutschen Behörden haben erklärt, eine solch unmoralische Klausel sei nie unterschrieben worden. So hat uns Blaché seelisch gepeinigt; doch auch körperlich:

Wir werden „gefilzt", d. h. gewissenhaft untersucht. Einige, darunter ich, müssen sich splitternackt ausziehen und Teil für Teil ihre Habseligkeiten vorzeigen. In jede Naht wird gefühlt. Taschen werden durchstochen und ausgerissen. Was von unseren Uniformen noch übrigbleibt, wird mutwillig zerstört, vernichtet. Man will uns zu Lumpen stempeln, auch äußerlich.

Alle Wertgegenstände, soweit sie nicht schon früher zu Brot gemacht wurden, werden uns erbarmungslos weggenommen. Im Fort Gourlemont und im amerikanischen Lazarett haben wir ja die meisten unserer Habseligkeiten gegen Zigaretten und Eßwaren eingetauscht.

Einige haben sogar noch ihre Uhr. Auf Uhren sind die Franzosen besonders scharf. Die Deckel werden geöffnet. „Aha, da haben wir's schon wieder!" höhnt der Mephisto, „schon wieder eine französische Uhr, die einem unserer toten Poilus geraubt wurde."

Der so schmachvoll angeklagte Deutsche will sich wehren.

„Was," schreit man ihn an, „was, du wagst noch zu meckern! Sei froh, daß man dich nicht sofort an die Wand stellt, wie es sich eigentlich gehört. Das ist eine französische Uhr; denn sie trägt auf dem Innendeckel den französischen Vermerk: Remontoir, 6 rubis."

Daß solches in allen älteren Uhren, ja in allen Schweizer Uhren zu finden ist, lassen die Halunken nicht gelten. Die Uhren verschwinden beschlagnahmt. Einer der so Ausgeplünderten geht hin zu Blaché und stellt sich vor: „Herr Capitaine, hier bin ich nur ein einfacher Unteroffizier der preußischen Armee, aber im Zivilleben bin ich Gelehrter und mein Name hat internationalen Klang. Herr Capitaine, Sie werden mich doch nicht zum gemeinen Leichenfledderer stempeln lassen durch ihre Leute. Ich habe die Uhr nicht einer französischen Leiche gestohlen, ich habe — —"

Der Capitaine unterbricht den Deutschen unwillig, ruft mich heran und befiehlt mir, seine Antwort zu übersetzen:

„Beschwerden über angebliche Mißhandlungen oder Ungerechtigkeiten nehme ich grundsätzlich nicht an. Jeder wird behandelt, wie er es verdient hat. Die deutsche Armee ist eine Horde wilder Banditen, und Banditen behandelt man nicht wie Soldaten. Alles Recht ist hier verwirkt, hier befehle ich, sonst niemand!"

Nach dem „Filzen" werden wir auf unsere Stuben geführt und können uns also den nunmehrigen Aufenthaltsort genau ansehen.

Da sind große Säle, denn die Gebäudegruppe ist eine ehemalige Besserungsanstalt, vor zwanzig Jahren wegen Baufälligkeit aufgegeben. Fensterscheiben fehlen überall und Öfen sind auch nicht vorhanden. Es ist feucht und kalt auf diesen Steinfliesen. Doch halt, wir sollen Strohsäcke bekommen.

Leere Säcke werden uns zugewiesen mit der Anordnung, sie dort am aufgestapelten Ginsterhaufen zu füllen. Der Ginster ist triefend naß, aber wir füllen ihn trotzdem in die Säcke, weil es so befohlen ist. Im Laufe der nächsten Nächte liegen wir in einer unangenehmen Nässe, denn die Pflanzen geben ihre Feuchtigkeit ab. Das ist nur eine der unscheinbaren, kleinen Quälereien von Blaché. Nach etwa fünf Nächten aber ist der Inhalt unserer Strohsäcke trocken, aber gleichzeitig hart, zusammengedrückt und beginnt zu faulen mit stets wachsendem Modergestank.

Ein Kapitel für sich sind die Decken: jeder Gefangene hat nur eine Decke bekommen.

„Was soll ich mit einer einzigen, dünnen Decke," meint ein baumlanger Gardefähnrich und geht mit dem verlausten Fetzen zum Capitaine.

„Herr Capitaine, ich bitte um eine zweite Decke; denn ich bin groß, daß ich mit der einen Decke unmöglich genug haben kann. Wenn ich mich oben zudecke, habe ich unten herum nichts, und umgekehrt."

Der Capitaine überlegt, und der Mephisto neben ihm flüstert ihm etwas ins Ohr, worauf Blaché teuflisch grinst.

„Also, Sie möchten zwei Decken haben, nicht wahr?! Gut, dann geben Sie mal Ihre unzureichende Decke her."

Blaché hält das eine Ende der Decke, Mephisto das andere. Ein Poilu muß sein Taschenmesser ziehen und die Decke mitten durchschneiden. Die beiden Fetzen wirft man dem baumlangen Fähnrich ins Gesicht.

„Hier, du deutsches Schwein, hier hast du zwei Decken!"

Wir möchten weinen vor Wut, aber wir haben keine Kraft mehr dazu und keine Feuchtigkeit im Körper.

Kurz nach diesem Zwischenfall erscheint Mephisto, begleitet von einigen Poilus, die mit Leimtopf, Pinsel und Plakaten bewaffnet sind. Vor unseren erstaunten Augen werden die Wände unserer Säle tapeziert, jawohl, richtig tapeziert mit Schmähplakaten gegen Deutschland und gegen die deutsche Armee.

Besonders auffallend sind zwei Plakate: das eine zeigt einen deutschen Soldaten mit blutigen Händen, die Brandfackel in der Faust. Vor ihm liegt ein ermordetes Kind neben seiner toten, geschändeten Mutter. Der Wüstling ist im Begriff, die Brandfackel in das Heim der Toten zu werfen. Im Hintergrund brennt eine französische Kathedrale. Mordlust und gemeinste Gier stehen im Gesicht dieser Karikatur eines Feldgrauen. Der Zeichner hat sich wirklich angestrengt und etwas Packendes entworfen. Im zweiten Abschnitt des Bildes sieht man denselben Deutschen, diesmal in Zivil. In der Hand hat er eine Mustertasche und will gerade einem französischen Kaufmann Offerte unterbreiten. Und unter dem Bild steht:

„Franzose, der deutsche Geschäftsreisende, der jetzt nach Friedensschluß zu dir kommen wird, seine Ware anzubieten, ist jener Halunke, der deine Kirche vernichtete, deine Frau schändete, dein Kind ermordete, dein Heim zerstörte; Franzose, kaufe nur französische Waren!"

Die französischen Kriegsgewinnler und Schwerverdiener bangen um ihre Dividende.

Das andere, sehr wirkungsvolle Plakat macht Stimmung für einen Gewaltfrieden. Es zeigt die deutsche Waffenstillstandsabordnung, die bittend, fast kriechend zu den Alliierten

kommt. Unter dem Bild steht: „Mit Verbrechern, Banditen und Mördern verhandelt man nicht, man **richtet** sie!"

Täglich erklärt man uns immer wieder: „Ihr seid keine Soldaten, sondern Banditen und werdet als solche behandelt."

Jawohl, so werden wir behandelt:

Zuerst gilt es, genügend Arrestzellen zu schaffen. Die Steine hierzu müssen wir uns selbst brechen und auf den Schultern ins Lager bringen. Blaché beteuert immer wieder mit heimtückischem Lächeln:

„Meine Herren, Arbeit darf ja, nach den internationalen Abkommen Chargierten und Intellektuellen nicht zugemutet werden, aber erlaubt sind die notwendigen Arbeiten zur Reinigung und Erhaltung des Lagers. Hierzu gehört der Bau einer zweiten Umfassungsmauer und einiger Zellen, die wir vermutlich sehr notwendig gebrauchen werden."

Auf diese Weise wird unsere durch Hunger und Entbehrungen schwindende Körperkraft schändlich ausgenutzt. Der lange Mephisto hält täglich dreimal Appell ab. Dazu müssen wir im Laufschritt die ausgetretenen Treppen hinabrasen. Er schickt uns oft zehnmal wieder treppauf, bis einer oder der andere zusammenbricht und einfach nicht mehr mitmachen kann.

Das Essen ist ein Kapitel für sich. Es werden täglich etwa zehn Kilogramm Reis ausgegeben. Hiervon sollen dreihundert Menschen satt werden. Salz gibt es nicht, auch kein anderes Gewürz.

Zuerst empfangen wir zweihundertfünfzig Gramm Brot täglich, aber von Tag zu Tag werden die Brote kleiner, und nach einer Woche gibt es hundertfünfzig Gramm je Mann. Mit dieser knappen Portion, die nur aus einigen hastigen Bissen besteht und dreimaliger wasserdünner Reissuppe, sollen wir unser Leben fristen, ja noch schwere Arbeit im Steinbruch

leisten. Löffel brauchen wir nicht zum Vertilgen unserer Mahlzeiten; wir trinken alles glatt hinunter. Für Minuten hat man ein Gefühl von Sattsein, weil der Magen voll Wasser ist; aber bald beginnt es in den Eingeweiden zu arbeiten, und der Hunger wird mächtiger als vor dem Genuß des Reiswassers. Um einen Vergleich zu gebrauchen: Wenn es in der Garnison den sogenannten „blauen Heinrich" gab und man spülte nach beendigter Mahlzeit sein Kochgeschirr, das trübe, milchige Spülwasser mit einigen Körnern Reis, die an den Wänden und am Boden haftengeblieben waren, das ist ungefähr unsere „Vollmahlzeit" im Straflager St. Genest-Lerpt, wo man uns für angebliche Verbrechen Deutschlands zugrunde richten will.

Etwa eine halbe Stunde vom Lager entfernt liegt ein einsamer Bauernhof. Erscheint eines Tages der Bauer und bittet den Capitaine um einige Boches, zum Mistaufladen. Wir werden versammelt.

„Wer kann Mist aufladen?"

Natürlich können alle diese Studenten und Professoren und Primaner und Muttersöhnchen plötzlich ganz fabelhaft Mist aufladen; denn alle wittern eine Extrakost, eine Stunde Aufatmen außerhalb des Lagers, ein kurzes, beschränktes Freisein.

Vier Mann werden ausgesucht. Ziehen ab, beneidet von uns, den Zurückgebliebenen. Am anderen Tage hat die Reissuppe einen wunderbaren Geschmack. Sogar einige Fäden Fleisch finden wir drin und kleine, dünne Knochen, die wir gierig zermalmen und verschlucken.

Was ist denn jetzt los? Augenzwinkern mit dem Koch. Der zwinkert wieder und rät uns, die vier Leute vom Mistkommando zu befragen. Und die wollen zuerst nicht mit der Sprache heraus, erzählen dann aber. Sie haben, im Mist vergraben, einige Ferkel gefunden. Eine Zuchtsau auf jenem Hof hatte

einige Tage vorher geworfen, doch konnte sie alle ihre Jungen nicht säugen, weshalb der Bauer einige Tierchen tötete. Die Kadaver lagen leider schon mehrere Tage in der Mistgrube. Dort fanden sie unsere Kameraden, wuschen das junge, tote Fleisch, zerstückelten es und nahmen es mit zum Lager. Der Küchenbulle sollte die Tierchen nachts ganz heimlich braten; aber da kein Fett vorhanden war, kochte er sie im gemeinsamen Kessel. Alles zerkochte und fiel auseinander, denn so ganz frisch war das Ferkelfleisch nun doch nicht mehr. Die Kameraden vom „Mistkommando" sind dabei zwar um den erhofften Sondergenuß gekommen, aber wir alle haben wieder mal gekostet, wie Fleisch schmeckt, wenn es auch schon einige Tage in der Jauchegrube gelegen hatte.

Wuchtig tritt die Kälte ein, eine Kälte mit feuchten Winden und Nebeln. Sie dringt durch unsere verschlissenen Uniformen, zernagt uns die Knochen und macht uns noch elender.

Wir haben in einem Schuppen einige Öfen entdeckt, einfache runde Kanonenöfchen, und bitten um die Erlaubnis, sie aufstellen zu dürfen. Blaché hat mal eine gute Stunde und genehmigt unser Gesuch. Er fühlt sich geehrt durch unser Fragen, da wir ihm geistig überlegen sind. Unsere Schwachheit ist Sieg für seinen Stolz. Mephisto antwortet bissig:

„Der Herr Capitaine erlaubt die Aufstellung von Öfen, nicht weil er um das Wohlergehen von euch Banditen besorgt ist, sondern weil er die Ausbreitung von Seuchen verhindern möchte; denn es könnte ja unter Umständen einer unserer braven Poilus noch mit angesteckt werden. Ihr könnt ruhig krepieren an Grippe oder Cholera, oder an was ihr wollt, aber unsere armen Poilus sollen nicht darunter leiden müssen, deshalb stellt Öfen auf und heizt!"

„Heizt!" hat der Satan gesagt. Aber womit sollen wir

heizen? Erneutes Gesuch bei Blaché: „Wir haben kein Heizmaterial."

„Dann holt euch welches, dort im Wald!"

Das ist ein guter Gedanke. Posten umrahmen unsere Gruppe, und wir begeben uns in den nahen Eichenwald, wo viel Fallholz herumliegt. Dabei finden wir massenweise Eicheln. Sie schmecken zwar bitter und herb, aber man kann sie essen; sie füllen den stets leeren Magen.

Mit dicken Taschen kehren wir ins Lager zurück. Feuer prasselt in allen Öfen. Es wird fast gemütlich auf den kahlen Stuben mit den zertrümmerten Fensterscheiben. Und dann legen wir unsere Eicheln auf die heiße Ofenplatte. Eine unerhörte Delikatesse gibt das. Solch eine geröstete Eichel schmeckt fast wie eine Marone. Man darf nicht verwöhnt sein, und das sind wir gewiß nicht.

Täglich, beim Holzholen, werden große Mengen Eicheln hereingeschleppt, gebraten und verzehrt. Die Aushungerungspolitik Blachés scheint zu mißlingen. Es wird eine genaue und strenge Untersuchung angeordnet, ob die Gefangenen irgendwelche Beikost bekämen, und da entdeckt Mephisto die nächtlichen Eichelbratereien. Zur Strafe läßt man uns zwei Tage, zwei bitterkalte Tage lang ohne Feuer und setzt die Brotration auf hundert Gramm herab. Nach einigen Tagen fallen die ersten Opfer.

Die Leute werden schwindelig, bekommen offene, immer nasse Stellen an Armen und Beinen, besonders dort, wo sich die Haut spannt. „Die ersten Anzeichen von Hungertyphus", heißt es. Man schafft die wie leblos Daliegenden weg, in irgendein Krankenhaus. Wir haben nie wieder etwas von ihnen gehört. Da packt uns das jähe Entsetzen, und wir wissen, daß wir verloren und einem wildgewordenen Sadisten verfallen sind. Nur eins kann uns noch retten. Blaché hat uns nämlich

schon des öfteren angedeutet, daß es für uns nur noch den Ausweg einer freiwilligen Meldung zur Grubenarbeit gebe.

„Nein, nein, ich will den feinen Herren nicht zumuten in das Kohlenbergwerk einzufahren, denn die zarten Fingerchen könnten schmutzig werden. Es sind in meinem Bezirk fünftausend Gefangene, die alle in Zechen um St. Etienne arbeiten. Sie haben alle reichlich zu essen und arbeiten nicht sehr viel. Wer aber lieber nicht arbeiten möchte und in meiner Nähe bleiben will, der kann natürlich auf das gute Essen verzichten. Die frische Luft hier oben ist ja auch recht nahrhaft. Also, nur nicht drängeln, meine Herrchen, man braucht nicht unbedingt zu arbeiten. Nur wer sich freiwillig meldet, wird in die Grube geschickt. Es soll später nicht heißen, der böse Blaché hat uns ins Bergwerk gesteckt, uns die Intellektuellen!"

Wir besprechen unsere Lage und kommen zum schweren Entschluß, uns zur Arbeit zu melden. Nur um nicht durch Hunger gemordet zu werden. Einige machen nicht mit und wollen Blaché diesen letzten Sieg nicht gönnen, aber später, nach Tagen und Wochen, haben sie beigegeben bis auf einige ganz tapfere Männer, die ihr Aushalten mit Krankheit und Siechtum bezahlen mußten.

„Herr Capitaine, wir möchten uns zur Arbeit melden!" treten wir zu etwa fünfzig Mann vor den Gefürchteten. Er zwirbelt seinen Schnurrbart hoch und ist ganz teuflische Freude. Noch am gleichen Nachmittag werden die Gefangenen auf die verschiedenen Gruben des Gebietes verteilt, in dem fünftausend weiße Sklaven tief unter der Erde die kostbare, blutnotwendige Kohle schlürfen.

Als wir abrücken wollen, ruft mich der Mephisto zurück und erklärt mir schadenfroh: „Machen Sie sich fertig, Sie kommen zuerst noch nach Is-sur-Til in die Strafanstalt, wegen Ihrer Flucht!"

Diese Worte des grinsenden Mephisto wirken auf mich wie ein Keulenschlag. Ich hatte gehofft, noch unbeachtet durchgehen zu können, aber nun wollen sie mich tatsächlich noch quälen und mich zu den Strapazen der mißglückten Flucht obendrein fürchterlich strafen.

Is-sur-Til hat keinen guten Klang bei den Kriegsgefangenen. Dort soll sich ein Gefängnis für Matrosen der französischen Kriegsmarine befinden. Man geht nicht gerade sanft mit den Blaujacken um, wenn sie es wagten, zu desertieren oder gar zu meutern. Auf den Schiffen der Dardanellenflotte soll es hin und wieder zu Unstimmigkeiten gekommen sein. Die rote Flagge habe sogar für kurze Zeit an Stelle der Trikolore über den Panzerschiffen geweht. So wird erzählt. Irgendein Gefangener hat diese Weisheit von einem freundlichen Posten, und wir haben damals aus diesen Niedergangszeichen neue Hoffnung auf baldige Befreiung geschöpft. Mag es sein, wie es will, in Is-sur-Til soll ein großes Gefängnis voll von Matrosen sein. Auch deutsche Flieger und Gefangene, die den Lagerkommandanten besonders viel zu schaffen machten und daher strenger als die anderen bewacht werden müssen, stecken in Is-sur-Til, das fünfundzwanzig Kilometer nördlich von Dijon liegt.

Eine schöne, blanke, vernickelte Stahlkette am linken Handgelenk, besteige ich am späten Nachmittag einen nach Norden abgehenden Güterzug. Leider darf ich nicht ganz über die nette und feste Stahlkette verfügen, denn ihr Ende, an einem breiten Handgriff befestigt, liegt wie verankert in der Faust des mich begleitenden, riesengroßen Gendarmen. Zudem hat mir dieser bärbeißige Begleiter, ein Korse mit wulstigen Lippen und finsteren, pechrabenschwarzen Augenbrauen im olivenfarbenen

Gesicht, seine Gefühle keineswegs verheimlicht und mir, zwischen zwei Zügen an der selbstgedrehten Zigarette, ohne besondere Aufregung mitgeteilt, daß es ihm eine ganz hohe Freude sein würde, mich niederzuknallen wie ein wildes Kaninchen, falls ich versuchen sollte, mich auch nur einen Schritt ohne seine Erlaubnis von seiner galonierten Seite zu wagen. Dabei hat mir der Korse seine Pistole verheißungsvoll unter die Nase gehalten, und zwar so nahe, daß ich vorne an der Mündung zwei Rostflecken entdecken konnte, eine Schweinerei, die dem Besitzer dieser so vernachlässigten Schußwaffe bei den Preußen eine nicht geringe Arreststrafe eingetragen hätte.

Im Güterwagen ist es eisig kalt. Die Tür ist halb geöffnet. Außer dem Korsen und seinem Gefangenen fahren noch zwei Bahnbeamte mit. Sie haben Laternen vor sich stehen und wärmen ihre Hände am heißgewordenen Blech. Draußen wird es rasch dunkel, und dann geht ein strahlender Vollmond auf. Ich muß daran denken, daß sie jetzt vielleicht auch auf diese blanke Scheibe schauen, daheim, in der Freiheit, daß unsere Blicke auf ein und demselben Punkt ruhen. Wie klein und kleinlich sind doch die Menschen und ihre Gesinnungen angesichts dieser gewaltigen Natur!

Gegen Mitternacht müssen die Beamten aussteigen. Der Gendarm hat nun niemand mehr, um sich zu unterhalten. Außerdem fürchtet er sich augenscheinlich so ganz allein in meiner Nähe, im dunklen Viehwagen. Deshalb zerrt er mich aus dem Waggon, als jetzt der Zug wiederum irgendwo hält, rennt mit mir nach vorne, verhandelt mit dem Lokomotivführer, und eine Minute später sitzen wir auf der Maschine. Ich werde zur Vorsicht an den eisernen Sitz des Lokomotivführers gekettet. Dann trinken Gendarm und Zugbeamte der Reihe nach aus einem ledernen Weinbeutel. Sie werfen den Kopf zurück und halten den prallgefüllten Beutel über den weitgeöffneten

Mund. Sie drücken, und ein dünner Weinstrahl schießt ihnen rot und heftig in den Hals.

Fast ohne Unterbrechung kreist der Weinschlauch, der mindestens drei Liter faßt. Dazu essen die Männer große Fetzen Weißbrot, in das sie kleine Eckchen Knoblauch stecken. Und während dessen saust die Lokomotive durch die mondhelle Nacht, hinter sich den langen leeren, heftig polternden Güterzug.

Hin und wieder reißt der Heizer die Tür zur Kesselfeuerung auf, stochert mit langem Eisen in der Glut, daß die Funken stieben und ich vor Hitze schier vergehe. Dann wirft er zehn Schaufeln Kohle ein, klappt das massive eiserne Türchen zu und ich sitze wieder im Durchzug und in der Kälte. Schließlich schlafe ich ein.

Beim Morgengrauen rüttelt mich der Gendarm, löst meine Kette vom Eisenstuhl und zerrt mich von der Lokomotive herunter auf den Gleiskörper. Ringsum brennen Lichter, und im Dunst des werdenden Tages sehe ich die Umrisse von niedrigen Häusern, auf die wir zustreben.

Wir stolpern schlaftrunken über Geleise und Weichen. Der Gendarm ist vollkommen in eine Wolke von Wein- und Knoblauchduft gehüllt. Zwischen den niedrigen Häusern, die zum Güterbahnhof von Is-sur-Til gehören, führt eine Straße zum Städtchen. Nur fünf Minuten lang ist unser Weg, dann empfängt uns ein düsterer Bau, das berüchtigte Marinegefängnis.

Man löst die Fessel von meinem rotangelaufenen Handgelenk. Man führt mich treppab, dann durch einen langen Flur, wo es nach Urin, nach Aborteimer, nach säuerlichem Brot, nach Ungepflegtheit, nach muffigen Kleidern und nach vielen Menschen riecht. Trübselig vegetiert ein schwachkerziges Licht an der Decke dieses Flurs, und rechts und links sehe ich Zellentüren, lauter Zellentüren.

Ganz am Ende des Flurs schließt man rasselnd eine dieser Türen auf, und ich werde in einen großen, kellerartigen Raum gestoßen. Eine Blendlaterne blitzt auf, läßt den Schein ihres starken Lichtes sekundenlang durch den Keller huschen, so daß ich sehen kann, wo die niedrige Pritsche steht, wo der Wasserkrug zu finden ist und wo ich mich herantasten kann. Dieser Eimer, das stelle ich sofort fest, ist bis zum Rande voll und stinkt entsetzlich. Das Wasser im Trinkgefäß ist alt, muffig und riecht nach Urin. Es wird sich mal ein Zelleninsasse nachts im Gefäß geirrt haben.

Hinter mir wird die Tür zugeklatscht, abgeschlossen, und ich stehe im völlig dunklen Keller. Taste mich jetzt zur Pritsche, finde sie und merke gleich, daß ich ganz allein in dieser geräumigen Gemeinschaftszelle bin. Ich schnüre meine Decke ab, um mir rasch ein Lager zu bereiten, und da, als ich mich aufrichte, erhalte ich einen so furchtbaren Schlag auf den Kopf, daß ich vor Schmerz sofort stöhnend in die Knie sinke. Zur Abwehr halte ich meine beiden Arme über den Kopf und erwarte den zweiten Schlag dieses unsichtbaren und feigen Gegners. Erwarte den Streich ohne Groll, weil es doch keinen Zweck hat, sich darüber aufzuregen. Weil es anscheinend so sein muß. Doch der nächste Schlag kommt nicht, und so richte ich mich langsam hoch, die Hände abwehrbereit. Und da, in etwa eineinhalb Meter Höhe, genau über der Pritsche, ertaste ich eine schiefe, harte, feuchte Wand aus Beton und weiß, daß ich mir daran fast den Schädel einrannte. Lege mich daher ganz vorsichtig nieder und schlafe bald ein.

„Au secours, au secours, les gars!“ (Hilfe, zu Hilfe, ihr Jungens!)

Eine schrille Stimme brüllt es durch den Flur. Sofort bin ich ganz wach und ganz aufmerksam. Richte mich auf. Der

Keller ist nur spärlich erhellt, und zwar durch einen vergitterten Luftschacht in der Decke. Zur Not kann ich jetzt, bei angestrengtem Hinschauen, die gegenüberliegende Wand erkennen, eine helle, rauhe Betonmauer. Draußen aber, vor der Tür meines Kellers, schallt es jetzt schon wieder schrill und nervenzerreißend:

„Au secours, au secours, les gars!“

Ich höre mehrere Menschen keuchen, ich höre Schläge niedersausen, Füße scharren, und jetzt bumst es gewaltig gegen meine Tür, daß der ganze Keller davon bebt. Stimmen werden laut, brüllen:

„Oouvrez, tas de vaches!“ (Aufgemacht, ihr Kühe!)

Gleichzeitig schlagen viele Fäuste gegen Zellentüren. Alle Gefangenen des Flurs sind in heller Aufregung. Und dazwischen, jedes Bumsen und Rufen übertönend, der gräßliche, verzweifelte Hilfeschrei.

Über meinem Luftschacht höre ich Stimmen, höre ich Menschen laufen. Vernehme Kommandos und das Klirren von Waffen. Und wenige Sekunden später rasen Nagelsohlen über die Steintreppe, dann durch den Flur. Ich höre, wie sich vor jeder Zellentür ein Bewaffneter aufpflanzt. Und jetzt dröhnt ein brutaler Baß durch den Flur:

„Vos geules, salauds, ou gare au pain sec pour quatre jours!“

(Schnauze gehalten, ihr Schweine, sonst gibt's vier Tage lang nur trockenes Brot!)

Fast augenblicklich legt sich der Aufruhr, denn diese Stimme, den Zelleninsassen zweifellos wohlbekannt, hat große Angst und Bestürzung hervorgerufen. Der Hilfeschrei verstummt sofort, und jetzt hört man nur das Dahinschreiten des Mannes mit dem Baß. Er tritt energisch auf und ist wahrscheinlich ein großer, schwerer Mensch.

Er kommt gemessenen Schritts an meiner Zelle vorbei, steht still, und ich höre ihn sprechen:

„Warum hast du großes Schwein um Hilfe gerufen? Du weißt doch, daß dir niemand helfen wird, am wenigsten deine Kumpane hier in den Zellen!“

Eine weinerliche Stimme antwortet: „Der Gendarm ist in meine Zelle gekommen und hat mich geschlagen, weil ich nicht schnell genug aufgesprungen bin. Und da hat mich die Wut gepackt und ich habe ihn hinausgedrängt. Aber er hat mich dann hier im Flur ganz jämmerlich gewürgt und mit dem Gummiknüppel verhauen. Ich tue es bestimmt nicht mehr, Chef, ich will anständig sein!“

Und jetzt donnert der Baß:

„Schön, mein Junge, aber zur Kräftigung deines guten Vorsatzes sollst du mal vierundzwanzig Stunden in den Trichter kommen.“

Ich höre, wie sie den Gefangenen wegschleifen, ihn die Treppe hinaufzerren. Auch über mir höre ich sie gehen. Dann gibt es in meinem Keller eine Erschütterung, und ich vernehme die greinende Stimme des Meuterers dicht neben mir.

Jetzt erst bemerke ich, daß mein Keller eigentlich durch einen seltsamen trichterförmigen Betonkeil abgeteilt ist. An der schiefen Fläche dieses mit seiner Spitze auf dem Kellerboden stehenden Keils, habe ich mir vor einigen Stunden den Kopf zerbeult. Der Keil ist kantig, etwa 1.50 Meter breit, 1.80 Meter hoch und läuft nach unten vollkommen spitz zu. Innen ist er hohl; nur die Wände sind schiefgestellt. Man hat den Meuterer in diesen Trichter geworfen und das Loch oben wieder zugedeckt.

Zuerst stöhnt und greint der Bursche. Ich höre fast jeden seiner Atemzüge durch die dünnen Betonwände. Er rückt ständig hin und her und findet keine Lage. Ich klopfe an die

Wand und frage, wie es in diesem Verlies aussieht. Er hält mich für einen Franzosen und antwortet:

„Alles dunkel. Ich kann hier weder stehen noch liegen. Jede Stellung ist eine Qual, keine zehn Minuten kannst du es in einer Lage aushalten."

Nach einigen Stunden beginnt der Mann schwer zu atmen. Zwischendurch ruft er jammervoll um Hilfe und bettelt um Gnade. Endlich, als die frühe Winternacht beginnt und das dürftige Licht aus dem Luftschacht langsam verschwindet, bekommt der Bursche im dunklen Betontrichter einen Tobsuchtsanfall. Er haut den Kopf gegen die Wand, daß es durch meinen Keller dröhnt. Er schreit wie ein Tier und lallt dann wie ein kleines Kind:

„Maman, Maman!"

Dann ist alles ruhig. Ich höre, wie sie eine halbe Stunde später den Deckel heben und den Mann herauszerren. Vernehme auch ihre Worte. Ein junger Matrose ist es, ein Kerl, den man oft schon in den Trichter stecken mußte, um ihn zu bändigen. Diesmal aber hat er sich so schwer am Kopf verletzt, daß er besinnungslos in die Revierstube gebracht werden muß.

Es mag schon spät am Abend sein, da wird mein Keller aufgeschlossen und ich bekomme einen frischen Krug Wasser, ein Stück Brot und ein Kochgeschirr voll heißer Brühe. Dann muß ich den Aborteimer leeren, wobei mir ein Gendarm voranleuchtet.

Die Nächte sind kurz in diesem Keller, denn hier ist es wenigstens warm, wenn auch dumpf. Jeden Abend nach dem Auslöffeln meiner Suppe sinke ich wie betäubt vom Mangel an frischer Luft auf meine Decken und schlafe sofort ein. Aber dann die Tage! Es ist einfach gräßlich, wie unendlich lang solch ein Tag sein kann.

Am frühen Morgen wird die Kellertür aufgerissen und ich habe meine Decken abzuliefern. Wenn dann der Schlüssel im Schloß aufhört zu klirren, ist mir die Außenwelt wieder für weitere zwölf Stunden verborgen.

Meine Augen haben sich sehr bald an das Halbdunkel des Bunkers gewöhnt. Und so entdecke ich jetzt nach und nach recht interessante Einzelheiten. Sehe zum Beispiel Namen an der etwas feuchten Betonwand, dort, wo von oben herab etwas Licht durch den Luftschacht fällt. Ich nähere mich neugierig. Der Luftschacht ist so eng, daß höchstens eine ausgewachsene Katze hindurchkriechen könnte. Etwa drei Meter lang ist er und endet im Hof des Gefängnisses. Da er oben eine Biegung macht, ist es leider unmöglich, ein Stückchen Himmel zu sehen. Die Namen sind mit Bleistift in den Schacht gekratzt, so hoch wie eben ein Mensch mit seinem ausgestreckten Arm reichen kann. Ich lese viele deutsche Namen und Bezeichnungen von Truppenteilen. In der Hauptsache lese ich, hinter Name und Dienstgrad, die Nummern von deutschen Fliegerstaffeln. In diesem Keller haben also oft schon gefangene deutsche Flieger geschmachtet.

Mit dem Entziffern der Namen verbringe ich einen halben Tag meiner Gefangenschaft. Dann setze ich mich auf meine Pritsche und versuche mir vorzustellen, wie die Namenträger wohl ausgesehen haben mögen und warum sie hierher kamen. Alle auf der Flucht erwischt, natürlich. Nachher beginne ich im Keller zu wandern.

Zuerst wird genau abgetastet, wie weit es bis zur nächsten Mauer ist. Stellenweise, besonders in der Nähe des Keils, ist die Decke so niedrig, daß ich nicht aufrecht gehen kann, sondern den Kopf tief gebeugt halten muß. Nach und nach gewinne ich so viel Sicherheit, daß ich weiß, wann das Hindernis kommt. Eins, zwei, drei, Kopf herunter, vier fünf!

Die ersten zwei Tage schreite ich noch langsam, meist mit geschlossenen Augen. Schreite dahin und zähle die Schritte: „Eins, zwei, drei, Kopf herunter, vier, fünf!"

Ich zähle und schreite. Ich möchte laufen, rasen, rennen. Nein, nur langsam dahinschreiten, ganz langsam und ruhig!

Zwischendurch bleibe ich stehen und lausche, wenn sie wieder ein neues Opfer in den Betontrichter neben mir werfen. Einer betet laut und andächtig, betet in diesem düsteren Betonverlies, bis seine Stimme vor Erschöpfung rauh und kraftlos wird. Mindestens zehn Stunden lang höre ich ihn flehen:

„Je vous salue Marie, pleine de grâce . . .!"

(Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden.)

Bis sie ihn endlich herausziehen.

Im Hof über mir müssen die Gefangenen anscheinend exerzieren; denn ich vernehme oft militärische Kommandos und das taktmäßige Trampeln vieler Füße. Manchmal schreit nachts ein Zelleninsasse, heult wie ein Tier, bis Wärter kommen und drohend an die Zellentür schlagen.

Nach vier Tagen und Nächten in diesem dunklen Keller habe ich alle Ablenkungsmöglichkeiten erprobt und erschöpft. Ich weiß, wieviel Kubikmeter Luft der Raum, wieviel Geviertmeter der Fußboden hat. Ich habe alle mir bekannten Gedichte zwanzigmal laut hergesagt, habe die „Madelon" leise hergesummt, habe alle deutschen Soldatenlieder zigmal wiederholt. Nun aber scheint es draußen kalt geworden zu sein, denn eisig zieht es durch den Luftschacht. Deshalb muß ich wandern und laufen, um warm zu bleiben. Immer auf und ab: eins, zwei, drei, Kopf herunter, vier, fünf! — Eins, zwei — —

Am siebten Tag meines Aufenthalts im Keller beginnt meine Verzweiflung. Ewigkeiten schon bin ich hier eingesperrt. Und das sollen nur sieben Tage sein, nicht mehr? Und ganze

sechzig Tage hat man mir aufgebrummt! Unmöglich, nie werde ich diesen Keller wieder lebendig verlassen!

Ich nehme meine Wanderung wieder auf. Ich schreite und zähle: „Eins, zwei, drei, Kopf herunter, vier, fünf! — Eins, zwei, drei, Kopf herunter, vier, fünf! Eins — —!"

Immer rascher, immer hastiger werden meine Bewegungen, immer schwächer mein Wille, ruhig zu bleiben. Ich weiß, daß bald, sehr bald schon der Augenblick kommen muß, da es mir unmöglich sein wird, den Kopf herunterzunehmen. Ich werde rasch vorgehen, ich werde gegen die Betonwand rasen, dort, wo die Kante ganz spitz und ganz unbarmherzig ist. Ich werde mit aller Wucht dagegenrennen.

Alles in mir sträubt sich gegen diese drohende Vernichtung und ich zwinge mich zum Verweilen auf der Pritsche. Ich lege mich hin und bete. Stelle mir dann vor, wie schön die Natur draußen ist und wie herrlich die Blumen duften können. Und das alles werde ich wiedersehen: die Wolken, die Sonne, den Schnee, die Menschen, freundliche Menschen.

Wiedersehen? Nach sechzig Tagen Aufenthalt in diesem Keller? Unmöglich!

Der Gedanke an diese sechzig Tage macht mich willenlos und schwach. Macht mich zur Puppe. Ich springe auf und beginne wieder meine fürchterliche Wanderung durch den dunklen Keller. Und dabei zähle ich laut: „Eins, zwei, drei, Kopf herunter, vier, fünf! — Eins, zwei —!"

Mein Zählen ist zuerst noch ruhig, aber bald steigert es sich, und meine Stimme wird schrill, schreiend, seltsam fremd. Ein dumpfer Druck im Gehirn nimmt mir jedes Gefühl, macht meinen Körper unempfindlich und willenlos. Wenn ich jetzt den Kopf nicht beuge, einen Anlauf nehme — — Ich glaube schon wieder den Matrosen nebenan zu hören und sein inbrünstiges Schluchzen: „Je vous salue Marie, pleine de grâce!"

Ich spreche diese Worte nach, ich zwinge mich zur Ruhe. Aber eine Stunde später bin ich schon wieder auf meiner gefährlichen und gräßlichen Wanderung.

Immer rascher, immer drohlicher wird meine Bewegung. Jetzt wird die Betonkante kommen, jetzt — — Am veränderten Druck der Luft merke ich, wie nahe ich an der Kante vorbeigehe.

Ha, jetzt wird Schluß gemacht, Schluß! Da rasselt der Schlüssel und der Wärter befiehlt mir, meinen Eimer dort am Ende des Ganges in die gemeinsame Tonne zu leeren, frisches Wasser an der Leitung zu holen, meine Suppe und mein Brot zu empfangen.

Im Laufe dieser achten Nacht schließe ich kein Auge, so zittern meine Nerven vor Spannung. Ich kann nicht mehr. Gegen Morgen weiß ich mir einen Rat. Ich werde mich selbst fesseln, werde meine Füße zusammenbinden, um meinen erlahmenden Willen zu stützen. Meine Decken muß ich zwar abgeben, aber aus meinem verlausten Hemd reiße ich nun einige Fetzen, drehe sie zu Stricken. Und am Morgen, nachdem der Wärter die Decken abgeholt hat und draußen über mir im Hof das Exerzieren der Gefangenen anhebt, fessele ich meine Beine, so gut ich kann.

Meine Schuhe und meine völlig zerrissenen Strümpfe habe ich ausgezogen, knete und reibe meine Füße, um bei dieser Kälte das Blut in Bewegung zu halten. Zwölf Stunden lang kauere ich auf der Pritsche und reibe meine Füße, bete, sage Verse her, singe auch leise vor mich hin. Nur nicht wieder diese gefährliche Wanderung, die mein Gehirn benebelt und meinen Erhaltungswillen lähmt! Diese gräßliche Wanderung, am gefährlichen Betonkeil vorbei!

Und da, nach diesem endlosen Tag mit den freiwilligen Fesseln um den Knöcheln werde ich aus dem Keller geholt.

Man reicht mir meine Suppe draußen im Flur, und in der Brühe finde ich sogar ein Stückchen zähes Rindfleisch. Dann legt man mir wieder eine dünne, starke Stahlfessel an. Ein Gendarm kommt, nimmt mich mit meinen Papieren in Empfang und sagt: „Allez!“

Unerhört schön finde ich diesen eisigen Dezemberabend. Nur einige schwache Lichter durchstoßen die dichte Nebeldecke, die über Häusern und Straßen liegt, aber ich atme gierig und befreit. Ha, diese Luft, dieser Nebel und diese Weiten!

Der Wärter führt mich zum Bahnhof. Wir besteigen einen Güterwagen, in dem einige Eisenbahner mit dem Abstempeln von Frachtbriefen beschäftigt sind. In einer Ecke des Wagens steht ein Ofen, den ich nun kräftig schüren soll, eine Beschäftigung, der ich mich fast mit Andacht hingebe, zumal ich jetzt erfahre, daß mir die weitere Strafe geschenkt wird, sofern ich mich auf der Kohlengrube, wo man mich hinbringt, anständig benehme.

„Das könnte dir so passen,“ brummt der gemütliche Gendarm, der mich zu führen hat, „unser Brot wegfressen und in der Zelle faulenzen, nein, mein Junge, hier heißt es arbeiten!“

Die ganze Nacht über fahren wir, und am folgenden Vormittag verlasse ich den ratternden Zug, schreite dahin an der Seite meines braven Gendarmen, der sich inzwischen als ein guter Mensch entpuppte und mir reichlich zu essen gab. Wir sind irgendwo in der Bannmeile von St. Etienne.

Neue Landschaft, neue Umgebung und seltsame Schicksale

Schwarz ist das weite Hügelland. Magere Weiden klettern über die steilen Abhänge. In tiefen Geländefalten liegen langgestreckte, trostlose Ortschaften. Und dicht dabei stehen eiserne, schwarze Fördertürme mit haspelnden Rädern, ragen auch Schornsteine, deren endlose Rauchfahnen täglich unzählige Tonnen Ruß über Dächer und Landschaft speien. Ausgemergelte Gäule ziehen zweirädrige Kohlenkarren über tiefgefurchte Wege. Wenn die Tiere pausen wollen, hagelt es Hiebe, und die Lenker überschreien sich vor Wut. Ohne Unterbrechung ziehen die Kohlenfahrzeuge zur Stadt, zu den Bahnhöfen. Alles ist hier noch primitiv. Die Gruben haben teilweise noch keinen Gleisanschluß.

Schwarz ist das weite Hügelland, schwarz und verkommen. Die Landwirtschaft, einst Königin in diesem Gebiet, ist völlig zurückgedrängt. Trostlose „Corons" (Arbeitersiedlungen) mit gedankenlos eintönigen, ausgerichteten Schemahäuschen bedecken die Gegend. Schutthalden liegen wie Hügel zwischen Hügeln. Und mitten durch dieses schwarze Land, dessen Natur sie gebiert, fließt die junge Loire. Alles hat hier nur ein Streben und ein Ziel, Menschen, Straßen und Bahnlinien: St. Etienne, die Hauptstadt dieses Industriebezirkes, St. Etienne, die schwarze Stadt im schwarzen Land.

Von St. Etienne aus stößt eine klapprige Straßenbahn weiter vor in das Herz dieses schwarzen Landes, nach Firminy. Dort stehen die Fördertürme nahe beisammen. Dort gibt es nur eins: Kohle und nochmals Kohle. Die Straßen sind noch schlechter und noch ausgefahrener als anderswo. Alles ist fett und rußig, die Luft, die du atmest, und das Wasser, das du trinkst. Selbst die Pfützen der Fahrwege schillern in allen

Regenbogenfarben. Kein Baum ringsum, kaum ein magerer Busch und etwas Weideland, auf dem sich abgehetzte Grubenpferde einer kurzen Galgenfrist über Tag erfreuen.

Alles gehört der Zechengesellschaft von Firminy, alles ringsum, die Häuser, die vielen Schornsteine, die Fördertürme, die Hügel, die Schienenwege und die Fuhrwerke. Die Menschen sind nur graue, freudlose Proletarier, Hörige der Grubenverwaltungen. Eintönig ist ihr Leben. Sie kennen weder Ruhe noch Rast. Mit dreizehn oder vierzehn Jahren fahren die Knaben ein, arbeiten unter Tag als Pferdejungen. Später werden sie Schlepper, noch später sogar Lehrhauer. Es kommt schon vor, daß einer oder der andere dieser Arbeitersöhne einen Beruf in der Stadt ergeift, oder beim Militär bleibt oder Zechenbeamter wird, oder gar „Porion" (Steiger). Nur an Lohntagen ist es lebendig in den geschwärzten Ziegelstraßen der „Corons", denn dann wird mit billigem Rotwein und starkem Kartoffelschnaps nicht gespart.

In dieser traurigen, gottverlassenen, schwarzen Gegend heißt die traurigste, schwärzeste Ecke „Grube Montrambert".

Ein drei Meter hoher Bretterzaun umgibt die Baracken, ganz in der Nähe des Förderturms von Montrambet. Das ist das Gefangenenlager, eines der vielen Lager in diesem Bezirk. Nicht weniger als fünftausend kriegsgefangene Deutsche schürfen hier ohne Unterlaß, verteilt auf etwa zwanzig Gruben.

Mein Wächter klopft. Ein Tor wird geöffnet und dahinter steht eine krumme, ganz unmilitärische Gestalt, Zigarette im Mundwinkel: Korporal Lenclos, im Zivilberuf Arbeiter in einer Weberei in Calais. Ich habe den etwas beschränkten Quälgeist Lenclos noch oft zu spüren bekommen. Jedenfalls, jetzt empfängt er mich mit einem blitzschnellen Wortschwall, spuckt mir im Eifer des Redens seinen Speichel aus schwärz-

lichen Zahnlücken entgegen, macht nur kurze Pausen zum raschen Lungenzug an seiner pechschwarzen Zigarette, hustet mich an und geht verheißungsvoll mit dem Wort „Prison" um. Ein anderer Franzose, angelockt vom Schimpfen des Lenclos, erscheint an der Tür einer Baracke, spuckt seinen Zigarettenstummel in den Hof. Es ist Sergeant Montel, ein Landsmann, eine Kreatur wie Blaché, im Menschenquälen genau so unerhört erfahren und grausam wie jener hohe Vorgesetzte. Vorläufig bleibt Montel noch kusch, betrachtet mich neugierig, ja mit einer gewissen Scheu. Es ist für seine Eitelkeit ein gewaltiger Triumph, über Intellektuelle, über Menschen, die ihm geistig überlegen sind, ungestraft herrschen zu können. Seine Untertanennatur kann sich nicht gleich mit dieser Tatsache abfinden, und er fühlt sich etwas unsicher, läßt mich aber sofort in die Baracke abrücken. Diese Baracke ist einer näheren Beschreibung wert. Mehrere hundert Menschen leben, atmen, wohnen hier auf drei Reihen übereinanderliegender Pritschen. Jedes Fleckchen ist ausgenutzt, ja es bleibt kein Kubikmeter Luft ungeatmet.

In der Mitte der durch zwei Fensterchen und einige Astlöcher nur notdürftig erhellten Baracke steht ein eiserner Kanonenofen und glüht. Er darf glühen, denn Kohlen gibt es hier in Hülle und Fülle. Schade, daß man sie nicht essen kann. Auf einige Zentner Brennstoff kommt es der Zechenverwaltung anscheinend nicht an.

In der Mitte der Baracke, an einem Deckenbalken, hängt ein mattbrennendes, elektrisches Licht. Für die Kranken und den Lagerfeldwebel mit seinem Dolmetscher ist Raum in einer Steinbaracke.

Ich breite meine Decke auf den mir zugewiesenen Strohsack und warte. Lange brauche ich nicht zu warten; denn es erscheint der brüllende Korporal Lenclos in Begleitung des

Dolmetschers und beordert mich auf die Bekleidungskammer. Dort empfange ich einen dünnen Kittel aus rauhem, Sackleinen ähnlichem Zeug, eine Hose aus gleichem Stoff, ein rauhes Arbeitshemd, ein Paar Schuhe mit Holzsohle, ohne Nägel, eine Bergknappenmütze, eine ganz breite, herzförmige Schaufel und einen kurzen, scharfen Pickel. Dann erscheint der Sergeant Montel, zwiebelt sein Bärtchen hoch, blitzt mich hohnvoll an und verliest die elementaren Verhaltungsmaßregeln im Bergwerk. Allein schon der Besitz einer Schachtel Streichhölzer sei strafbar, ganz abgesehen von den Zuchthaus- und Deportationsstrafen für solche, die sich erdreisten, im Gebiet eines Förderturmes zu rauchen. Weil es die Lagervorschrift so will, übersetzt der Dolmetscher das mit Drohungen und Schimpfkanonaden gewürzte Geplärr des Sergeanten, worauf ich in die Baracke zurückgeführt werde.

Inzwischen ist es im Hof der Zeche recht lebendig geworden. Es erscheinen Gefangene in größeren Gruppen, blasse, frierende Menschen, stellen sich zum Appell auf. Montel nimmt die Beschwerden der mitgekommenen Steiger entgegen und diktiert seine Strafen: „Der Gefangene Müller, Nummer 43627, hat heute sein Pensum nicht geschafft und schlechten Willen bei der Arbeit gezeigt; er erhält vier Tage Prison bei Wasser und Brot."

Es folgt dann noch eine Liste von mindestens zehn Namen. Zehn arme, hungrige, müde, ausgepumpte Menschen holen sich ihre Decke, müssen auf das langersehnte warme Essen, so dünn und schlecht es auch sein mag, verzichten und in die kahle, dunkle, muffige Zelle wandern. Und nach Ablauf der vier Tage werden sie noch hungriger, noch müder, noch elender sein, und man wird von ihnen das vorgeschriebene Pensum verlangen oder sie wieder einsperren. Es ist eine ewige Drohung zwischen Strafe und Nahrungsentziehung, gemischt mit Qual in dunkler

Zelle und schwerster Sklavenarbeit. Es gibt kein Mittelding. Du hast zu wählen: „Schufte oder krepiere!" Und so geht es auf allen Gruben des großen Bezirkes, wo fünftausend deutsche Gefangene, fünftausend weiße Sklaven Dividende für die Aktionäre der Zechengesellschaft Firminy schaffen!

Endlich hat die Qual des Wartens und des Verlesens der Bestraften ein Ende, und die Leute können abtreten, ihre Kochgeschirre holen und sich zur Küche begeben. Ich schließe mich an. Das Essen hier ist wenigstens heiß, weil es, wie gesagt, keineswegs an bester Kohle mangelt. Jeder erhält einen guten Schlag dieser braunen, nach Schweinefutter riechenden Flüssigkeit. Es schwimmen große Stücke Rüben darin herum, einige Stückchen Kartoffeln und Graupen. Dazu gibt es je Mann zweihundertfünfzig Gramm Brot, einen Löffel Fett und ein Stückchen Fleisch. Mir, dem bisherigen Pensionär des sparsamen Blaché, erscheint dies als eine geradezu verschwenderische Üppigkeit; doch die Kameraden belehren mich: „Na, arbeite mal mit dem kraftlosen Zeug, arbeite damit wochenlang, monatelang!" Sie haben leider recht behalten.

Jeder sitzt auf seinem Strohsack und schmatzt das Essen hinunter. Dann werden verstohlen Zigaretten gedreht, und es ist fast eine gemütliche Atmosphäre in dieser spärlich beleuchteten Baracke. Ich befreunde mich rasch mit meinen beiden Bettnachbarn rechts und links und erfahre zwei seltsame Schicksale. Die Wahrheit dieser Erzählungen habe ich später noch nachgeprüft.

Der Einjährige Sauermann wurde 1914 irgendwo in der Champagne geschnappt. Das heißt, die deutsche Armee war auf dem Marne-Rückzug und ließ ihn, den nicht transportfähigen Verwundeten, mit noch einigen anderen Leuten in einem Schloß zurück unter der Obhut eines gleichfalls leichtverwun-

deten Sanitäters. Wenige Stunden nach dem Abmarsch der letzten deutschen Soldaten erschienen die Kürassiere der französischen Vorhut. Sie kamen mit drohend vorgehaltenen Pistolen und Säbeln in das Schlößchen, rissen den Verwundeten die Decken und teilweise auch die Verbände ab, um festzustellen, ob sie wirklich auch Verwundete und keine verkappten Maschinengewehrschützen waren. Dann gingen die Kürassiere. Viel Militär kam und ging, und je weiter sich die Front entfernte, desto gemeiner und frecher wurden die Franzosen. Die Fronttruppen sind rauh, aber selten ungerecht, weil alle Frontsoldaten, hüben wie drüben, das gleiche Schicksal tragen. Nur die Etappenhengste zeichnen sich durch besondere Frechheit aus.

Nach tagelangem Warten ohne ärztliche Hilfe starben mehrere Gefangene. Die Luft im Saal wurde schier unerträglich. Maden krochen zwischen den Verbänden hervor. Der Sanitäter half, so gut es ging. Keine Mittel standen ihm zur Verfügung, nachdem seine Vorräte an Verbandzeug erschöpft waren. Nur lauwarmes Wasser wurde geliefert. Es langte knapp zum Laben der Durstigen. Zum Glück hatte die deutsche Armee noch eine Anzahl Konservenbüchsen und Zwiebackbeutel zurückgelassen. Diese Kostbarkeiten wurden unter den Strohlagern der Verwundeten versteckt gehalten und dienten nachts zur heimlichen Nahrung. Die Franzosen begnügten sich mit dem Aufstellen von scharfen Wachen und mit quälenden Namensverlesungen zur Kontrolle der Anwesenden.

Nach Ablauf einer Woche starben die Leute wie Fliegen, und es bestand die Gefahr einer Seuche; denn von dem lauwarmen unsauberen Wasser bekamen die Deutschen einen gräßlichen Durchfall. Deshalb erschien eines Tages ein französischer Stabsarzt, ging mit vorgehaltenem Taschentuch durch die Reihen der Sterbenden, ordnete neue Verbände an. Noch am gleichen Abend wurden sie abtransportiert. Die toten

Kameraden verscharrte man dort alle zusammen auf einem Rübenacker.

„Nun wurde es viel besser," erzählte mir der Einjährige, „denn wir kamen in ein Etappenlazarett, wo man wenigstens menschlich, wenn auch nicht gerade zart mit uns umging. Einige starben noch an Blutvergiftung infolge der unsauberen Wunden und Verbände, während wir, die widerstandsfähigen Naturen, rasch wieder zu Kräften kamen. Und eines schönen Tages wurde ich ausgewählt zum Transport nach Afrika. Auf dem durch Alexander Dumas bekannten Schloß If, wo der Graf von Monte Christo geschmachtet haben soll, wurden wir gesammelt, nachts in Boote gesteckt und zum Frachtdampfer gerudert. Nur die verschlossenen Bullaugen spendeten uns etwas Licht, als es Tag wurde und unser Schiff gegen einen hohen Seegang ankämpfte, Kurs gegen Süden. In der Ferne sahen wir noch einen hohen Kirchturm von Marseille mit einer riesigen Muttergottesstatue am Horizont verschwinden. Man drohte uns mit Erschießen, falls es einer von uns wagen sollte, ein Bullauge zu öffnen, um etwa einem in der Nähe befindlichen deutschen U-Boot ein Zeichen zu geben. Der Gedanke, daß es unter Umständen hier deutsche U-Boote geben könnte, machte uns hoffnungsfroh. Vielleicht kommt solch ein Ding, hält unseren Dampfer an, befreit uns. Dann Gnade unseren Peinigern, die hier als Wachmannschaften und Soldaten mitkommen!

Nichts geschieht, gar nichts. Am Nachmittag des zweiten Reisetages dürfen wir auf Deck kommen, frische Luft zu schöpfen, und sehen vor uns, herrlich, wie ein reines, leuchtendes Märchen, die stolze Stadt Algier, unser vorläufiges Ziel. Vergessen aller Kummer, alle Seekrankheit, alle Sorge. Nur das Gefühl, jetzt, gleich, in wenigen Stunden einen fremden, rätselhaften Erdteil zu sehen und zu betreten, spielt uns hundert

schöne Fabelbilder des Orients vor. Man ist mehr oder weniger Abenteurer mit zwanzig Jahren.

Im Hafen von Algier schwimmen uns zahlreiche Araberjungen entgegen und betteln um Kupfermünzen. Als sie nichts bekommen und erkennen, daß sie Gefangene und keine Touristen vor sich oder vielmehr über sich haben, werden die kleinen Kerle frech und packen eine wahre Litanei französischer Flüche aus. Man hält uns klugerweise noch bis zum späten Abend auf dem Schiff zurück, weil man für uns den Zorn der aufgehetzten Zivilbevölkerung fürchtet. Es haben sich auch tatsächlich schon zahlreiche Europäer und Araber am Pier versammelt und brüllen: 'Nieder mit den Boches!'

Gegen Mitternacht werden wir ausgeschifft und durch die Stadt geführt unter starker Bewachung von Zuaven und Fremdenlegionären. Die Zuaven sind still und gerecht, aber die Legionäre höhnen uns mit bissigen Bemerkungen. Besonders jene, die unsere eigene Sprache sprechen und sich dem Tonfall nach als Reichsdeutsche oder Österreicher verraten, sind gemein und rücksichtslos, schimpfen auf den Kaiser und alles, was nicht aus Frankreich stammt.

Beim Morgengrauen gelangen wir in ein Truppenlager in der Nähe von Algier, werden dort verpflegt, erhalten besondere Anweisungen über das Verhalten der Weißen in der afrikanischen Sonne, und dann beginnt ein Marsch, wie man ihn gar nicht schildern kann. Kamele mit Wassertonnen und Verpflegung begleiten uns. In guten Tagesmärschen geht es auf den Atlas zu, über das Gebirge hinweg in die Wüste. Unendlich dehnt sich die Sahara, nur von wenigen Oasen unterbrochen. Wir marschieren meist bei Nacht, im Lichte des taghellen Mondes, der sich tausendfach, millionenfach im Glitzern des Sandes spiegelt.

Oft liegt die Wüste da wie ein Meer von verstreuten Brillanten, und vom rabenschwarzen Himmel leuchten die faustgroßen Sterne gleichfalls wie dicke, schwere Edelsteine. Eine unerhörte Pracht für einen Naturschwärmer. Dann peitscht wieder der Sturm haushohe, düstere Sandwolken durch die Luft. Man kann nur liegen und warten und knapp atmen. Und dann der Durst, der qualvolle Durst! Essen ist Nebensache. Einmal täglich gibt es Wasser, eine Feldflasche voll, je Mann. Das Wasserkamel wird an jeder Oase neu beladen. Alle drei Tage durchschnittlich kommt eine Oase in Sicht. Wir müssen immer draußen, vor der Oase, in der sogenannten ‚Brousse' bleiben. Die Araber dulden nicht, daß wir das niedrige Dornen- und Binsengestrüpp der Brousse verlassen, weil wir als unrein gelten. Nur die Zuaven unserer Bewachung und die französischen Vorgesetzten dürfen in die Oase selbst. Bewacht werden wir während dieser Zeit gar nicht, denn an ein Weglaufen ist ja nicht zu denken. Die Araberkinder umgeben uns in dichten Scharen und necken uns. Manchmal bringen sie uns Datteln, für die wir Knöpfe unserer Uniform hergeben müssen. Für einen schönen Kronenknopf gibt es ein pralles, zwei Pfund schweres Säckchen mit Datteln. Allerdings erst nach langem Gebrüll und Handeln.

Nach einem Marsch von sechs Wochen, immer gegen Süden, sind wir am Ziel. Die Kamele mit den Zelten werden ihrer Lasten entledigt und rasch entsteht die Zeltstadt, umgeben von einer Mauer aus aufgerichteten Steinen. Jeden Tag, lange vor Sonnenaufgang, wenn es oft so kalt ist, daß man friert, müssen wir aufstehen und zum Wegebau gehen. Aus zusammengesuchten Steinen wird ein breiter Fahrdamm geschichtet. Bis gegen zehn Uhr können wir arbeiten. Dann wird es so heiß, daß wir uns in den Schatten kauern müssen, wo wir ihn nur finden. Unsere Körper erschlaffen, werden wie

leblos. Erst nach sechzehn Uhr kann man wieder die Steine anfassen und weiterarbeiten. Gegen Sonnenuntergang marschieren wir ins Lager zurück. Rasche, kurze Dämmerung. Durch die Wüstennacht tönen oft unsere alten deutschen Soldatenlieder. Ringsum heulen Schakale — —

Unser Los war, abgesehen von der schweren Arbeit und der Hitze, einigermaßen zu ertragen. Nur wenn die Bewachungsmannschaften den Tropenkoller bekamen, wurde es ganz schlimm. Dann wurden wir auf tausend kleine und kleinliche Arten gequält und gemartert. Wir bekamen auch die Wucht des Klimas zu spüren. Einer, ein sonst ruhiger, besonnener Mensch, sprang plötzlich beim Appell vor und wollte dem Sergeanten an den Hals. Man schoß ihn nieder vor unseren entsetzten Augen. In der Wüste wurde die Leiche verscharrt. Dann kam eine Zeit der furchtbaren Strafen. Für die geringste Unaufmerksamkeit beim Arbeiten wurden wir bis zum Hals in den Wüstensand gegraben, oder wir wurden in die ‚Crapaudine' geschlossen, d. h. Hände und Füße wurden zusammengefesselt und die Schlinge mit dem Hals verbunden. Bei jeder Bewegung zog man sich selbst den Hals zu. Tagelang schmerzten die Glieder nach solcher Strafe.

Eines Tages teilte man uns mit, daß wir wieder nach Frankreich zurückkämen. Wir dachten schon an die Beendigung des Krieges und nahmen den langen, sechs Wochen dauernden Rückmarsch mit Freuden auf uns; denn am Ende sollte uns ja die Freiheit winken. So dachten wir wenigstens und wußten nicht, daß eine neutrale Macht sich unseres elenden Loses angenommen hatte. Ja, in Deutschland hatte man nicht gezögert, französische gefangene Offiziere in Strafgegenden zu schicken, um unsere Rückkehr aus Afrika zu erzwingen. Es war im Jahre 1916.

Etappenweise marschierten wir gegen Norden. Wir trugen nun etwas Geld in der Tasche, denn wir hatten eine winzige Löhnung in harten französischen Münzen ausgezahlt bekommen. Die Kunde von der Rückkehr dieser Kolonne Gefangener hatte sich rasch von einer Oase zur andern durchgesprochen: es gibt so was wie einen Wüstenklatsch, und der Kameltreiber, der zweimal in der Woche zur nächsten Oase wanderte, um die Wasservorräte zu ergänzen, war die lebendige Zeitung. Er hatte auch erzählt, daß wir unsere ganzen Löhnungen noch unangetastet bei uns tragen würden. Und das hatte die Habsucht der Araber aufgestachelt. Deshalb kamen sie uns mit freundlichen Gesichtern entgegen, boten uns Datteln, Babuschen, kleine Honigkuchen und Frauen an. Alle Geschäfte wurden sehr rasch in der Brousse erledigt.

Einmal kamen wir in eine Oase, deren freundlicher Scheich uns den Zutritt nicht verwehrte. Er war bester Laune, denn sein Töchterchen heiratete. Auf diese Weise haben wir eine arabische Wüstenhochzeit erlebt, wirklich ein seltener Anblick und ein seltenes Erlebnis für einen Weißen. Das Bräutchen war vielleicht acht oder neun Jahre alt, eher noch jünger. Sie war nicht verschleiert und mit kunterbuntem Schmuck überladen. Der Bräutigam mochte vierzehn Jahre zählen und war sichtlich angegriffen von den Zeremonien, die, wie wir hörten, schon mindestens drei Tage dauerten. Nach einem langen, ausgiebigen Hammelfleischessen, an dem auch wir rege teilnehmen durften, wurde das Paar nochmals eingesegnet. Und ringsum klatschten sie in die Hände und schrien ‚Allah inch Allah, Allah il' Akbar!'

Nach dieser Zeremonie, die den eigentlichen Abschluß und zugleich den Höhepunkt einer Hochzeitsfeier darstellt, legten wir uns schlafen. Das Singen verstummte. Draußen am Rande der Brousse wimmerten die Schakale.

In Frankreich wurden wir auf verschiedene Depots verteilt. Ich hatte es einigermaßen erträglich auf einem Landwirtschaftskommando, denn man bevorzugte Leute, die in der Sahara gewesen waren. Anfang 1918 machte ich einen Fluchtversuch, weil ich es vor Heimweh nicht mehr aushalten konnte. Ich wurde geschnappt und nach Abbrummen meiner Strafe von dreißig Tagen kam ich hierher zur Grube. Na, wie es hier aussieht, brauche ich nicht näher zu erzählen, das wirst du alles selbst merken."

Mein anderer Nachbar, Unteroffizier Hagenroth, wurde 1916 bei Verdun gefangen. „Wir wurden bei der Wiedereinnahme von Douaumont geschnappt," erzählte er. „Die Franzosen haben uns nicht so anständig behandelt wie wir die gefangene Besatzung von Fort Vaux; denn soviel ich weiß, durfte der in deutsche Gefangenschaft geratene Fortkommandant sogar seinen Degen behalten und wurde später über die Schweiz ausgetauscht.

Uns trieb man einige Kilometer zurück, und unter dem Feuer der deutschen Geschütze haben wir schwer gearbeitet, die einzige, nach Verdun führende Straße, die „Heilige Straße", ausgebessert. Täglich kamen da unzählige Transporte vorbei, und die Straße war bald nur noch eine ausgefahrene Grube. Uns zwang man, trotz des lebhaften Feuers der deutschen Ferngeschütze, hier zu arbeiten, Schotter auszuladen und festzustampfen. Viele Deutsche sind hier noch gefallen, von eigenen Granaten zerrissen.

Nach einiger Zeit kamen wir weiter nach hinten, in das Lager Aliboutières, das sogenannte ‚Konprinzenlager', für die um Verdun gefangenen Deutschen. Das war furchtbar. Das Lager bestand eigentlich nur in einer großen Wiese, mit viel Stacheldraht umzäunt. Es war keine Baracke, kein Zelt, nichts vorhanden, und immer rann der Regen. Zu essen gab es in

den vier ersten Tagen unseres Dortseins gar nichts. Dann erhielten wir einige Zwiebäcke. Wasser gab es nicht. Wir saugten unsere voll Regen gepumpten Uniformen aus oder spannten die Zeltbahnen, soweit wir noch welche hatten, um das Wasser darin aufzufangen. Viele Leute legten sich in den Morast der ausgetretenen Wiese, um das lehmige, in Fußspuren aufgesammelte Regenwasser zu schlürfen. Unter dem Drahtverhau war ein Loch, in dem sich einigermaßen reines Wasser hielt. Ein Bayer, ein älterer Mann, Familienvater, ging dorthin mit seinem Trinkbecher, schob den Draht etwas beiseite, um Wasser zu schöpfen, da kam ein Posten hinzu, legte an und schoß den Durstigen aus kaum zwei Meter Entfernung nieder, ohne Anruf, ohne Warnung. Der Bayer habe versucht, auszubrechen, erklärte man uns. Dies war jedoch unmöglich, denn kein Gefangener hätte die Vermessenheit gehabt, am hellen Tage einen Fluchtversuch zu unternehmen.

Einige Gefangene wurden vor Hunger und Entbehrung wahnsinnig. Eines Morgens saß einer da und zerkaute seine Stiefelschäfte — Hungerwahnsinn. Und da geschah die schändlichste, die schmachvollste Tat einer wildgewordenen Soldateska wehrlosen Feinden gegenüber:

Die Moral der französischen Truppen war stark gesunken, was sich ja auch später durch Meutereien am Damenweg bemerkbar machte. Auch die Zivilisten hinter der Front waren mutlos und schrien nach Frieden und Waffenstillstand. Es mußte etwas geschehen. Es mußte unbedingt etwas geschehen. Da hatte der Kommandant von Aliboutières einen teuflischen Plan. Er ließ aus Paris einen Kurbelmann mit Kasten und Filmrollen kommen.

Die Apparate wurden erhöht auf einem Gerüst mitten im Lager aufgebaut. Dann ließ man alle frisch von der Front gekommenen Gefangenen antreten. Viele hatten noch ihre

Stahlhelme, fast alle ihre Mäntel. Die Stahlhelme der kleinen Leute setzte man nun Leuten mit großen Köpfen auf, so daß sie wie lächerliche Dinger auf den Schädeln schwankten, während man die großen Stahlhelme den kleinen Leuten tief in das Gesicht drückte, so daß die Ränder schier auf den Schultern saßen. Auch die Mäntel wurden umgewechselt; große Leute bekamen kleine Mäntel, mit Ärmeln bis an die Ellenbogen und kleine Kerle erhielten schlotternde Tuchfetzen. Dann ließ man diese lächerlich gemachte Armee antreten und im Parade-schritt vorbeimarschieren.

Und droben auf dem Gerüst konnten die Operateure kaum kurbeln, so stark mußten sie lachen. Das war ein Film von welterschütternder Komik, diese Parade der Boches. Was würden die guten Pariser dazu sagen. Was, mit solchen ver-kommenen Banditen sollen wir nicht fertig werden?!

Nicht genug. Jetzt kam der schönste Teil des Tages. Der Kommandant ließ drei Kessel voll Reis herschaffen, drei riesen-große Kessel mit glühendheißem, dickem Reis. Die Gefangenen mußten sich aufstellen. Der Apparat visierte, und Kurbel in der Hand, wartete der Operateur auf das Zeichen des Offiziers.

‚Los!' schrie der Kommandant, und wie gehetzt stürzten sich die armen, ausgehungerten Deutschen auf das Essen. Für alle langte das Essen unmöglich. Es kam also darauf an, möglichst rasch an die Kessel zu gelangen. Wie Tiere stürzten die Ver-hungerten übereinander her. Die vordersten Leute hieben mit schmutzigen Händen in den Reis. Kochgeschirre und Löffel hatte man ihnen vorher abgenommen. Sie tauchten ihre Arme bis zu den Ellenbogen in die Nahrung, füllten rasch ihre Taschen voll und liefen weg, durch die Menge. Krochen zwischen Beinen und liegenden Körpern hindurch, mit schmerzverzerrten Ge-sichtern, in den verbrühten Händen einen Klumpen Reis. Es

waren häßliche, furchtbare, ekelhafte Szenen. Und der Kinomann kurbelte, kurbelte.

Später werden sie wohl in Paris diese Schweinereien aufgetischt bekommen haben in allen Kinos: 'Seht, so ist die deutsche Armee, eine zügellose Horde Halbwilder ist es. Schaut, wie sie aussehen, verkommen, verwildert. Seht ihre lächerliche Kleidung, ihren dummen Parademarsch und dann ihre Mahlzeiten. So essen, nein fressen die Deutschen. Und mit solchen Barbaren sollen wir nicht leicht und bald fertig werden können?! Nieder mit den Boches!'

Frankreich hat es verstanden, die Laune der Bevölkerung wach und kriegsbereit zu halten.

So wurde gelogen! So wurde das Volk verdummt auf Kosten Unschuldiger! So wurde für die Weiterführung des Krieges geworben. Die Etappe war ehrlos!

Kein Mittel war zu schlecht und zu gemein! —"

Nun erzähle auch ich mein bisheriges Erlebnis in der Gefangenschaft; doch dies alles erscheint mir jetzt so klein und so nichtig gegen die Leiden der beiden Mitgefangenen. Ein Kamerad hat bisher aufmerksam zugehört, kommt nun näher, stellt sich vor. Er ist Abiturient, heißt Frohne, war Kriegsfreiwilliger und Offiziersaspirant und geriet Weihnachten 1914 schon in Gefangenschaft. War ab Frühjahr 1915 bis Sommer 1917 im Hafen von Marseille beschäftigt.

Als die Franzosen den Balkankrieg eröffneten, mußten die Gefangenen täglich große Mengen Lebensmittel und Kleidungsstücke für die Saloniki-Armee verladen. Das widersprach ja den internationalen Bestimmungen über die Beschäftigung von Gefangenen, die niemals zu Kriegsdiensten gegen ihr Land oder gegen ihre Verbündeten herangezogen werden dürfen. „Wir streikten," erzählt Frohne, „aber man brach unseren Widerstand durch Hunger und schwerste Strafen. Deshalb be-

schlossen wir, die Arbeit wieder aufzunehmen und uns auf andere Art zu rächen. Die Rache war gut und hat die Kampfkraft der Soloniki-Armee erheblich geschwächt.

Es war eine teuflische Wut, ein furchtbarer Zerstörungsdrang über uns gekommen. Wir fühlten uns hierzu verpflichtet; denn es galt, den Feind zu schwächen, den Feind, der uns zwang, gegen unser Land zu arbeiten.

Einmal mußten wir Granaten verladen. Zuerst erneuter Streik. Dann aber gaben wir nach, gezwungen durch Waffengewalt, und schleppten knirschend die Geschosse in die Tiefe des Schiffes. Doch niemand sah, was wir mit den Zündern taten — —. Es ist niemals eine einzige dieser Granaten geplatzt. Doch jetzt wurden sie in Saloniki aufmerksam. Der französische Beamtenapparat arbeitet zwar langsam, aber er arbeitet, und so kam die Untersuchung auch bis zum Hafen von Marseille. Die Gefangenen wurden streng verhört. Man sagte ihnen die Sabotageakte auf den Kopf zu, doch darauf waren wir alle gefaßt, und so taten wir verabredungsgemäß sehr erstaunt. Es regnete Strafen, schwere Gefängnisstrafen, man drohte mit Erschießen. Wir hielten dicht. Man suchte jeden zehnten Mann aus der Reihe heraus und stellte die so Ausgesuchten auf den Sandhaufen. Sie blieben standhaft, und aus Angst vor Vergeltungsstrafen an Franzosen in deutscher Gefangenschaft unterließ man die geplante Hinrichtung. Man schrieb 1917, und die Moral in Frankreich war schlecht. Die Miesmacher führten das große Wort, und man war geneigt, den Friedensaposteln ein williges Ohr zu leihen. Das Verfahren gegen uns wurde eingestellt, und ich kam hierher."

Wir sitzen auf unseren Strohsäcken und plaudern, da wird die Tür aufgerissen und Montel, begleitet vom hündisch ergebenen Lenclos, erscheint zur Abnahme des Abendappells.

Eine halbe Stunde später wird die Baracke verschlossen.

Die Nachtposten ziehen auf. Das Licht muß gelöscht werden. Mäuse und Ratten huschen über uns hinweg. Menschen schnarchen auf allen Pritschenreihen.

Der Ofen qualmt furchtbar. Sechshundert Müde schlafen.

Draußen tönt das Schnaufen der Dampfmaschine. Ohne Rast wird Kohle gefördert.

Die Nachtschicht ist längst eingefahren, Gefangene aus dem benachbarten Lager.

Glockensignale.

Kohlenhunde rattern über Eisenplatten.

Das breite Förderseil schwappt.

Der Posten vor der Tür summt die „Madelon".

Ich schlafe ein.

Fünftausend Sklaven schaffen Dividende

„Aufstehen!" Sechshundert müde, unausgeschlafene Gefangene klettern von den Pritschen, ziehen sich an. Ich tue desgleichen, richte die gestern erhaltenen Sachen, gehe dann zum Essenempfang. Es gibt Rübensuppe mit gequetschtem Hafer, der wohl Haferflocken darstellen soll. Dieser Fraß wird „Spucksuppe" genannt, weil man bei jedem Löffel die Spelzen des Hafers ausspucken muß. Man hat eines Tages die Deutschen beim Haferstehlen erwischt. Handweise nahmen sie den Hafer aus den Säcken des unterirdischen Pferdestalles. Man beobachtete sie und bemerkte, daß sie sich den Hafer quetschten und davon auf dem Ofen der Baracke eine Suppe kochten. Dies wurde dem Capitaine Blaché gemeldet, der hier eine fabelhafte Art und Weise des Sparens entdeckte. Minderwertiger

Hafer wurde angeschafft und zum Ernähren der Boches verwandt, zusammen mit Rübensuppe.

„Antreten!" Man zählt uns. Die Zahl stimmt. „Rechts schwenkt, marsch!" Nur wenige Schritte brauchen wir zu gehen bis zur Waschkaue, die neben dem Förderturm liegt. Dort ziehen wir unsere Uniformen aus und die Grubenkleider an. Die ausgezogenen Sachen hängen wir an Haken, oder wir packen sie in kleine Drahtkörbe, die am Ende von langen, dünnen Ketten baumeln. Das Ganze wird emporgezogen, hängt nun zwischen der Decke und dem Boden, etwa fünf Meter hoch. Hosenbeine baumeln schlapp herunter, dazwischen leere Ärmel von Uniformen. Eine ganze feldgraue Armee hat man dort aufgeknüpft. Ein unheimlicher Anblick, solch eine Waschkaue mit den hochgezogenen, baumelnden Kleidern unter der Decke.

Einzeln gehen wir an der Lampenausgabe vorbei. Hunderte brennender Grubenlampen, gut gefüllt und plombiert, stehen dort auf Brettern und auf dem Boden. Jeder Prisonnier erhält eine Lampe und eine Rolle Blechmarken mit Klammern. Man hängt sich Marken und Lampe an einem kurzen Riemen um den Hals und begibt sich in das Förderhaus. Es ist gerade fünf Uhr in der Frühe. Die Seilfahrt hat begonnen. Die Nachtschicht fährt aus. Sie wird heute abend um fünf Uhr wieder einfahren, wenn wir ausfahren, ein Kreislauf ohne Ende und ohne Erbarmen.

Vorerst bin ich noch rasend neugierig. Noch nie sah ich ein Bergwerk, und das Tun der Knappen im tiefen Schoß der Erde hat mich immer gereizt. Nun befinde ich mich zum erstenmal in meinem Leben, Ende 1918, als Bergknappe an einem Schacht, die Grubenlampe in der Hand, fertig zur Seilfahrt.

Naß, glänzend, ölig steht oben der dreistöckige Korb. Meine Vordermänner gehen hinein. Sie können nicht stehen, so niedrig

ist der Korb. Sie müssen schon zusammengekauert bleiben, gebückt, eng aneinandergedrückt. Je zehn Mann faßt solch ein Stockwerk.

Nun hat der Korb seine dreißig Mann. Der Aufseher am Schacht gibt ein Klingelzeichen nach unten und zur Maschine. Die Tiefe und der Maschinenraum antworten durch Klingelzeichen, und langsam beginnt der Korb zu fallen.

Klack — klack, klack — klack! Klack — — klack!

Die drei Stockwerke sind an der untersten Sicherung vorbeigerutscht, sausen ab. Ich beuge mich über den Schacht. Starre in die Tiefe. Sehe den Korb absinken. Er gleitet gleichsam unter mich, will unter meinen Füßen verschwinden. Die Lampen der Abfahrenden werfen einen hellen Schein auf die rötliche Backsteinwand des Schachtes. Nur dort, wo die Lampen gerade vorbeihuschen, ist es hell.

Bis zur Tiefe von dreihundertfünfzig Metern kann ich den rasch absausenden Korb verfolgen. Dann verschwindet er unter mir. Nur das schwappende Hanfseil, ein Band von gewaltiger Dicke und Breite, gleitet rasend schnell an meinen Augen vorbei, und jetzt kommt der andere Korb hoch, klack — klack, klack — klack, klack — klack.

Die Seile stehen, schwappen noch leise nach. Die Maschinen stehen still, alles steht. Unkenntlich geschwärzte Kameraden kommen aus dem Korb. Wir springen rasch hinein, zehn Mann auf jedes Stockwerk. Ich bleibe ängstlich neben meinem Lehrhauer, der mich in seine harte Schule nehmen soll. Die Signale ertönen. Wir gleiten abwärts. Klack — klack! Klack — klack! Klack — klack! Die Backsteine des Schachtes, erhellt durch unsere Lampen, rasen nach oben. Dann weiß man nicht, wohin sie gleiten. Man spürt nur den unheimlich raschen Fall, achtzehn Meter in der Sekunde. Der Magen will sich umdrehen. Ich spüre einen schmerzhaften Druck in den Eingeweiden, da

wird die Fahrt plötzlich langsamer. Die Backsteine neben uns gleiten nun ruhiger, streben nach oben, und einige Sekunden später hält der Korb. Wir sind unten auf der vierten Sohle, sechshundertundfünfzig Meter unter der Erdoberfläche.

Breite Gänge führen nach allen Richtungen. Schmalspurschienen liegen überall, und kleine, struppige Pferde ziehen lange Reihen eiserner Kohlenhunde, bringen sie zum Förderschacht. Gleich, nach der Seilfahrt, wird die Förderung wieder anheben. Die Pferdchen sind mager, verkommen, voller Schwären und Wunden. In handtellergroßen Fetzen hängt ihnen das Fell von den Flanken.

Man läßt mir keine Zeit, die Eindrücke voll aufzunehmen, denn wir müssen weitergehen. Zuerst sind wir noch in größeren Trupps beisammen, Deutsche und Franzosen.

Allmählich wird unsere Kolonne kleiner. Einige zweigen ab nach rechts und links. Jetzt biegen auch wir von dem Hauptgang ab, marschieren durch niedrige Nebengänge. Knapp über uns ist die schwarze, glänzende Kohle. Es kann auch schwarzer Felsen sein, so genau vermag ich es nicht zu unterscheiden. Unsere Schritte sind das einzige Geräusch weit und breit. Manchmal schreit der vorangehende Lehrhauer: „Achtung, Stempel!"

Wir müssen uns dann tief bücken; denn ein Querstempel, vom Druck des Erdreichs gebrochen, hängt drohend mit gefährlichen Kanten und Spitzen herab. Endlich sind wir „vor Ort", d. h. an der Arbeitsstelle. Eine Gruppe von acht Gefangenen hat hier ein ziemlich starkes, aber schräg liegendes Flöz auszubeuten. Leere Kohlenhunde stehen in der Nähe.

Wir haken unsere Lampen in die Fugen der Rahmenhölzer, legen unsere Kleidung ab, bis auf die Hose, beginnen. Die vier Lehrhauer gehen dem Flöz wütend mit Pickel und Brecheisen

zu Leibe. Wir vier Schlepper laden die heruntergleitende, lose Kohle in die Hunde. Bald ist ein dichter, undurchdringlicher Staub um uns. Er legt sich schwer auf die Atmungsorgane.

Eine drückende Schwüle treibt uns den Schweiß aus allen Poren, und ich meine ohnmächtig zu werden. Minutenlang will ich pausen, da brüllen mich alle vier Lehrhauer gleichzeitig an: „Mensch, träume nicht, sonst kommen wir alle deinetwegen in den Kahn. Hier mußt du arbeiten oder verrecken, sonst nichts! Ein Zwischending gibt's nicht!"

Ich nehme meine ganze Kraft zusammen. Alle Glieder schmerzen fürchterlich. Nach einer Stunde werde ich zur Maschine. Ich sehe alles rot und schwarz vor meinen Augen, aber ich arbeite, ich arbeite. Sobald vier Hunde vollgeladen sind, hängen wir unsere Marken hinein, die Lampe davor, stemmen uns dahinter und drücken die kleinen, schweren, klobigen Fahrzeuge in den Hauptgang, wo die Pferdejungens mit den abgehetzten, müden Tieren hin- und herziehen, volle Wagen abholen, leere Wagen bringen.

Wenn die kleinen, tapferen Pferde zusammenbrechen, hauen die vierzehnjährigen Treiber mit Latten auf sie ein, bewerfen sie mit schweren Kohlenstücken, stacheln ihnen die Wunden mit den scharfen Haken der Grubenlampen auf. Es ist eine unerhörte Tierquälerei hier unten, sechshundertfünfzig Meter unter der Erdoberfläche. Fußtritte in den Bauch, das ist landläufige und übliche Behandlung und Aufmunterung für die Pferde.

Besonders, wenn die Hunde aus den Schienen springen und dadurch ein Aufenthalt kommt, wird die Wut der Pferdejungen ungeheuer. Dann ist das arme Pferd an allem schuld und bekommt seine Hiebe. Die Schienen werden aber nie geflickt, und beim nächsten oder übernächsten Mal wird der Zug aus den Schienen springen.

Die Hölle für Pferde hier unten, sechshundertfünfzig Meter unter der Erde mit ihrer Sonne, ihrer Luft und ihren grünen Wiesen.

Ich will solch einen rohen Halbwüchsigen verprügeln und ihm ordentlich die Meinung sagen, doch die Kameraden fallen mir in den Arm: „Du wirst dich und uns alle unglücklich machen. Das ist nur eine Gewohnheitssache mit den Pferden. In zwei Tagen fällt es dir nicht weiter auf. Hat schon mancher Neuling solch einem Bengel die verdiente Ohrfeige gegeben, und nachher sind die Franzosen gekommen, die französischen Kumpels vom Nachbarflöz, und sind über die ganze Gruppe hergefallen, haben alle blutig geschlagen, und zum Schluß gab es für alle Leute harte Strafe wegen tätlichen Angriffs auf einen Zivilisten und „roher, feiger Mißhandlung eines armen, wehrlosen Pferdejungen". Niemals behalten wir recht, merk dir das und kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten."

Bin hingeschlichen zum Pferdchen, das wieder mal unter den Mißhandlungen des Lümmels zusammengebrochen war. Der Bengel hatte sich entfernt, um Vorspann zu holen. Habe dem liegenden Tier zugeredet. Furchtsam hat es gezuckt und auf neue Schläge gewartet, doch ich habe mit ihm gesprochen, gute, ruhige, deutsche Worte. Sein rechtes Auge hat mich groß und traurig angeschaut, nur das rechte, denn links klaffte eine eiternde Wunde an der Stelle des ausgelaufenen Augapfels. Ich habe dem Tier den Hals geklopft und das schmutzige, schwitzige Fell gestreichelt. Und da, wie um seinen guten Willen zu beweisen, ist das schwache, arme, kranke Tier aufgesprungen, hat sich mit allen vier Hufen gleichzeitig gegen den lockeren Boden zwischen den Schienen gestemmt. Sein Atem keucht, die Flanken fliegen, Brust und Maul liegen fast auf dem Geleiskörper, und mit dieser furchtbaren Anstrengung zieht das Pferd den Zug ins Geleise zurück.

Einige Tage später habe ich diesen Gaul am Hauptschacht liegen sehen, verendet. Man hat ihm die Beine, die eisenlosen, ausgetretenen Hufe, zusammengefesselt, um ihn besser in den Förderkorb zwängen zu können. Er ist mit uns ausgefahren, und ich habe im Schein der elektrischen Birnen im Fördergebäude festgestellt, daß er früher ein Schimmel war, daß nun auch sein rechtes Auge ausgelaufen und noch einige Wunden mehr zu den alten gekommen waren.

Im Bergwerk Montrambert arbeiten, leiden, hungern über hundert Pferde, arme geschundene, bedauernswerte, willige, brave Tiere.

„Der Mensch ist gut!" heißt es. „Der Mensch ist gut!"

Langsam, unendlich langsam versickern die Stunden dieses qualvollen ersten Tages im Bergwerk. Doch sie vergehen, und jetzt ist die Zeit der Seilfahrt da. Es ist sechzehn Uhr. Wir sind gerade elf Stunden unter der Erde. Inzwischen ist droben, sechshundertfünfzig Meter über uns, die Sonne auf- und wieder untergegangen. Vielleicht hat diese Sonne sogar geschienen und die Wolken zerteilt. Es kann aber auch geregnet haben. Wir wissen nichts, gar nichts. Wir können froh sein, jetzt noch lebend der Hölle zu entrinnen. In zwölf Stunden wird sie uns ja doch wieder haben, die tiefe, furchtbare Hölle.

Je mehr wir uns von Ort entfernen, desto kühler wird es. Am Flöz herrscht eine furchtbare Hitze, weil die Wetterführung in jener Gegend noch sehr primitiv ist, ja so gut wie ganz fehlt. Deshalb kann uns jede Sekunde das schlagende Wetter oder die Kohlenstaubentzündung bringen. In den Hauptrevieren aber weht ein scharfer Luftzug, der alle Gase absaugt.

Unterwegs ziehen wir wieder unsere Kittel an. Das Werkzeug haben wir im Gestein versteckt, damit es uns nicht von Zivilisten gestohlen wird. Dann die atemraubende Seilfahrt.

Irgendwo, etwa auf der Dreihundert-Meter-Sohle, stäubt uns ein eisigkalter Regen entgegen, denn hier wurde eine starke Wasserader angeschnitten, die sich jetzt zum Teil in den Hauptschacht ergießt. Wir zittern vor Kälte, wir, die soeben noch in der Hölle der heißen Tiefe brieten, und oben haben wir es eilig, in die Waschkaue zu kommen. Im Vorbeigehen reichen wir die Lampen durch das Schalterfenster. Dann die große Wäsche der schwarzen, unkenntlichen Körper. Nur langsam weicht die fettige Kohlenschicht. Unsere Haut wird straff vom Gebrauch der scharfen Schmierseife. Dann lassen wir die Ketten rasseln, holen unsere Uniformen aus den Haken und Körben, hängen die nassen Grubenkleider zum Trocknen hinein, stellen uns auf, marschieren ab, ins Lager.

Mit Entsetzen vernehmen wir wieder die schnarrende Stimme des Montel und das Gebrüll des Lenclos und hören Namen und Nummern von Leuten, die sofort ins Kittchen müssen, wegen „schlechten Willens bei der Arbeit". Auch ich, Nummer 43282, bekomme eine Verwarnung, diesmal nur eine Verwarnung, weil es die erste Grubenarbeit war. Morgen schon muß ich mein Pensum abliefern, vierzig geladene Hunde, alle mit meiner Marke versehen, sonst komme ich ohne Gnade in Arrest, ich, der „P. G. boche 43282."

Keine Pause, keine Gnade, kein Halten, kein Aufatmen! Fünftausend Sklaven müssen schuften, müssen Kohle schürfen, fünftausend deutsche Kriegsgefangene.

Leute, die schon seit Monaten hier sind, haben irgendwie erfahren, daß vom Capitaine Blaché bis herunter zum einfachsten Posten und Soldaten zweiter Klasse alles an der Grube beteiligt ist, d. h. an den Arbeitsergebnissen der Gefangenen. Daher das Treibersystem.

Blaché, so heißt es, erhält das Blutgeld in Gestalt eines

größeren, mehrstelligen Schecks, während sich Montel und Lenclos mit einigen knisternden blauen Lappen bei der Halbjahrsabrechnung begnügen müssen. Für die Posten gibt es dann Freiwein, Essen und Tabak. Die Bergbeamten, die unmittelbar mit uns zu tun haben, sind an der Dividende gleichfalls beteiligt. Ein Ingenieur z. B., ein etwa dreißigjähriger Kerl, der uns furchtbar antreibt, hat bei der letzten Abrechnung achttausend Franken bekommen, gute vollwertige Goldfranken. Die Steiger, auch „Schweinetreiber" genannt, weil sie uns mit ihrem Sägestock treiben und nicht selten schlagen, bekamen bis zu zweitausend Franken, also ein Drittel ihres Jahreseinkommens. Für solchen Lohn läßt man gerne mal einige Boches über die Klinge springen. Je mehr die Deutschen arbeiten, desto größer werden die Bonifikationen, desto runder wird auch die Dividende.

Fünftausend Sklaven schaffen Dividende!

Uns aber geht es wie den Pferden dort unten in der Tiefe: wir müssen arbeiten und sehen keinen Lohn. Das heißt, man gibt uns wohl Löhnungen, die zwischen dreißig Centimes und einem Franken pro Tag schwanken, jedoch zahlt man uns dies alles nur in Lagerbons aus. Für vierzehn Tage härtester Sklavenarbeit bekomme ich etwa fünf Franken.

Eine Kantine ist zwar da, aber sie ist nur ein Ausbeutungsinstitut. Capitaine Blaché selbst hat die Preise festgesetzt. Die Kantinenleiterin ist eine Kriegswitwe, die Geliebte des Sergeanten Montel. Sie verkauft alles etwa dreihundert Prozent teurer, als man es im Ort haben kann. So kostet ein Pfund Margarine 2.50 Francs, ein Pfund Reis zwei Francs, drei englische Zigaretten fünfzig Centimes. Für ein Pfund Margarine, ein Pfund Reis und drei englische Zigaretten habe ich vierzehn Tage lang geschuftet wie ein Tier und schätzungsweise fünfhundert Kohlenhunde beladen, alles für Frankreich und für

die Aktionäre der Grubengesellschaft. Fünftausend Sklaven schaffen Dividende!

Wir haben einen Knappschaftsarzt, der uns täglich besucht. Wer sich krank melden will, kann dies tun beim Morgenappell, vor dem Abmarsch; aber wehe, wenn nachher der „Krumme Petrus" kommt! So nennen wir den Arzt wegen seiner Mißgestalt und seines Prophetenbartes.

„Wieviel Kranke?" ruft der Krumme Petrus dem Sergeanten Montel zu, wenn er das Lager betritt. Sind es nur fünf vom Hundert oder gar noch weniger, so ist der Bärtige in bester Laune. Wehe aber, wenn es mal sieben oder gar über zehn vom Hundert sind! Der krumme Doktor ist nämlich auch am Umsatz beteiligt. Auch für ihn müssen wir Dividende schaffen, rastlos. Er bekommt jeden Monat, neben seinem Fixum, eine Zulage, die nicht etwa mit der Zahl der Behandlungen wächst, sondern ganz im Gegenteil recht hoch ist, wenn nur wenige Krankmeldungen und Behandlungen vorkamen.

„Lieber Herr Doktor", hat man dem Krummen Petrus auf der Direktion gesagt, „Sie müssen dafür sorgen, daß möglichst wenige dieser Boches sich vor der Arbeit drücken, durch Krankmeldungen usw. Ist der Gesundheitszustand in den Gefangenenlagern gut, so ist auch Ihr Einkommen gut, Sie haben doch verstanden."

Der Krumme Petrus hat verstanden — —

„Was, mein Sohn, Kopfschmerzen hast du? Glaube ich nicht, vier Tage Prison! Dort werden dir die Kopfschmerzen vergehen, bei Wasser und Brot. Wie, mit diesen kleinen Furunkelchen willst du feiern? Drückeberger werden hier nicht gezüchtet. Will mal ein Auge zudrücken; aber morgen fährst du wieder ein. Komm mal her, will das Wehwehchen aufschneiden."

Der Arzt zieht sein Federmesserchen aus der Westentasche, desinfiziert es nicht, wischt nur mal mit Daumen und Zeigefinger über die Klinge, setzt an, schneidet tief und grausam in das geschwollene Fleisch, bis der Eiter spritzt. Rizinus und irgendwelche Fieberpülverchen sind die einzigen Medikamente, die uns gereicht werden. Dabei wird täglich eine große Sendung Medikamente aller Art angefordert. Der Arzt unterschreibt auch jeden Morgen die Lieferbons, aber nie gelangen die Sachen bis zum Lager, nein, sie werden von Montel verkauft, im Einverständnis mit dem Arzt. Vermutlich teilen sich die beiden Spitzbuben in das Sündengeld. Der Arzt, dieser Zivilist mit der verbotenen Gestalt, hat das Recht, Arreststrafen über uns Soldaten zu verhängen.

Zum Glück haben wir einen deutschen Sanitätssoldaten im Lager, der sich der Kranken annimmt, sonst hätte mancher unter der unsachgemäßen Behandlung des Krummen Petrus Gesundheit und Leben verloren.

Die Kohle jenes Gebietes ist, wie schon erwähnt, sehr fett. Bei uns Neuankömmlingen verursacht der Kohlenstaub stark eiternde Wunden, sobald wir uns nur eine leichte Hautverletzung zuziehen. Und dennoch sind Selbstverstümmelungen an der Tagesordnung. Auch ich will mir mal einige Tage Erholung gönnen und finde endlich das Mittel: In einem Seitengang sind die Stempel eingebrochen. Wir finden sie am Vormittag in einer Strecke von zwanzig Meter geknickt — Bergrutsch. Eine Alltäglichkeit. Gleich, in einigen Stunden, wird man den Schaden beseitigen.

Wenn ich mit meinen geladenen Hunden vorbeikomme, muß ich mich tief bücken, um nicht in der Dunkelheit gegen solch einen herabreichenden, geknickten Stempel zu rennen. Einer hängt so tief, daß die scharfen Kanten des Holzes an der Bruchstelle über den gefüllten Wagen kratzen. Ich brauche nur

meine Hand auf den Wagen zu legen, dann blindlings darunter hinwegfahren, und schon ist die starkblutende Hautabschürfung da. Mit dem nötigen Jammergeschrei lassen sich eine sofortige Seilfahrt und einige Tage Ruhe herausschinden.

Ich hänge meine Lampe an den vordersten Hund, schiebe los. Lege meine Hand flach auf die Kohlenladung des letzten Wagens, den ich drücke. Jetzt muß der Stempel kommen. Sehen kann ich nichts; denn alles um mich herum verschwindet in wattiger, undurchdringlicher Dunkelheit. Ich höre das Kratzen des geknickten Stempels auf den beiden vorderen Hunden, spüre den Widerstand der gehemmten Ladung und höre Kohlenstücke herunterkollern. Jetzt muß es sein, jetzt — —

Voller Angst ziehe ich rasch, im letzten Augenblick, die Hand weg. Noch zweimal versuche ich die Selbstverstümmelung. Jedesmal bin ich zu feig und schrecke vor dem Schmerz zurück. Lege aber doch wieder die Hand auf die Kohlen, mechanisch. Es ist mir schon zur Gewohnheit geworden, so fest hat sich bei jedem Sklavengang mit den gefüllten Hunden der Gedanke an die Quetschung bei mir eingenistet.

Ich schiebe so dahin und überhöre sogar das Knirschen des Holzes auf den Kohlenstücken, bis es jäh, grausam, furchtbar, schmetternd über meine Hand fährt.

Ich halte, ich schreie, ich will weglaufen, kann aber nicht. Der Stempel hält mich gefangen, drückt meine Hand nieder und quetscht sie gegen die Kohlenstücke. Meine Kumpels kommen hinzu, und gleichzeitig, unverhofft, taucht auch der Obersteiger, der „Schweinetreiber" aus der Dunkelheit. Ich klage noch heftiger und halte die stark blutende Hand neben die Lampe. In Wirklichkeit habe ich nur geringfügige Hautabschürfungen, die niemals vor den Augen des Krummen Petrus Gnade finden würden. Deshalb fällt mein Jammern auch so täuschend echt aus. Der Schweinetreiber kommt nämlich zur

Besichtigung der niedergegangenen Strecke. Er ist ein richtiger, phrasenliebender Südfranzose, weshalb ich blitzschnell, einer guten Eingebung folgend, zu schauspielern beginne.

„Nein, Chef," sage ich mit gemimter Festigkeit in der Stimme, „es ist nicht der Rede wert, ich werde doch meine Arbeit für solch eine Schramme nicht im Stich lassen. Es hat zwar nicht besonders gutgetan, aber es wird schon besser." Dabei halte ich dem Franzosen meine völlig mit Blut verschmierte Hand hin, und der, gerührt von dieser Phrasenhaftigkeit (sie verfehlt nie die Wirkung bei einem echten Franzosen), meint: „Alter Freund, mit solch einer Wunde ist nicht zu spaßen; du gehst sofort zu Tage und meldest dich krank, verstanden?!"

In mir jauchzt es, aber ich wehre mich und erzähle, mit dem Tremolo der Heldenhaftigkeit in der Stimme, daß ein Soldat andere Schmerzen vertragen müsse, und ziere mich noch einige Minuten, bis mich der Schweinetreiber am Arm nimmt und mir den dienstlichen Befehl erteilt, sofort auszufahren.

„Ja, aber man wird es mir nicht glauben wollen, daß Sie, der Chef vom Dienst, mich aufschickten; könnten Sie mir nicht ein Schreiben mitgeben?"

„Richtig," meint der Franzose, in seiner Eitelkeit und seinem Wichtigkeitsgefühl geschmeichelt, „richtig, man wird es dir nicht glauben wollen, also, hier hast du einen Zettel."

Ich halte ihm die Lampe, und er kritzelt auf ein schmieriges Blatt seines Berechnungsbuches, das er immer bei sich trägt: „Der Vorzeiger dieses Blattes, der P. G. 43282, wurde in meiner Gegenwart von einem herabfallenden Stempel verwundet. Er darf ausfahren und sich zur Behandlung in das Revier begeben. Schonung wird anempfohlen. Der Verwundete hat seine Arbeit bis zum letzten Augenblick gut ausgeführt."

Der Schweinetreiber bleibt zurück, und ich renne durch die Gänge, um möglichst schnell an den Schacht zu kommen. Ich habe gute drei Kilometer zu gehen. Unterwegs werde ich fast übermütig vor Freude, laufe einer dicken, fetten Ratte nach, die sich immer im Lichtkreis meiner Lampe hält, erwische sie endlich und schlage sie tot. Die Ratten werden im Heu und im Hafer für die Pferde mit heruntergebracht. Sie finden hier veränderte Lebensbedingungen, wagen sich in die entferntesten Gänge, angelockt vom Geräusch der Menschen und vom Duft der mitgebrachten Eßvorräte. Doch aus diesen Gängen und Winkeln finden die Ratten den Rückweg zum nahrhaften Stall nicht mehr. Wild vor Hunger und noch mehr vor Durst laufen dann die Tiere mit unheimlich boshaften Augen umher.

Man will mich aufhalten; ich zeige jammernd und stöhnend meine blutende Hand und renne weiter. Komme an den Schacht. Der Fahrsteiger prüft mein Papier, dann meine Wunde, von der nichts zu sehen ist als dickes geronnenes, mit Kohlenstaub durchsetztes Blut; heißt mich zwischen die Hunde kriechen, und im wahnsinnigen Tempo geht es aufwärts. Jetzt ist keine Seilfahrt, und die Körbe müssen ein gewisses Tempo haben, das natürlich viel größer ist als die Geschwindigkeit bei Menschenfahrten. Die Luft bleibt mir schier weg.

Oben werde ich von unserm Sanitäter Görgen empfangen. Man hatte ihn bereits benachrichtigt. Ich erkläre ihm den Fall und sage, daß es nur eine Kleinigkeit ist, bitte ihn aber gleichzeitig, mir einen möglichst dicken Verband zu machen. Es soll gefährlich aussehen. Ich gehe in die Waschkaue. Herrlich erscheint mir das Leben, so am schönen, frostklaren Dezembermorgen.

Vor Minuten noch war ich unten, sechshundertfünfzig Meter tief unter der Erde. Nie wird dort ein Sonnenstrahl hindringen, nie wird es dort hell sein, und jetzt bin ich inmitten

der schönsten Helligkeit. Wie schön doch die Sonne ist. Wie lange sah ich nun keine Sonne mehr?

Vier volle Tage habe ich mich oben herumgedrückt. Morgens nach dem Appell, wenn die Kameraden einfuhren, habe ich mich nochmals in die Baracke begeben und mich so lang wie nur möglich ausgestreckt und geschlafen, geschlafen bis zur Visite des „Krummen Petrus“. Habe dann wieder geschlafen bis zum hellen Mittag, mich nachher in die warme Sonne gesetzt und die Rückkehr der Kameraden abgewartet. Wie ein Rentner kam ich mir vor.

Habe mich auch in der Schneiderwerkstatt des Lagers herumgetrieben, weil es dort warm und gemütlicher war als oben in der großen Baracke. Dort arbeiteten nämlich drei Gefangene, im Zivilberuf ehrbare Schneidermeister. Aus Decken, mit denen uns edle und hilfsbereite Menschen aus der Schweiz beschenkten, wurden Zivilanzüge für die Verwandtschaft des Montel gefertigt.

Seit dem Eintreffen der Decken verlebte der Sergeant keine ruhige Stunde mehr, denn er hatte gleich erkannt, welche Verwendungsmöglichkeiten diese schönen und dabei gar nicht schweren Wollflächen bargen. In irgendeinem armen Cevennendorf lebte der alte Vater des Montel, lebten auch Brüder, Vettern und mehr oder weniger nahe Verwandte. Ja, und der Herr Capitaine hatte doch auch Verwandte, die nicht gerade auf Rosen gebettet waren und einen Gratisanzug aus solch feinem Wollstoff, einen Wintermantel noch obendrein keineswegs verschmähen würden. Zudem benötigte Blaché selbst einen guten und warmen Jagdanzug.

So kam es, daß von Zeit zu Zeit Appell in Decken war. Jeder Gefangene hatte anzutreten mit den Decken auf dem Arm. Drei Decken geben einen Anzug, eine Mütze.

Montel ging durch die Reihen, tippte nachlässig auf die vorgezeigten Decken und näselte ganz blasiert über die Zigarette in seinem Mundwinkel hinweg: „Ist beschlagnahmt!" Die so enteigneten Decken wurden den Gefangenen sofort abgenommen und in die Schneiderei geschafft, wo die drei Deutschen täglich ihre bestimmte Arbeit zu leisten hatten. Nach jeder Deckenrazzia bekam das Lager Besuch von Zivilisten, von lieben Verwandten unserer Vorgesetzten, und die drei Schneidermeister hatten alle Hände voll zu tun mit dem Maßnehmen für Wintermäntel und Anzüge. Sogar Schulanzüge für hoffnungsvolle, aber mit ihren neun Jahren schon sehr gehässige Neffen des Montel wurden geschneidert. An jedem dieser Anzüge klebte der Haß des um seine Decke beraubten Gefangenen. Deshalb sannen wir alle auf Rache. Und da fiel sie dem Schneidermeister Wöspelt ein: Man müßte die aus Decken geschneiderten Anzüge rettungslos verlausen.

Diese Arbeit des Verseuchens mit Läusen wurde nun die Aufgabe der jeweiligen Revierkranken. Sie hatten ja so viel Zeit, in ihren eigenen Hemden und Uniformen die Läusenester zu sammeln, das heißt jene faserigen und wolligen Stellen in Falten und Nähten, wo man die silberschimmernden Lauseeier zu Dutzenden fand. Diese Nester wurden ganz sorgfältig gesammelt und in die Schneiderwerkstatt gebracht, wo man die kleinen, verseuchten Bäusche in das Futter unter der Achselhöhle, in die Schrittnaht der Hose und in das Brustfutter der Weste einnähte. Weitere Vorkehrungen waren nicht mehr nötig, denn innerhalb von wenigen Tagen brütete die Körperwärme des Trägers eines solch pickfeinen Deckenanzuges alle die Eier aus und es verseuchten Menschen, Betten, Häuser und ganze Familien.

Auf diese Weise hatte ich meine schöne, erfreuliche Beschäftigung, ja es war eine besondere Genugtuung, uns das

Auskriechen und die beste Nahrungssuche der vielen, vielen Läuschen mit recht bunter Phantasie auszumalen.

Und dann bin ich wieder eingefahren, mit einer kleinen Rißnarbe auf dem linken Handrücken.

Werde ich noch einmal Gelegenheit finden, mich vier Tage lang zu drücken? Nein, nur einmal wird jedem Menschen eine solch unerhörte Chance geboten, nur einmal.

Ich bin wieder einer der fünftausend Sklaven, die für die Grubengesellschaft, für Blaché, für den „Krummen Petrus" und andere Zeitgenossen rastlos Dividende schaffen.

Viele Kilo Lebensmittel als Neujahrsgeschenk

Wenn ein Gefangener immer oder wenigstens sehr lange im gleichen Lager bleibt, ist sein Postverkehr mit der Heimat geregelt. Für die französische Verwaltung der Gefangenenlager gab es während der Kriegsdauer keine größere Schererei als ein Poststreik der Boches. Das war dann sehr schlimm. Sollte ein großer Mißstand beseitigt werden, und die Verwaltung zeigte nur die kalte Schulter, so trat das ganze Lager in den Poststreik, d. h. während einiger Wochen wurde gar nicht mehr geschrieben. Das war grausam gegen sich selbst und die Angehörigen zu Hause, aber es ging nun mal nicht anders. Es mußte sein, wollte man etwas erreichen.

Sobald nämlich von einer Stelle die regelmäßigen Postsendungen zur Heimat fehlten, wurde man in Deutschland aufmerksam und schickte der Schweizer Gesandtschaft eine Beschwerde. Auf diese Weise erfuhr Deutschland sofort, was dort in Frankreich los war, und man konnte die Forderungen der Gefangenen durch Repressalien unterstützen. Das waren für die Gefangenen noch verhältnismäßig gute Zeiten.

Jetzt aber, nach dem Waffenstillstand, ist nichts mehr geregelt. Die Post für die Gefangenen schwimmt irgendwo herum, geht verloren, wird vernichtet. Wir hoffen auf eine Weihnachtsüberraschung in Gestalt einiger Säcke Post, doch nichts kommt.

Am ersten Feiertag haben wir frei, müssen aber am Morgen des zweiten Feiertages einfahren. Zwischen Weihnachten und Neujahr, drei Tage vor dem Ende dieses furchtbaren und ereignisvollen Jahres 1918, trifft Post ein, Briefpost und Paketpost. Es sind zahlreiche Säcke, und man glaubt, daß für jeden Mann etwas dabei ist. Man bringt die Säcke in den offenen Schuppen hinter der Baracke. Erst am Neujahrstag soll die Postverteilung sein.

Inzwischen sehen wir Ratten am hellichten Tage an unsere Pakete gehen, sich durch die Säcke fressen. Wir sehen es und sind ohnmächtig. Es riecht faulig und muffig aus diesen Säcken. Das ganze Ungeziefer der Umgebung wird angezogen.

Endlich der 1. Januar 1919! Nach dem Morgenappell heißt es antreten zum Postempfang. Das neue Jahr fängt gut an! Hoffentlich bringt es uns die Befreiung und die Heimat. Die Franzosen aber glauben uns durch Preisgabe und Verteilung unserer Pakete und Briefe eine große Huld zu erweisen. Sie verstehen nicht, daß es ihre Pflicht ist, uns die angekommenen Postsachen auszuhändigen, ja daß es ihre Pflicht gewesen wäre, dies schon früher zu tun. Die Pakete sind im Oktober und teilweise sogar schon im September von Deutschland abgegangen. Die Briefe stammen auch alle aus der Zeit vor dem Waffenstillstand. Wie es also jetzt daheim aussieht, wissen wir nicht, können wir nur ahnen. Die französischen Zeitungen melden schwere Kämpfe zwischen Regierungstruppen und Spartakisten in Berlin.

Die Namen der Paketempfänger werden verlesen. Sie

treten der Reihe nach an. Mann hinter Mann. Mit Tischen und Bänken wird eine Barrikade gebildet. Montel und einige Franzosen setzen sich dahinter. Die Pakete werden der Reihe nach herausgefischt, aufgeschnitten. Mit ihren Kochgeschirren, mit Büchsen und Säckchen stehen die Gefangenen da. Einige haben ihr Handtuch mitgebracht, denn es besteht ein strenges Verbot, dem Gefangenen irgendeinen Behälter auszuhändigen. Büchsen werden aufgeschnitten, ihr Inhalt dem Prisonnier in das bereitgehaltene Kochgeschirr geschüttelt, und schon ist ein Tabakpaket, ein Paket mit Zucker oder Salz aufgerissen, und wenn der Gefangene nicht rasch ein anderes Gefäß hinhält, fliegen Tabak und Zucker und Salz auf das Fleisch. Man sieht Leute, die nachher mühsam, in stundenlanger Geduldsarbeit die so schmählich vermengten Lebensmittel auseinandersieben und einigermaßen zu ordnen versuchen. Nicht immer gelingt es, und man raucht gezuckerten Tabak, würzt sein fades Essen mit gezuckertem Salz und süßt mit gepfeffertem Zucker den dünnen Kaffee, den es hin und wieder gibt.

Montel steht bei der Verteilung und überwacht alles. Nichts entgeht ihm, und er diktiert einem Franzosen die stark nach oben abgerundeten Gewichtszahlen der Lebensmitteleingänge in Paketen. Jedes Ding wiegt bei ihm ein Kilogramm. Er kennt anscheinend kein anderes Gewicht. Armselige Pakete mit einem Strang Tabak von zweihundert Gramm, einem Viertelpfund abgesparten Zucker, einem Pfund Kunsthonig, einem Halbpfundpäckchen Graupen wird wie folgt aufgeschrieben: Ein Kilo Pfeifentabak, ein Kilo Zucker, ein Kilo Honig, ein Kilo Graupen. Es kommen auf diese Weise phantastische Zahlen zusammen, und Blaché, dem nachher die Liste eingereicht wird, kann eine Herabsetzung der Verpflegungssätze anordnen, weil sich doch im Lager so viele Lebensmittel befinden, die zuerst verzehrt werden müssen.

Auf deutsche Zigarren sind die Franzosen ganz besonders scharf. Eine Zigarre ist in Frankreich der Inbegriff der Vornehmheit. Zigarren rauchen nur Fabrikanten und Deputierte, denen sie übrigens völlig gratis gereicht werden. Alles andere Volk qualmt die biedere Pfeife oder noch mehr die Zigarette, die man sich selbst aus grobem Tabak dreht, dann mit einer nachlässigen Bewegung in den Mundwinkel klebt. Bei einem echten Raucher muß die Zigarette an der Unterlippe kleben bleiben, bis sie völlig ausgeglüht ist und der schäbige, kaum einen Zentimeter lange Stummel nicht mehr angefaßt, sondern nur noch ausgespuckt werden kann.

Daher dieses Staunen der Franzosen beim Anblick der deutschen Zigarren und Zigaretten. Und jeder Arbeiter kann sich in Deutschland eine Zigarre leisten! Unglaublich.

Es wäre ja schade, wollte man den Deutschen die Kiste so mir nichts dir nichts aushändigen. Zudem ist die Abgabe der Kiste ja verboten, und wer weiß, ob nicht ein heimlicher Brief in solch eine Zigarre eingedreht ist. Daher werden einige Zigarren und Zigaretten aufgeschlitzt, zerbrochen, und jetzt nehmen sich die Franzosen jeder eine Zigarre, riechen daran, stecken sie in Brand, schnüffeln mit Hochgenuß den schönen Rauch, wenn es teilweise auch nur Wald- und Wiesenduft ist. Die Einbildung muß ihnen doch bleiben, daß sie einen guten, einen erstklassigen Glimmstengel zwischen den Lippen haben.

Der rechtmäßige Besitzer der Zigarrenkiste kann nur lächeln, denn macht er etwa ein dummes oder mißbilligendes Gesicht, so wird er sofort unliebsam auffallen, und man wird, ihn zu ärgern, die Kiste noch einmal rundgehen lassen. Montel ist darin sehr flott. Auch Lenclos bedient sich selbst sehr gern, wenn es heißt, einen Deutschen zu neppen.

Bis zum Mittag wird die Post ausgeteilt. Mit einer grenzenlosen Unverschämtheit wühlen die Finger der Franzosen

in dem, was liebe Hände uns so schön ordneten und einpackten. Mit Fleiß wird alles durcheinandergeworfen. Mein Nachbar, der „Afrikaner", bekommt von seiner Jugendfreundin auch ein Päckchen mit einem Bündel Rosen, den letzten Rosen ihres Gartens. Sie hat sie eigenhändig gezogen und gepflückt und hat einen lebendigen Käfer mit eingepackt, in der Hoffnung, das Tierchen käme lebend in Frankreich an und würde den Freund erheitern, als lebender Gruß aus der Heimat. Schön gedacht, aber der Käfer, der wohl einige Tage, vielleicht auch noch Wochen gelebt haben mag, ging ein, als die Rosen längst ganz verdorrt und das Päckchen immer noch nicht am Bestimmungsort war. So lag nun oben drauf, zwischen den verdorrten Rosen, ein buntschillernder Käfer.

Die Franzosen sehen das Päckchen, bestaunen den Inhalt, schütteln die Köpfe. Was mag denn das sein?

„Das sind Rosen aus unserem Garten in der Heimat," sagt der Gefangene: Da brechen die Franzosen in lautes Lachen aus.

„So ein Blödsinn! Einem Gefangenen trockene Rosen zu schicken. Wenn man die wenigstens noch rauchen könnte. So ein Quatsch! Die Boches sind doch sentimental, bei all ihrer angeborenen Roheit. Es ist wirklich interessant, so in den Paketen der Deutschen zu wühlen. Man möchte sich manchmal biegen vor Lachen über das Schweinefressen, was die da aus Deutschland herüberschicken!"

Uns aber sind diese Pakete heilig. Wer wird das verstehen! Montel nicht und Lenclos nicht und keiner der Poilus im Lager. Nur wer selbst gefangen war und lange getrennt von allem, was ihm lieb und wert, der kann ermessen, was uns ein Paket bedeutet, ein armseliges, kleines, verdorbenes, verschimmeltes Paket, das die zu Hause sich vom Mund absparten.

Briefe

Es ist fast kirchenstill in der großen Baracke, denn wir haben Post bekommen. Nur das Knistern der Blätter auf allen Pritschen. Fast jeder Gefangene wurde diesmal bedacht, denn es ist die angesammelte Briefpost von etwa zwei Monaten. Man ist mitteilsam, man läßt die Nachbarn gern mal in den eigenen Brief schauen. „Guck mal, was meine Mutter schreibt!"

Man tauscht die Briefe aus. Schicksale und Personen werden lebendig.

Man schildert sich die Schreiber und Schreiberinnen. Wer ein Bild von seiner Braut oder Frau oder seinen Kindern bekam, geht stolz damit umher und fühlt sich geehrt durch anerkennendes Lob: „Schöner Brocken, deine Olle!"

„Nettes Puppchen, das Bräutchen!"

„Niedlich, deine Kinder! Wie alt sind sie jetzt!" —

Es gibt aber auch Gefangene, die sich nicht freuen über soeben erhaltene Briefe, ja die sogar traurig sind und die Postverteilung gern ungeschehen wünschten. Ich lese einige dieser Schreiben:

Brief des Kegelklubs „Gut Holz" an den Kriegsgefangenen Paul Hoffmann.

Lieber Paul!

Deine Angehörigen teilten uns Deine Adresse mit. Wie konntest Du noch so kurz vor dem Waffenstillstand in Kriegsgefangenschaft geraten!? Wir andern sind wieder alle zu Hause und haben bereits wieder ein großes Eröffnungspreiskegeln veranstaltet. Damen waren eingeladen, und es wurde feste getanzt. Wie gut das tut nach den vier Jahren draußen im Dreck! Sogar ein Fäßchen achtprozentiges Bier wurde auf-

gelegt, eine Delikatesse für die heutige Zeit. Wir waren so fröhlich wie noch nie.

Na, Du kannst ja auch lachen, hast die letzten paar Monate der Schweinerei draußen nicht mehr mitgemacht, sondern hast warm und sicher im Gefangenenlager gesessen, und heute geht es Dir sicher auch besser als uns; denn hier haben wir noch immer nichts Richtiges zu essen. Hoffentlich wird es nach dem Friedensschluß besser. In Berlin soll es schon amerikanischen Speck zu kaufen geben.

Dort habt Ihr ja genug zu futtern. Man sagt nicht umsonst: „Ein Leben wie Gott in Frankreich." Wir haben Dich nicht vergessen, und beim letzten Kegelabend sagte noch der Vorsitzende Lübbemann: „Na, unser Freund Paul wird eines Tages mit einer kleinen Französin hier angewalzt kommen." Ein Schwerenöter warst Du ja immer schon.

Also, altes Haus, laß Dich bald wieder blicken und schreib uns.

Herzliche Grüße und ein dreifaches „Gut Holz".

Der Vorstand: J. A. Esser, Schriftführer.

Von der gemeinsamen Not draußen kein Wort. Alles Egoisten! Denken nur an ihren Bauch. Nein, diese Volksgenossen werden sich nicht für unsere baldige Befreiung einsetzen!

Brief des Gymnasial-Oberlehrers Heikeshoven an den kriegsgefangenen Offiziersaspiranten Friedrich Frohne.

Mein lieber Frohne!

Lassen Sie mich auf Ihren gestern eingetroffenen Brief Ihnen ein paar Freundesworte sagen. Sie sind auf falschem Weg. Sie suchen Ihr Glück und Fortkommen von außen, ohne an sich innerlich zu arbeiten. Krieg und Gefangenschaft haben

ohne Ihre Schuld verrohend auf Ihre seelische Entwicklung gewirkt, aber Ihre Aufgabe ist es, dies zu erkennen und aus der besten Kraft Ihres wahren Menschen dem entgegenzuwirken.

Was laufen Sie dem Offiziersideal nach? Natürlich sollen und dürfen Sie nicht in Subalternität und noch darunter versinken. Aber diese Gefahr, auch äußerlich in die Reihen der Subalternität heruntergestoßen zu werden, besteht nur für den, der innerlich sich nicht darüber erhebt. Nicht durch Anspüche — sie stellen ist leicht—, sondern durch die Beschaffenheit seiner Persönlichkeit!

Ich sagte schon: es ist nicht Ihre Schuld, daß der Krieg von Ihrer Persönlichkeit nichts entwickelt hat als das Animalische und Ehrgeizige. Aber es würde Ihre Schuld sein, wenn Sie es dabei beließen. Meines Erachtens müssen Sie ganz heraus aus der Militärlaufbahn, müßten in einen Zivilberuf, in dem Sie Gelegenheit fänden, im Verkehr mit andersgearteten Menschen zur Selbstbesinnung zu kommen. Gegenwärtig wissen Sie gar nicht, wie einseitig, wie fremd Sie so vielem sind, was in einem Menschen sein sollte. Ich rede nicht von Kenntnissen und Wissen, sondern von Gefühlen, Anschauungen und Handlungsgrundsätzen.

Wie Sie über Hunger, Durst und Strapazen im Gefangenenlager schreiben, wie Sie zwischen den Zeilen die verhaltene Wut und den Wunsch zur Rache ausdrücken, das ist seelentot.

Empor das Herz, mein lieber Frohne! Irdische Pein ist nichts! Wäre ich nicht Ihr alter Lehrer, hätte ich Sie nicht als den Jüngling voll Schwunges vor Augen, als den ich Sie anno 1914 begeistert ins Feld rücken sah, so würde ich Ihnen dergleichen heute nicht schreiben.

Auch heute will ich hier stehenbleiben; zu langen Ausführungen ist noch nicht die Zeit. Erst gilt es, Ihnen überhaupt — zum zweitenmal, Frohne, (zum erstenmal tat ich's, als Sie sich in den Blutdunst der Stoßtrupps ganz verloren) eine Warnung zuzurufen. Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin und bleibe.

Seien Sie vielmals gegrüßt!

Ihr Florenz Christian Heikeshoven.

Hat der dozierende egoistische Pedant Heikeshoven dem Kriegsgefangenen Frohne einen auch nur winzigen Trost gespendet? Dieser phrasenhafte Brief, der von guter Gesinnung nur so trieft, ist eine Beleidigung wie sie nur ein Insasse des Straflagers empfinden kann. Im Spießbürger aber, weit weg vom Schuß, lebt das stolze Bewußtsein, einen Gefangenen moralisch aufgerichtet zu haben. Auch Heikeshoven wird sich nicht für uns einsetzen.

Es gibt viele solcher phrasendreschenden Heikeshoven in Deutschland.

Die Ehefrau Schmelzer an den Kriegsgefangenen Schmelzer.

Hansi, süßer!

Mein herziger Gatte. Welch eine Tragik um unsere Liebe! Kaum hatten wir uns kennengelernt, da kam der Krieg. Weißt Du noch, Geliebter, wie furchtbar es war, auf dem Bahnsteig 5 im Kölner Hauptbahnhof, als der Transportzug Dich wegbrachte. Aber ihr Männer habt uns ja durch euere Sorglosigkeit und eueren guten Mut gezeigt, wie man sich benehmen soll. Oder habt ihr auch nur äußerlich so getan, während es in eueren Herzen vor Abschiedsschmerz blutete?

Aber ich will Dir keine Vorwürfe machen, Geliebter. Ich war ja auch so stolz auf Dich und Deinen Mut. Dann Deine

Verwundung. Wir sahen uns in knappen Stunden Deines Ausgangs. Wie stolz war ich als Braut eines Verwundeten, der zudem noch das Eiserne Kreuz trug. Schmerzhaft war wieder das zweite Ausrücken ins Feld. Aus dem fernen Rußland schriebst Du mir fast täglich, und in Gedanken war ich immer bei Dir. Herrlich war Dein Urlaub. Unsere Kriegstrauung brachte endlich das ersehnte, aber kurze Glück.

Geliebter, denkst Du noch an die zwei Flitterwochen im kleinen Eifeldorf? Weißt Du noch, wie die Hühner unserer Wirtsleute immer auf dem Tische unserer Laube saßen und die kargen Reste unserer Mahlzeit aus den Tellern pickten? Wir dachten nicht mehr an Krieg und an das drohende Urlaubsende.

Dann begleitete ich Dich wieder an den Zug. Sprechen konnte ich nicht mehr. Wir haben uns stumm und ohne Tränen verabschiedet, aber nachher habe ich zwei Tage lang geweint. Fast ein Jahr war vergangen. Du solltest bald wieder Deinen Urlaub bekommen. Ich hatte den guten Leuten in der Eifel geschrieben und uns für vierzehn Tage angemeldet. Es sollte die Fortsetzung unserer Flitterwochen werden. Doch Du kamst nicht. Du schriebst, der Urlaub sei gesperrt worden.

Dann kam nichts mehr. Es war Postsperre, und die Zeitungen brachten eine Siegesmeldung nach der andern. Bis eines Tages Dein Truppenteil mir in schlichten, korrekten Sätzen mitteilte, Du seiest verwundet in französische Gefangenschaft geraten.

Ich habe schreckliche Wochen verbracht, denn ich wußte nicht die Art und die Schwere Deiner Wunde. Deine ersten Briefe haben mich einigermaßen getröstet, denn nun wußte ich, daß Du leben wirst, leben für mich und unsere Liebe. Groß war meine Freude, als Du mir Deine Genesung mitteiltest, aber nie sprachst Du von Deiner Wunde.

Hänschen, ich kann alles ertragen. Und sollte Dein gutes Gesicht häßlich und verstümmelt sein, Du bist und bleibst mein Mann, mein Geliebter. Unsere Liebe wird alles überwinden.

Nach Deiner Rückkehr werden wir zuerst mal einige Wochen in jenes kleine, herrliche Eifeldorf fahren und ganz selig, ganz glücklich sein.

Hätte ich doch ein Kind! Die anderen Männer sind schon lange aus dem Krieg zurück. Ihre Frauen blühen wieder auf. Nie ist so viel geheiratet worden wie jetzt. Es ist wie eine Lawine der Liebe über die Welt gekommen nach diesem Abgrund des Hasses. Und Du liegst weit weg, in Frankreich auf hartem Lager, mit Gefangenschaft bestraft, weil Du gehorchen mußtest und kämpfen. Und ich sehe die schönen Jahre meiner Jugend vergehen. Jetzt bin ich schon vierundzwanzig.

Nenne mich nicht schamlos. Ich muß mich Dir zeigen, wie ich bin. Du sollst alles von mir wissen. Du, mein geliebter Gatte. Meine Arme möchten Dich halten und nimmer loslassen. Draußen lacht schon der Herbst. Jetzt reift bald wieder der Wein über der kleinen Laube. Ob die Hühner noch da sind? Du, ich liebe Dich! Ich liebe Dich!

Ich küsse Dich innig. Ich küsse Deinen Mund, Deine Augen, Deine gramvolle Stirn. Dein Frauchen.

Die kleine vierundzwanzigjährige Frau wird die Wahrheit nie erfahren. Niemals wird es für sie eine Fortsetzung der Flitterwochen in dem kleinen Eifeldorf geben. Ihr schöner, blühender Körper wird unberührt verwelken müssen ohne Kind; denn Hans Schmelzer, Reservist im Regiment 16, wurde am zweiten Tag der Kaiserschlacht im Frühjahr 1918 durch einen Granatsplitter entmannt. Just im selben Augenblick, als im Kölner Dom die Siegesglocken läuteten, platzte ein englisches Flachbahngeschoß fünf Meter vor einer vorgehenden

deutschen Kompanie. Die Splitter setzten in die Schwarmlinie — — Ein kaum daumengroßer Stahlsplitter traf den Reservisten Schmelzer zwischen Oberschenkel und Unterleib — Später fanden französische Sanitäter den jammernden, vor Schmerzen rasenden Deutschen und trugen ihn fort.

Was wird der Kriegsgefangene Schmelzer seiner jungen Frau antworten?

Wird sie je verstehen können, daß der Krieg auch sie traf, auch sie zum Opfer erkor?

Namenloser Brief an den Kriegsgefangenen Landsturmmann Osterwald.

Sehr geehrter Herr Osterwald!

Sie werden verzeihen, daß eine unbekannte und ungenannte Person Sie belästigt. Durch Zufall habe ich Ihre werte Adresse erfahren und habe mir gesagt, daß ich es Ihnen nun mal sagen muß, wenn auch nur schriftlich.

Sehr geehrter Herr Osterwald, eine anständige Person schämt sich, so was niederzuschreiben, aber es ist schon weitbekannt, und sollen die armen Kinder um ihre Jugend betrogen werden? Wissen Sie, sehr geehrter Herr Osterwald, ich selbst bin ins Waisenhaus gekommen, als ich noch ein unschuldiges Kind war, und weiß, wie weh es tut, wenn keine Elternliebe und kein Elternhaus da ist. Davor will Ihre Kinderchen bewahren.

Sehr geehrter Herr Osterwald, man erlebt so als anständige Person manche Sachen, die man nicht gern in den Mund, geschweige denn in die Feder nimmt, aber wenn die Frau so wenig Anstand hat, soll sie es nicht besser verdienen. Sie hat es zuerst mit einem Russen gehabt. Es war ja ein netter Kerl und hat tüchtig in der Wirtschaft geholfen. Dann

ist er weggekommen, nach der Wahner Heide zurück, und sie ist aufs Amt gelaufen und hat gejammert, bis sie wieder zwei Gefangene bekam. Es waren nette, junge Franzosen. Die haben nichts von der Wirtschaft verstanden, und die drei Kühe haben vor Hunger im Stall gebrüllt, aber sie hat mit ihnen getanzt, und einer hat können Mundharmonika spielen.

Sie ist nach Köln gefahren und hat die schönste Mundharmonika gekauft, für zwölf Mark, sagte sie. Die hat sie ihnen geschenkt und eine gewisse Person hat gesehen, wie die Frau abends mit dem Franzosen getanzt hat, sie und die Magd. Und einer hat gespielt, deutsche und fremde Lieder. Auch Puppchen, du bist mein Augenstern. Sehr geehrter Herr Osterwald, man kann als anständige Person kaum noch weiterschreiben, so sträubt sich die Feder. Sie und die Magd haben sich nachher so schamlos benommen, daß man es nicht schreiben kann. Sie haben auch eine Flasche Schnaps mit den Franzosen ausgetrunken, vom Wirt Ohligschläger. Man hat alles beobachtet durch das Fensterchen auf dem Hof.

Sehr geehrter Herr Osterwald, ich sage Ihnen das nicht, um Sie zu beleidigen, sondern weil die immer so hochnäsig tut und sich was einbildet auf ihre Schönheit. Davon wird nicht mehr viel übrig sein, wenn Sie nicht bald machen, daß Sie hierher kommen und das Luder ordentlich verhauen, was sie auch verdient hat.

Wie es heißt, soll es bald Schluß geben mit dem Krieg. Dann kommen Sie und hauen sie mal durch, daß ihr das vergeht. Es ist eine Schande für die Gegend, jawohl. Ich meine es gut mit Ihnen und hoffe Sie bald hier zu sehen!

Ihre unbekannte, aber wohlmeinende Person.

Diese wohlmeinende, unbekannte Person, diese Natter in Menschengestalt, darf ungestraft ihr Gift verspritzen. Keine

Möglichkeit, die Wahrheit der Angaben nachzuprüfen. Der namenlose Brief an den Kriegsgefangenen Landsturmmann Osterwald ist eine furchtbare Qual für den armen Empfänger.

Körperlich und im Geiste werden wir gequält. Furchtbar ist es, so wehrlos, verlassen, weit weg von der Heimat zu weilen.

Briefe aus der Heimat! Wir haben euer Papier heimlich geküßt. Wir haben euch gelesen, immer wieder gelesen und fast auswendig gelernt. Dieses Papier haben liebe Hände in der Heimat berührt. Diese Schriftzüge stammen von lieber Hand. Briefe aus der Heimat, zarter Balsam für unsere Wunden, oder auch furchtbare Dolche, die sich in unser Fleisch wühlen. Wir lechzen nach Briefen, wir Verdammten!

Särge, Streik und Gewalt

Zuerst einige Särge: Das neue Jahr hat gerade begonnen. Es regnet und schneit seit Tagen durcheinander, auf der dritten Sohle, in der Nähe des seit einem Jahrzehnt glimmenden Flözes, spüren wir nichts vom Winter, denn dort ist eine Hitze von schätzungsweise 60 Grad.

Dort gilt es, ständig abdämmende Mauern zu errichten.

Dort ist ein zäher Kampf zwischen Menschen und dem Element entbrannt.

Dort ist der Eingang zur Hölle!

Durch Druck, durch Reibung oder Erdrutsch verursacht, gerieten, irgendwann, die Kohlenmassen in Brand, in langsam glimmende, langsam in sich fressende Glut. Die Wetterführung mußte abgestellt werden, um dem Feuer keine Kohlensäure zuzubringen.

Bis zum Eintreffen der Deutschen war jenes Revier ziemlich vernachlässigt, ja sozusagen gemieden. Man überließ das brennende Flöz seinem Schicksal, und so glimmte es in sich weiter, jahrelang. Nur die Abdichtungsmauern wurden von Zeit zu Zeit nachgesehen und erneuert. Jetzt aber mußte jede Tonne Kohle gerettet werden, und man befahl den Deutschen, die Strecke rings um den Brandherd abzubauen.

Bei rund sechzig Grad Hitze arbeiteten dort die Menschen in feuerfesten und säurefesten Anzügen. Höchste Prämien, also etwas mehr als ein Hundelohn, wurden ausgezahlt. Die französischen Arbeiter, nach dem Waffenstillstand entlassene Reservisten, von Beruf Bergleute, verweigerten dort die Arbeit, selbst beim zehnfachen Verdienst. Überhaupt herrscht nun, seit dem Eintreffen dieser entlassenen Soldaten, eine eigenartige Stimmung im Revier: Die Leute sind alle kommunistisch angehaucht und predigen uns, wo sie nur einen von uns treffen, in der Waschkaue, bei der Seilfahrt oder sonstwo, marxistische Lehren, handeln aber nicht danach, denn im nächsten Augenblick, wenn es gilt, sich vor dem Steiger hervorzutun, beleidigen sie uns in Wort und Tat. Sonderbare Kameraden!

Am besten sind einige Leute, die in deutscher Gefangenschaft waren und auch dort, im Kohlenrevier um Essen oder im Wurmrevier, unter Tag arbeiteten. Sie sprechen gern mit uns und geben zu, von den deutschen Kumpels stets gerecht und kameradschaftlich behandelt worden zu sein.

Wir haben gerade mal ausnahmsweise einen freien Sonntag. Bis Samstagnacht um zwölf Uhr haben wir an der brennenden Strecke gearbeitet. Nun ist es Mittag und wir sind mit noch zerschlagenen, übermüdeten Gliedern von den Pritschen geklettert, um unser geringes Essen zu fassen, da gellt der Alarm durch die Zechenanlagen. Grauenvoll, markerschütternd schreit

die Heulsirene durch das Tal, und ein aufgeregter Steiger rennt zu uns ins Lager. „Rettungskolonne mit Freiwilligen vor! Revier 17 ist zu Bruch gegangen!“

Wir, die Belegschaft vom Revier 17, treten an. Natürlich werden wir zuerst einfahren, denn unten arbeiten die Kameraden unserer Ablösung. Wir kennen das Revier genau, besser als die Steiger. Keiner drückt sich. Unser Essen lassen wir stehen, füllen nur unsere Feldflaschen mit Wasser, empfangen Lampen, begeben uns an den Schacht. Einige Herren der Verwaltung sind schon da. Man reicht uns noch rasch Gasmasken und Tragbahren. Zwei französische Ingenieure und einige Freiwillige, die in deutscher Gefangenschaft waren, gesellen sich zu uns.

Jetzt dröhnen dumpf und langsam zwölf Schläge, zwölf furchtbare Glockenschläge: „Achtung, Unglück im Schacht!“ Und langsam, behutsam gleitet das breite Hanfseil vor uns in die Höhe. Unendlich lang dauert die Fahrt, will kein Ende nehmen. Und jetzt hängt der triefende Korb in den Sicherungen, jetzt ziehen sie ein längliches Etwas heraus, einen toten Knappen, einen toten Kameraden.

Wir nehmen die Grubenmützen ab. Der Tote ist unkenntlich. Hinten, in der Ecke des Förderkorbes, irrsinnig vor Angst und Schrecken, kauert ein Kamerad, der Schlepper Dudziak, und schreit uns entgegen:

„Fahrt nicht ein, fahrt nicht ein, alles ist tot da unten, alles aus! Die ganze Strecke eingestürzt. Keiner mehr am Leben, keiner mehr!“ —

Wir zerren den fast wahnsinnigen Menschen aus dem Eisenkorb, klettern gebückt, die Lampe am Halsriemen, in den niedrigen, triefenden Raum und schon gleitet der Korb mit uns nach unten.

Am Schacht ist alles in Ordnung. Es ist überhaupt keine

Kohlenstaubexplosion, sondern nur ein einfacher Bergrutsch, der zufällig das Revier um das brennende Flöz als schwächsten Punkt der ganzen Sohle erfaßt hat. Wir marschieren durch Gänge und Stollen. Immer beschwerlicher wird unser Gehen. Die hohen, bequemen Gänge hören jetzt auf. Mühsam müssen wir uns hindurchwinden. Atem keucht. Blut hämmert bis zum Hals hinauf vor Anstrengung und Aufregung. Grubenlampen brennen trüb. Wir setzen die Gasmasken auf.

Jetzt treffen wir die ersten gebrochenen Stempel, die ersten niedergegangenen Felsstücke. Es sind lauter zentnerschwere Brocken. Klettern darüber hinweg. Gelangen dann wieder in unversehrte Zonen. Hinter uns bersten manchmal neue Stempel, hart, knallend wie Flintenschüsse.

Wir schrecken zusammen, halten inne, lauschen, ob jetzt wieder ein Rutsch kommt.

Wir belauern den Berg, der unheimlich, bedrohlich, furchtbar, feindlich über uns hängt. Kriechen dann weiter.

Es ist wie der zähe Kampf im Trichterfeld bei Verdun.

Es ist Soldatentum, hier, sechshundertfünfzig Meter unter der Erde.

Sind endlich vor Ort.

Keinen unserer Kameraden können wir lebend bergen. Alle liegen mit zerdrückten, zermalmten, seltsam verrenkten Gliedern unter den wuchtigen Felsbrocken. Der Berg hat sich gerächt, hat sie erdrückt, rettungslos, ohne Barmherzigkeit.

Wir haben gearbeitet, stundenlang, bis zur völligen Erschöpfung. Sind dann mit den Leichen zutage gefahren, während unsere Ablösung bereits neue Stempel und neue Querstützen zurechthieb, um die Strecke wieder befahrbar zu machen.

Eigentlich nur eine ganz leichte Sache, eine alltägliche Sache im Bergbau: Sieben Knappen haben ihr Leben gelassen. Vier Leute, die ich nicht näher kannte, weil sie am andern Ende der

Baracke auf der untersten Reihe schliefen, dann aber drei Bekannte: Oswald, der Landsturmmann Oswald wird als erster erkannt, oben, beim Abspritzen der Leichen in der Waschkaue. Er hat einen verbissenen, gramerfüllten Zug um den Mund, und der Krumme Petrus stellt fest: „Der hat einen schweren Tod gehabt!"

Der zweite Bekannte ist mein Pritschennachbar Sauermann, der in langen Jahren der Gefangenschaft, in der Sahara und sonstwo, ein furchtbares Jugendschicksal erlebte.

Und dann erkenne ich auch den letzten der sieben Toten. Es ist jener, den man mit Dudziak schon heraufschaffte, weil er vorn an der Bruchstelle lag. Sein Kopf ist zermalmt, aber als der Körper nackt vor uns liegt, erkennen wir ihn an einer gräßlichen Kriegsnarbe. Es ist Schmelzer, der kriegsgetraute Reservist Hans Schmelzer.

Die Trikolore auf dem Verwaltungsgebäude geht nieder, auf Halbmast. Schwarze Trauerfahnen wehen vom Förderturm. Im Lampenraum und in der Waschkaue, in den offiziellen Listen, werden sieben Kriegsgefangene gelöscht, die Nummern 43275 bis 43281.

Die nächste Nummer, 43282, das bin ich!

Wann wird mich der Tod in der Tiefe ereilen?

Werde ich die Heimat wiedersehen?

Werde ich wieder frei und Mensch sein?

Werde ich?

Soldaten machen nicht viel Geschrei, wenn die eherne Exzellenz, Generalfeldmarschall Tod zur letzten Parade ruft. Ein paar Särge sind rasch gezimmert. Auf dem Gemeindefriedhof, nebeneinander, eineinhalb Meter tief, haben wir sie begraben, die sechshundertfünfzig Meter tief unter der Erde erschlagenen Knappen, und mit ihnen haben wir viel Liebe, viel Sehnsucht,

viele Hoffnungen und viel Heimweh in die feuchte, schwarzschillernde Erde gebettet.

Wir sind noch oft und noch lange eingefahren, in diesen Unglücksschacht. Wir haben noch lange im kochenden Revier 17, an der Pforte der Hölle gearbeitet.

Nur Dudziak, der Schlepper Dudziak, der einzige Überlebende und Augenzeuge des Unglücks an jenem Sonntagmorgen, ist nicht mehr eingefahren. Er hat einfach die Arbeit verweigert. Man hat ihn geschlagen und in die kalte Arrestzelle gesperrt. Man hat ihn hungern und frieren lassen. Dudziak fuhr nicht mehr ein. Mit roher Gewalt schleiften sie ihn zum Schacht. Er brüllte, biß, schlug um sich. Man drohte ihn zu erschießen, stellte ihn gegen einen Holzstoß, im Grubenhof. Dudziak riß sich die Kleider an der Brust auf und schrie: „Ich will lieber tot sein als noch einmal in die Grube fahren, in die Hölle."

Man führte den Streikenden ab.

An jenem Tag, als wir um fünf Uhr, bei Anbruch der Dunkelheit, wieder ins Lager kommen, finden wir Dudziak blutend und halb besinnungslos hinter der Baracke im frisch gefallenen Schnee liegen. Ein Posten verwehrt uns den Zutritt und jede Hilfeleistung, und wir erfahren, daß Lenclos den armen Kerl fast totgeschlagen hat. Mit Fäusten und Füßen habe er den am Boden liegenden Deutschen bearbeitet und ihn, der die Hand oder den Arm zur Abwehr heben wollte, mit der Pistole bedroht.

Den ganzen Tag habe der Niedergeschlagene unter der Baracke jammernd und blutend im Schnee gelegen.

Uns erfaßt nun eine furchtbare Wut. Was hier mit Dudziak geschieht, kann morgen jedem von uns blühen. Wir dürfen es uns nicht gefallen lassen, wir müssen sofort eingreifen und vorstellig werden, sonst ist es aus mit uns. Einer wird für den

anderen einstehen. Auch hier im Gefangenenlager ist die Frontkameradschaft kein leeres Wort.

Eine Kommission wird bestimmt. Ich bin einer der Gewählten. Wir wissen, daß uns Gefängnis und harte Strafen drohen, doch wir müssen mitmachen, sonst sind wir Feiglinge, sonst werden wir schuldig am Blut des Kameraden. Wir wollen aber nicht feig sein.

Montel empfängt uns, hört uns an. Wir verlangen die Überführung von Dudziak in die Revierstube und eine Untersuchung des Falles, ob Dudziak tatsächlich die Hand gegen Lenclos erhoben hat oder nicht und ob diese Mißhandlung nötig war.

Der Sergeant dreht sein blondes Bärtchen und verspricht Gerechtigkeit walten zu lassen. Die französische Nation wisse, was Recht und Unrecht sei und werde Schuldige von Unschuldigen unterscheiden können. Aber er müsse noch mit Capitaine Blaché, seinem Vorgesetzten, sprechen. Dies sei jetzt nicht mehr möglich, aber morgen abend, in vierundzwanzig Stunden also, könne er uns genauen Bescheid sagen. Man dürfe sich nicht abhalten lassen, dennoch seine Pflicht zu tun und zu arbeiten.

Das war so gut wie ein Hinauswurf und in der Baracke herrschte große Empörung, als wir mit diesem Bescheid kamen. Nach kurzer Beratung wurde der Streik beschlossen.

Am folgenden Morgen haben die Sklaven gestreikt.

„Aufstehen!"

Wir stehen auf.

„Zum Essenholen heraus!"

Wir treten heraus, empfangen unsere „Spucksuppe", vertilgen sie. Kein Wort fällt. Unsere Blicke sind finster. Es ist eine wilde Entschlossenheit in uns, wie früher beim Morgengrauen,

fünfzehn Minuten vor dem Sturm, wenn die Uhrzeiger unerbittlich zur Vollendung der X-Zeit strebten. Wir haben uns überzeugt, daß Dudziak immer noch hinter der Baracke liegt. Hilflos, jammernd. Nur hat ihm ein mitleidiger Posten, einer, der in deutscher Gefangenschaft war und den diese Brutalität anekelte, zwei Decken zugeworfen. Jetzt werden Dudziak die Decken wieder abgenommen. Es friert Stock und Stein. Der Verletzte wimmert vor Angst und Kälte.

Görgen, unser Sanitätsgefreiter, hat übrigens den Verletzten nachts alle zwei Stunden gelabt und ihm glühendheißen Kamillentee gereicht. Nur so war es möglich, daß Dudziak nicht erfroren ist. Wie Görgen das anfing? Er nahm den Besen, stieg auf die Pritschenkante, langte durch die Oberlichter der Sanitätsbaracke. An die Spitze des Besenstiels band er eine drei Meter lange Leine, befestigte das Kochgeschirr mit dem glühenden Tee unten dran, brachte es durch Bewegung des Stieles in Schwingung, bis es sich hinüberschwang zum Liegenden, der nun das Gefäß rasch erfaßte, austrank und losließ. Fünf Meter vom Fenster entfernt stand der Posten mit scharfgeladenem Gewehr. Alle zwei Stunden kochte der Sanitätsgefreite neuen Tee.

„Antreten!"

Wir treten an.

„Stillgestanden!"

Wir stehen still. Unser Dolmetscher, Unteroffizier Reißing, schwitzt vor Aufregung, denn er ist in alles eingeweiht, er weiß, was gleich kommen wird. Es wird abgezählt. Die Zahl stimmt. Montel tritt nun vor uns und spricht:

„Trotz des strengen Verbotes, sich dem Meuterer Dudziak zu nähern, hat es der Sanitäter Görgen gewagt, dem Halunken Lebensmittel zu reichen. Görgen vortreten!"

Der Gefreite tritt vor! Neben Montel steht Lenclos und

grinst. Der Gerufene geht auf den Sergeanten zu, bleibt vorschriftsmäßig drei Schritt vor ihm stehen und reißt die Hacken zusammen. Im nächsten Augenblick springt Lenclos vor und schlägt wuchtig auf den Deutschen ein. Der schreit und protestiert, Gefangene schlagen sei verboten. „Was, du Bochelümmel, du willst uns Vorschriften machen," wütet Lenclos, „es war ja auch verboten, dem Schuft Dudziak Kaffee und Tee zu reichen."

Wir murmeln. Wir murren bedrohlich. Stimmen werden laut und lauter, bis Lenclos von Görgen abläßt. Die ausgerichtete Reihe schwenkt herum und nähert sich, zu allem entschlossen.

„Gewehre in Anschlag, Seitengewehre aufpflanzen! Wache heraus!" schreit Montel und läßt zur Bekräftigung seine Trillerpfeife spielen.

Poilus spritzen von allen Seiten auf uns zu.

Görgen wird in die Arrestzelle geführt. Er blutet aus Mund und Nase.

„Lassen Sie die Leute abrücken! schreit Montel, der langsam in Wut gerät. Der Dolmetscher befiehlt: „Mit Gruppen rechts schwenkt, marsch! Abrücken!"

Keiner rührt sich. Alles bleibt stumm und still. Die Sklaven revoltieren. Reißing wiederholt seinen Befehl dreimal. Nichts geschieht.

Nun brüllt Montel wie ein gestochener Stier. Lenclos fuchtelt mit seinen ungewaschenen Metzgerfäusten, geht auf uns los. Wir bleiben stehen, zitternd vor Wut und Scham.

Gleich wird der große Augenblick kommen!

Gleich wird Blut fließen! Blut!

Die Posten werden zurückbeordert, stellen sich uns gegenüber, Gewehr im Anschlag.

„Warum streikt ihr Hunde?" brüllt Montel.

„Wir arbeiten nicht eher, bis der Kamerad Dudziak im Krankenrevier liegt und die Untersuchung über diesen unmenschlichen Fall eröffnet ist. Wir verlangen ferner die Freigabe von Görgen, der nur seine verdammte Kameradschaftspflicht, seine Pflicht als Mensch und Deutscher getan hat!"

Diese Worte müssen wir Leute von der Kommission vom gestrigen Abend nun vortragen. Reißing übersetzt sie mannhaft. Montel wird verlegen.

„Ich werde zunächst mal die weiteren Befehle des Herrn Capitaine einholen," brummt er und läßt uns abtreten, in die Baracke zurück.

Seit drei Stunden weilen wir in der Baracke, eingeschlossen. Die Sache wird immer unheimlicher. Zuerst kommen die Beamten der Zeche und fordern die Einfahrt der Deutschen. Es gibt einen scharfen Wortwechsel zwischen einem Obersteiger und dem tollen Lenclos. Was mag sich nun vorbereiten? Wird die Grubenverwaltung den Verlust so vieler Arbeitsstunden und Fördertonnen ohne weiteres hinnehmen? Sicher nicht!

Kurz nach acht Uhr gibt es Bewegung am Tor. Die Wache tritt unter Gewehr. Wir hören die schlappen Präsentiergriffe und bald darauf die schnauzende Stimme des Capitaine Blaché.

Fünf Minuten später müssen wir antreten. Beim Anblick des Gewaltigen und Gefürchteten fällt unser Mut zusammen wie ein Kartenhaus. Blaché rollt grimmige Augen. Wir sehen noch, wie auf dem Dach der Waschkaue ein Maschinengewehr gerichtet und geladen wird. Seine Mündung zeigt drohend auf uns. Jetzt fahren draußen zwei Lastwagen vor, und fünfzig schwerbewaffnete Poilus springen ab, kommen in das Lager, umzingeln uns.

„Die Kommission soll vortreten und ihre Wünsche äußern!" brüllt Blaché. Wir treten vor, wiederholen unsere Wünsche

und Beschwerden. Der Capitaine hört uns an, richtet darauf dreimal die Auffoderung an uns: „Wer arbeiten will, der soll vortreten!" Vergebens, keiner tritt vor. Wir hätten den Streikbrecher nachts totgeschlagen.

„Dann zurück in die Baracke!" brüllt Blaché und hetzt die Posten gegen uns. Die neuangekommenen Soldaten, alles junge Burschen, die noch nie im Felde waren, gehen besonders roh und gehässig vor, treten, schlagen und stoßen mit Kolben auf uns ein, um uns schneller in die Baracke zu drängen. Dann wird die Tür verschlossen, und ein Doppelposten stellt sich davor. Doppelposten stehen auch vor jedem Fenster. Und nun werden Schläuche gebracht, schwere, dicke, gepanzerte Schläuche, die schon einen guten Druck aushalten können. Man schließt sie an die Hauptdampfleitung, die in dicken isolierten Rohren an unserer Baracke vorbei glühendheiße Dämpfe zum benachbarten Werk leitet.

Die offenen Enden der Schläuche drückt man durch rasch vergrößerte Astlöcher in unsere Baracke, und dann wird der Dampf aufgedreht.

Zuerst lachen wir noch über den Blödsinn der Franzosen. Die wollen uns mit Dampf schrecken! Kindisch! Ja, wenn das Flammenwerfer wären, aber ganz einfacher Dampf! Buh! Ulkig, diese Franzosen!

Nach fünf Minuten ist unsere Baracke in dichten, weißen Dampfnebel gehüllt. Wir schweigen. Es wird unerträglich warm. Wir reißen uns die Uniformen vom Leib.

Und der Dampf strömt weiter, strömt weiter.

Lungen ringen nach Luft. Wir erklettern die obersten Pritschen, versuchen das Dach zu durchstoßen.

Unter den Sparren kondensiert sich der Dampf, fällt als Sprühregen nieder. Immer weiter strömt und zischt der Dampf in die Baracke. Da bricht die Panik aus.

Dreihundert Menschen schreien, brüllen, überstürzen sich in Todesangst.

Auf dem Boden liegen sie, den Mund gegen die festgestampfte Erde gepreßt.

Auf die Astlöcher und Schlauchenden springen sie und versuchen mit Kleidungsstücken den ausströmenden Dampf abzudämmen. Weichen jäh zurück, brüllen vor Schmerz und drücken die verbrühten Hände unter die Achselhöhlen.

Sie laufen an die Tür und rütteln, sie versuchen die Fenster einzuschlagen und sehen da, hinter den Scheiben, über die Kondenswasser dringt, die schwarzen, drohenden Mündungen von Gewehrläufen, sehen zum Schuß bereite Poilus und lassen ab.

„Hilfe, Hilfe!" schreien die vor Atemnot und Angst verrückt gewordenen Menschen.

Pritschen krachen zusammen. Einer lacht laut, markerschütternd, fürchterlich.

„Wir sterben, wir sterben! Haltet ein! Stellt den Dampf ab. Seid Menschen und stellt den Dampf ab, ihr da draußen. Wir wollen arbeiten gehen. Wir streiken nicht mehr. Haltet ein, haltet ein!"

Wir hämmern gegen die Wände, die wir in der bläulichen Dunkelheit des heißen Dampfnebels ertasten. Und da hört das Zischen plötzlich auf. Die Türen und Fenster werden von draußen aufgerissen und man fordert uns auf, jetzt vernünftig und ordentlich anzutreten, und zur Bekräftigung dieser Einladung droht das Maschinengewehr drüben auf dem Dach der Waschkaue.

Wir treten an, ein zerknittertes, geschlagenes Häuflein. Unsere Uniformen triefen. Unsere Gesichter sind rot, die Augen entzündet, die Hände verbrüht. Wir keuchen und atmen gierig die frische Luft.

Sind mutlos, traurig, beschämt. Eine geschlagene, eine jämmerlich geschlagene Truppe. Unsere Niederlage ist groß und beispiellos. Aber es ist ein schmachvoll erzwungenes Nachgeben. Blaché hat gesiegt, — aber nur gegen Wehrlose.

„Rechts schwenkt, marsch! An die Arbeit!"

Wir schwenken ab, mit gesenkten Köpfen — marschieren durch das Tor — über die Straße — auf den Schacht zu.

Oben vom Dach droht noch immer das Maschinengewehr.

Rechts und links gehen hundert Poilus mit aufgepflanzten Bajonetten.

Eine halbe Stunde später sind wir umgezogen, sind am Schacht, fertig zur Seilfahrt, dreihundert schwarze Kumpel mit dreihundert Lampen.

Da erst wird oben, auf dem Waschkauendach, das schußbereite Maschinengewehr eingeschwenkt und klirrend entladen.

Wir müssen die verstreikten Stunden nacharbeiten. Erst gegen einundzwanzig Uhr fahren wir auf, freuen uns auf das Essen und die Ruhe auf den Pritschen. Es gelingt uns, am Schacht eine Kanne Schmieröl zu stehlen. Mit der zähen, fetten Flüssigkeit schmieren wir unsere ausgetrocknete, vom Dampf erschlaffte Haut ein. Das lindert die unerträglichen Schmerzen der Brühwunden auf den Händen. Wir haben keine Gnade zu erwarten, das wissen wir; Krankmeldung hat keinen Zweck.

Wieder holen uns hundert schwerbewaffnete Poilus ab. Man fürchtet uns, trotz unserer Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit. Im Lager wird die Sprechkommission verlangt. Wir treten vor.

„So, ihr braucht nicht in die Baracke zu gehen, der Herr Capitaine hat euch vier Tage Arrest gegeben. Ihr könnt froh sein, wenn damit alles erledigt ist. Vermutlich gibt es aber noch ein kriegsgerichtliches Nachspiel."

Man reicht uns einen Fetzen Brot und sperrt uns ein, in die große Gemeinschaftszelle, zu Görgen, der sich über die plötzliche Gesellschaft freut. Er erzählt uns, daß der Streik einen guten Erfolg hatte, denn Dudziak wurde kurz nach unserem Abrücken in die Arrestzelle nebenan gebracht. Der „Krumme Petrus" sei auch schon bei ihm gewesen und habe einige Verletzungen festgestellt.

In der Zelle ist es eisig kalt. Schnee hängt in der Luft. Durch die fingerbreiten Fugen in der Zellentür dringt ungehindert die Kälte. Die Wände triefen vor Feuchtigkeit. Man reißt die Tür auf und wirft einige Decken herein. Die Decken sind schwer, naß, wie Putzlappen. Natürlich ist drüben in der Baracke alles feucht vom Niederschlag des Dampfes. Was wollen wir mit triefendnassen Decken? Wir wringen sie aus, aber sie bleiben schwer und feucht. Legen uns jetzt ohne Decken hin, einfach so, wie wir sind, auf die blanke Pritsche. Schlafen bald ein vor Hunger, Entbehrung und Müdigkeit.

Ich sehe mich im Traum unten im Revier 17, wo es so gräßlich heiß ist. Doch die Hitze wärmt nicht, nein, sie ist unbarmherzig kalt und ungemütlich. Und davon werde ich wieder wach. Muß mich erst besinnen, wo ich bin. Neben mir stöhnen Kameraden vor Kälte und Mattigkeit. Draußen höre ich die Schritte des Postens. Der Poilu summt die Madelon. Durch die Ritzen der Zellentür schimmert das Licht der Lampen am Lagertor. Dünner Pulverschnee weht herein.

Nebenan, in der Einzelzelle, stöhnt Dudziak auf seiner Pritsche. Jetzt dröhnt die Stimme des Lenclos durch den Hof. Der Schinder reißt unsere Tür auf, fordert unsere Fußbekleidung und unsere Röcke. In der Kälte der eisigen Schneenacht, im Januar 1919, um Mitternacht etwa, stehen wir schlotternd, nur mit Hemd und Hose bekleidet.

„So, ihr Schweine, die Sachen werden mitgenommen, damit ihr nicht auskneifen könnt.“

Warum haben wir nicht mehr den Mut und die Kraft, diese Bestie Lenclos anzuspringen und zu erwürgen, dieses Tier, diese dunkle Existenz aus Calais? Das wäre ja der sichere Tod, aber lohnt es noch zu leben unter solchen Umständen, so gedemütigt, so mißhandelt, wie man keinen Hund mißhandeln würde? O Gott, wie feig wir sind! Wie elend, schwach und feig!

Nicht genug: Lenclos erscheint einige Minuten später in der aufgerissenen Tür und gießt einen Eimer Wasser in die Zelle.

„So, ihr Schweine, damit ihr etwas zu saufen habt! Alle zwei Stunden werde ich zurückkommen, um den Fußboden aufzufrischen!“

Alle zwei Stunden kommt Lenclos zurück und gießt einen Eimer Wasser in die Zelle. Wir schlottern und greinen vor Kälte. Görgen, der ja tagsüber geschlafen hat, hält uns in Form. Er duldet nicht, daß wir uns hinlegen.

„Ihr Idioten, wollt ihr denn erfrieren! Den Gefallen dürft ihr dem Lenclos, dem Montel und dem Blaché nicht tun. Nicht geschlafen! Schlafen ist Tod durch Frost!“

So müde wir auch sind, wir halten uns gewaltsam wach. Abwechselnd rezitieren wir Verse, während Görgen uns massiert, frottiert und abwechselnd in seine Decken einhüllt. Nur wenn Lenclos wieder vorbeikommt, legen wir uns ruhig auf unsere Pritsche. Erst nach Abrücken der Gefangenen zur Tagesschicht läßt uns Lenclos in Ruhe.

Um acht Uhr wird die Zelle geöffnet, und ein Caporal erscheint mit einem Posten, um uns zum Klosett und zum Rundgang zu führen. Der Caporal, auch ein ehemaliger Ge-

fangener, staunt, uns so halb erfroren, ohne Decken und Oberkleider, zu sehen:

„Ihr armen Kerle, das haben wir in deutscher Gefangenschaft doch nicht mitzumachen brauchen. Ich werde euere Kleider wiederholen!"

Nun tritt aber Lenclos auf, und zwischen den beiden Franzosen entspinnt sich ein schwerer Streit. Lenclos wird niedergebrüllt, zumal alle Posten sich gegen ihn wenden und behaupten, man müsse sich schämen, so etwas zu tun als anständiger Franzose. Das sei sehr dumm und unvorsichtig, denn man könne nun auch den Franzosen Mißhandlungen Gefangener nachsagen. Das dürfe nicht sein, denn Frankreichs Ehrenschild müsse rein bleiben. Abgesehen davon, daß kein deutscher Lagerfeldwebel in Wahn oder Limburg oder Döberitz so viel Gemeinheit aufgebracht hätte, wehrlose Gefangene in eisiger Winternacht halbnackt in eine Zelle zu setzen und noch Wasser hineinzugießen. Eine Gemeinheit!

Eine halbe Stunde lang dürfen wir nun unsere erstarrten Glieder bewegen, machen einen Dauerlauf rund um den Hof. Das wärmt.

Es wärmt auch ein Schluck Kaffee, den wir heiß durch ein Barackenfensterchen gereicht bekommen, so im Vorbeigehen. Der gutmütige Caporal dreht sich derweil um, denn er darf diese verbotene Hilfe nicht sehen. Mittags reicht man uns eine warme Suppe und ein Stück Brot. Wir verbringen den Nachmittag mit Schlafen auf Vorrat, denn wir wollen ausgeruht sein, wenn uns der sadistische Lenclos wieder stören sollte. Dann kommen wieder die schöngeistigen Gespräche bis zum Morgengrauen. So vergehen die vier Tage Arrest, und ausgehungert, aber nicht völlig niedergeschlagen, wanken wir zur Baracke zurück.

Jeder Streikwille ist vernichtet, der Streik gebrochen. Die

eingeschüchterten Sklaven fahren wieder in die unendliche, schwarze Tiefe, wo die Eingeweide der Erde brennen, wo starke Mauern aus Lehm das Umsichgreifen des glimmenden Feuers verhindern sollen.

Nackt, schwitzend, triefend, ausgepumpt arbeiten, schuften wir wieder zwölf Stunden lang täglich. Alles war vergebens. Die Ketten sind nur noch enger geworden, drückender.

Noch eine volle Woche lang hielt man den Gefangenen Dudziak in der dunklen Zelle. Er unternahm einen Selbstmordversuch, er zerbiß und zerriß seine Decken in tausend Fetzen. Bis ihn eines Tages ein graues, vergittertes Auto aufnahm. Er wehrte sich mit Händen und Füßen und schrie: „Ich will nicht mehr einfahren! Ich will über der Erde sterben und nicht im schwarzen Loch!"

Zwei muskulöse Wärter packten den Tobenden, legten ihm eine Zwangsjacke an, warfen ihn wie ein Bündel in die gepolsterte Tobzelle des Wagens, fuhren ab.

Ob der vor Schrecken wahnsinnig gewordene Kriegsgefangene Dudziak das Irrenhaus wieder lebend verlassen hat, weiß ich nicht. Als das graue Fahrzeug durch das Lagertor rollte, wischte Lenclos, mit Spucke und einem schmutzigen Taschentuch, den Namen Dudziak und die Nummer 43117 vom Schwarzen Brett.

Frühling, Hoffnung und ein froher Abschied

Die Tage werden merklich länger. Bei jeder Ausfahrt, an jedem Nachmittag sehen wir die Sonne. Sie steht jetzt schon ziemlich hoch über dem Horizont, die liebe Sonne. Es ist März 1919.

Von der Heimat wissen wir nichts. Die Friedensverhand-

lungen sollen im Gang sein. Also können wir doch sicher mit unserer baldigen Befreiung rechnen. Spätestens zu Pfingsten, so denken wir, werden wir die Gefangenschaft hinter uns haben.

Hierzulande sind die Märzabende schon warm und dufterfüllt wie in Deutschland die Maiabende. Alle diese verdorrten, grauen, von Kohlenstaub überpuderten Bäume, Büsche und Hecken am steilen Abhang hinter unserm Lager haben plötzlich, fast über Nacht, ein weißes Blütenkleid bekommen. Schon sprießen zart die Blätter hervor. Eigentlich ist diese Gegend nun gar nicht mehr so übel, gar nicht mehr so trostlos und wüstenhaft. Die Natur will die Wunden, durch die Industrie geschlagen, mit neuem Grünen und Blühen heilen.

Frühling in Frankreich!

Wir sehen junge Paare engumschlungen die Anhöhe hinaufklettern. Irgendwo, über uns, hinter einer Hecke, setzen sie sich hin. Wir starren hinauf zu ihnen und erzählen Zoten. Das Zotenerzählen ist uns Beruhigung und Entspannung. Es gehört zur Stacheldrahtpsychose. Wir können nicht anders, wir sind hemmungslos.

Frühling in Frankreich!

Sangesfrohe Gefangene haben sich zusammengetan und einen Gesangverein gegründet. Ein Lehrer ist Dirigent. Neben hübschen Volksliedern singt der Verein gräßliche Zoten. Singt sie in Kompositionen, die wie Choräle klingen. Vierstimmig — Stacheldrahtpsychose!

Meist fahren die Sänger zusammen ein und aus. Sobald sich der Korb in Bewegung setzt, gibt der Dirigent das Zeichen, und mächtig klingen die Töne aus der Tiefe. Der emporrasende Korb drückt die Schallwellen vor sich her nach oben, vermischt sie zum reinsten Vierklang. Verstärkt im langen Schlauch des Schachtes, klingt es oben so herrlich, fromm und würdig, daß

die Franzosen alle Arbeit ruhen lassen, stehenbleiben, sich in die Rippen stoßen und winkend raunen:

„Pst, la messe!“ (Pst, die Messe!)

An der Kohlenwäsche sind Mädchen beschäftigt. Sie hören ganz gern die derben Zurufe der Deutschen. Vor einem halben Jahr noch waren diese Mädchen gehässig und warfen gleich mit Kohlenstücken, wie die Kameraden erzählen. Jetzt haben sie sich mit der Gegenwart der Deutschen abgefunden, ja es erscheinen uns selbst die schwarzen, schmutzigen Kohlenjungfern auf einmal gar nicht mehr so schmutzig und so häßlich. Schließlich, wenn sie gut angezogen wären, könnten es ganz annehmbare Weiber sein. Nette Dinge darunter, wahrhaftig!

Frühling in Frankreich!

Montel balzt um die Kantinenfrau, die gerade ihr großes Trauerjahr beendet, denn ihr Mann fiel beim Durchbruch der deutschen Truppen im März 1918. Jetzt erscheint sie schon wieder in hellen Kleidern, die Bluse tief ausgeschnitten.

Und wir, warum sollten wir kein Glück haben bei dieser Frau? Wir treiben uns in der Nähe des Schalters herum, stundenlang. Verbringen unsere ganze Freizeit in ihrer Nähe. Aber nur der Anblick ihres Busenansatzes im Ausschnitt der hellen Bluse wird uns gestattet. Alles andere ist für Montel. Und für Lenclos. Und für manchen anderen Poilu der Wache. Alles hinter geschlossener Verkaufsklappe. Ein Bordell im Gefangenenlager.

Frühling in Frankreich!

Nach einem schönen, warmen Märzabend und einer lauen Märznacht wurde der Kriegsgefangene Ulrich wahnsinnig. Während der Schicht, sechshundertfünfzig Meter unter der Erde, erlitt er plötzlich einen gräßlichen Wutanfall, schwang eine schwere Brechstange und ging damit gegen die Franzosen vor. Alles flüchtete vor dem wildgewordenen Boche. Am

Schacht gaben sie das Notsignal und fuhren eiligst aus. Alle Franzosen, vom Obersteiger bis zum letzten Pferdejungen, trieb der Wüterich hinaus. Eine Eroberung im Herzen und unter der Erde Frankreichs. Dann schlug der Tobende einige Stempel nieder, daß weite Strecken zu Bruch gingen, zerrte Dynamit aus den Munitionskammern und wollte eine gewaltige Ladung bei abgestellter Wetterführung entzünden, da fielen wir ihm in die Arme, überwältigten, fesselten und knebelten ihn, schafften den gemeingefährlichen Irren an den Schacht, brachten ihn zu Tage.

„Stacheldrahtkoller," stellte der Arzt fest. „Dafür gibt es nur eine Heilung: den Mann heimschicken zu seiner Frau!"

Frühling in Frankreich!

Gegen Ende März wird uns plötzlich vor der Seilfahrt erklärt: „Nach der Schicht alles Werkzeug mit heraufbringen." Wir freuen uns unbändig, denn wahrscheinlich wollen sie uns entlassen. Vielleicht sind nun endlich die Friedensverhandlungen hinter verschlossenen Türen fertig, und unsere Befreiungsstunde hat geschlagen. Haben wir nicht genug erlitten?

Frühling in Frankreich!

Langsam vergeht der Tag. Aber er vergeht. Gutes Werkzeug wird bei den Franzosen gegen ihr verbrauchtes und minderwertiges Werkzeug umgetauscht, natürlich nur mit Aufzahlung durch Tabak. So kommt es, daß wir nur völlig unbrauchbares, schlechtes Werkzeug abliefern. Mit einer wahren Wut schmettern wir die Schaufeln und Brechstangen und Haken zuhauf, treten an und vernehmen, daß am anderen Morgen um vier Uhr Abmarsch ist.

Nein, wir haben nicht geschlafen vor Freude und Genugtuung. Endlich läßt uns die Hölle frei, endlich können wir der furchtbaren Sklavenarbeit unter der Erde entrinnen. Der Morgenappell findet uns frisch und wohlgemut angetreten mit

allen unseren Habseligkeiten. Nach der Morgensuppe, die ganz besonders dünn und kraftlos ist, da wir ja für die Zechengesellschaft keine Arbeit mehr leisten werden, marschieren wir ab. Es geht durch die schwarze Gegend, dann bergauf. Gleich muß der Morgen grauen. Drunten im Tal ziehen die Grubenlichter wie Pünktchen dahin. Man erkennt deutlich die Stellen, wo Schächte gähnen, denn dort ist es besonders hell von vielen Lampen, weil gerade Seilfahrt ist und die Tagesschicht einfährt. Nun sind wir überflüssig geworden, weil zahlreiche Soldaten entlassen wurden und Arbeit finden müssen. Was hat man mit uns vor?

Das ist doch ein bekannter Weg! Und dort ist ja auch — Gott stehe uns bei! — dort ist ja auch St. Genest-Lerpt?! Richtig, am Tor wird schon Blaché sichtbar und neben ihm, wie ein dunkler Strich, der baumlange Mephisto. Zehn Minuten später marschieren wir mit dröhnendem Parademarsch an Blaché vorbei durch das Tor des Straflagers.

„Gepäck ablegen!" Wir werden untersucht. Was will man bei uns suchen, und was hofft man noch bei uns zu finden? Höchstens Läuse können wir abgeben, sonst nichts. Aber es liegt nun mal in der Gewohnheit dieser Menschenschinder, uns etwas zu quälen und zu beschäftigen. Jetzt erwarten wir mit Furcht den Augenblick des Einteilens auf die Stuben, doch zu unserer größten Freude heißt es: „Ihr werdet per Bahn wegtransportiert. Die Verhaltungsmaßregeln für den Bahntransport sind folgende ..."

Wir hören gar nicht hin. Es genügt, daß wir wegkommen, fort von Blaché und St. Genest. Der Quälgeist wollte uns also doch nur mal etwas Angst einjagen, weiter nichts.

Noch ein Parademarsch, der letzte, den wir vor Blaché zu zeigen gezwungen sind, und dann schließen sich die Tore des Straflagers von St. Genest-Lerpt hinter uns. Die Macht des

berüchtigten Blaché über uns ist erloschen. Wir fühlen uns frei und froh und siegreich wie nach einem schweren Sturmangriff. Das Leben ist schön!

Wir marschieren durch grünenden Wald, zwischen grünenden Wiesen. Tief unten in den Tälern qualmen Schlote, haspeln die schwarzen Räder auf den Fördertürmen. Dort fördert man Kohle. Dort haben wir gearbeitet.

Entronnen, endlich entronnen!

Kann uns das Leben noch Schrecken bieten? Kann uns überhaupt noch etwas niederschlagen nach Montrambert und St. Genest-Lerpt? Kaum! Das Leben geht weiter.

Wir leben! Wir leben!

Wälder grünen hoffnungsfroh.

Frühling in Frankreich!

Von Roanne über Versailles nach Carvin

Die angekündigte Bahnfahrt ist kurz und bringt uns bis Roanne, wo wir in einer großen Spinnerei einquartiert werden. Mindestens dreitausend Gefangene liegen hier, meist Leute aus dem Zechengebiet und aus den Gegenden der Schwerindustrie bei Le Creuzot. Wir sollen alle zum Wiederaufbau nach Nordfrankreich in die ehemalige Kampfzone kommen, erfahren wir. Man teilt uns in Kompanien von je fünfhundert Mann ein.

Froh sind wir, dem Lager Roanne den Rücken wenden zu können, denn hier herrscht ein unerträglicher Kastengeist unter den Deutschen: die Feldwebel halten sich in besonders abgeteilten Räumen auf, und hier wieder die Einjährigen und die Aktiven für sich. Das gilt auch für Unteroffiziere und Fähnriche. Es ist kein guter Kameradschaftsgeist im Lager, es kann kaum ein guter Geist sein, weil die täglichen An- und Abtransporte

hier alle ihre Untugenden, Läuse, Unreinlichkeiten und Krankheiten zurücklassen.

Nachmittags rücken wir ab. Ein langer Zug steht bereit auf einem Verladebahnhof in der Umgebung von Roanne für zwei Kompanien und ihre Bewachungsmannschaften. Es ist schon dunkel, als wir endlich fahren und sogleich in tiefen, beruhigenden Schlaf fallen. Der Zug bummelt mit uns gemütlich durch ganz Frankreich, macht lange Pausen, pfeift viel, rüttelt uns durcheinander und bringt uns endlich am Nachmittag des zweiten Tages in die Gegend südlich von Paris. Schlösser, Villen und Parkanlagen säumen den Bahndamm. Es ist hier ein herrlicher Garten, in dem nur gute Menschen wohnen dürften.

Noch ein langer, besonders dichter und schöner Park, und der Zug hält. Durch die Bäume hindurch schimmert ein prachtvolles Schloß. Es ist Versailles, das so viele Geschichtserinnerungen weckt. Hier soll auch der Friedensvertrag demnächst unterzeichnet werden, sagt man.

Unser Transportzug hält schon eine gute halbe Stunde just hinter dem Schloß von Versailles. Eisenbahnarbeiter kommen vorbei, zwischen den Geleisen. Sie sehen uns an den geöffneten Schiebetüren der Viehwagen stehen und erheben ein gehässiges Geschrei, bewerfen uns mit Steinen, daß wir alle Schieber schließen müssen. Endlich setzt sich der Zug in Bewegung. Die Arbeitergruppe bleibt zurück und wir können die Türen wieder aufschieben. Stellen uns dann in die Öffnungen, grinsen vergnügt und beantworten das sich entfernende Schimpfen durch unanständige Gebärden. Die Arbeiter drohen ohnmächtig, aber wutschnaubend dem enteilenden Zug nach. Und da knirschen plötzlich die Räder und der Transport steht. Nun beginnen die Arbeiter zu laufen, um Rache zu nehmen. Unterwegs heben sie faustgroße Schotterstücke auf. Einige kommen mit drohend

erhobenem Werkzeug. Gleich wird es uns an den Kragen geben!

Die Zornigen sind schon auf Steinwurfweite heran. Wir hören sie keuchen vor Wut. Einer zieht sein Dolchmesser. Sie laufen und stoßen furchtbare Flüche aus. Aber ehe sie sich auf das Trittbrett des letzten Wagens schwingen können, ehe sie noch am Ziel ihrer Rache sind, zieht der Zug an und entführt ihnen die grinsenden, lachenden, noch lauter höhnenden Boches.

Die Franzosen bleiben zurück, knirschend vor Wut über ihre Niederlage. Wir winken ihnen hohnvoll zu, wodurch sie in Weißglut geraten. Gleich werden sie zerspringen vor Zorn. Da hält der Zug schon wieder.

„Diesmal kriegen wir die Hunde. Los, Messer heraus!" schreit der Anführer der Rottenarbeiter, und die ganze Bande setzt sich wieder in Trab, muß aber eine dritte Niederlage erleben durch die Wegfahrt unseres Zuges. Diesmal holt die Lokomotive mächtig aus und die Zornigen bleiben zurück, verschwinden hinter einer Kurve.

Die Gefahr war eigentlich ziemlich groß. Leichtsinnig war auch unser Betragen, denn im Herzen des uns feindlich gesinnten Landes hätten wir uns nicht in Hänseleien einlassen sollen. Wir waren eben zu übermütig vor Freude, der Hölle in St. Genest-Lerpt entronnen zu sein.

Gegen Abend fahren wir am Weichbild von Paris vorbei. Wir sehen den Eiffelturm in der Ferne und die weiße Kirche von Montmartre. Vor acht Monaten sah ich diese Kirche und diesen Turm auch, zum erstenmal im Leben. Damals war ich gerade der Hölle der Materialschlacht entronnen, und jetzt habe ich wiederum so viel Grausames und Trostloses hinter mir. Meine Füße haben fast ganz Frankreich durchwandert. Ich bin durch eine Welle von Haß und Gemeinheit gewandelt, und mein Herz ist leer und verbittert.

Während dieser Nacht holt der Zug mächtig auf, und beim Morgengrauen halten wir mitten im öden, weiten Trümmerfeld in der Gegend von Albert. Ringsum, soweit das Auge reicht, ist Trichter an Trichter. Hie und da liegen zerschossene, halb abgebaute Tanks. Wir dürfen aussteigen und uns in den Trichtern waschen.

Die Gefangenen von 1914 und 1915 machen große Augen. So schlimm hätten sie sich die Auswirkungen des Materialkrieges doch nicht vorgestellt. Dann fahren wir weiter, von Albert nach Arras. Es ist inzwischen heller, sonniger Tag geworden. Hin und wieder sehen wir ein Zeltlager, dicht mit Stacheldraht umgeben, und dahinter Kameraden, deutsche Gefangene, die hier mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt sind. Verlorene Posten in der unendlichen Kraterwüste.

Zwischen Albert und Arras war die Bahnlinie, mit ihren wechselnden hohen und tiefen Böschungen, monatelang ein Brennpunkt des Kampfes. Wir sehen überall noch die eingeschnittenen Grabenlöcher, die Gewehrauflagen, die Unterstände, verstreute, verlorene, zerbeulte Stahlhelme, deutsche, französische und englische Gewehre und Munition, unendlich viel Munition. Es ist, als sei die Besatzung dieser Löcher soeben schlafen gegangen und werde gleich wiederkommen, den unterbrochenen Krieg fortzusetzen.

Wir kommen an Dörfern vorbei, von denen nichts mehr steht, nichts mehr als ein nachträglich gepflanztes Schild: „Hier war Dorf soundso." Nur dort, wo die Kirche früher gestanden haben mag, ist der Schutthaufen etwas höher, ja sogar noch mannshoch. Sonst hat die Feuerwalze der Materialschlacht alles gleichgemacht, alles eingeebnet. Auch Friedhöfe treffen wir, viele Friedhöfe. Dann wird das Gelände hügeliger, und in der Ferne erscheint Arras. Gegen Mittag rollt unser Zug dort ein.

Bei Anbruch der Dunkelheit erreichen wir Douai. Auf dem

Bahnsteig, auf dem ich 1915 vor dem Marsch gegen die Lorettohöhe stand, stehe ich nun wieder im März 1919. Genau an derselben Stelle. Nur ist das Bahnhofsgebäude inzwischen halb zerschossen, denn auch hier ging die Schlacht vorbei. Sonderbares Gefühl!

Ich sehe die letzten vier Jahre wieder, vier Jahre meiner Jugend. Ich sehe die Leute, die damals neben mir standen, frohe, tatendurstige Kriegsfreiwillige, tapfer, gut und fromm. Wo sind sie? Verschollen, tot! Seid gegrüßt, Kameraden, ich will euch im Geiste grüßen beim Anblick der Stätte, an der wir gemeinsam weilten — —

Man läßt uns nicht viel Zeit zum Nachdenken, sondern stellt uns in Gruppenkolonne auf, und der Marsch durch die Nacht beginnt. Die Wege sind schlecht. Wir taumeln vor Müdigkeit und Hunger. Ein dünner Regen rieselt.

Stundenlang dauert unser Marsch, an halbzerstörten Häusern und Ruinen vorbei, aber auch durch bewohnte Viertel, da heißt es plötzlich „Halt". Wir sind am Ziel, im Hof einer zerstörten Zeche bei Carvin.

In eine niedrige, eisige, zugige Baracke werden wir gedrängt. Es gibt hier weder Fenster noch Pritschen. Wir legen uns hin, naßgeschwitzt auf die kalte, nackte Erde und schlafen.

Bei Tagesanbruch weckt uns die durchdringende Kälte. Es schneit draußen; ein dichter, nasser Märzschnee geht nieder. Wir reiben uns mit Schnee ein, um warm zu werden, entzünden dann ein Feuer im Hof, mit gefundenen Holzstöcken und Brettern. Und da kommen auch schon die Leute aus Carvin, sich die eingetroffenen Gefangenen anzusehen. Vier Jahre lang hatten die Zivilisten deutsche Besatzung, und manches Freundschaftsband wurde zwischen jungen Mädchen aus Carvin und Feldgrauen gesponnen. Ihre Wut auf uns ist jetzt unecht und nur gemacht, um bei unserer Bewachung guten

Eindruck zu schinden. Doch wir wissen und fühlen, daß sich das Blättchen bald wenden muß. Vorläufig sollen wir mal die Gegend von Granaten und Sprengmunition befreien, eine Arbeit, die noch manches Menschenleben kosten wird. Neben unserem Barackenlager, das früher, zur Zeit der deutschen Besatzung, Unterkunft für gefangene Russen war, liegen zwei niedergestürzte Fördertürme.

„Die Deutschen haben sie vor ihrem Rückzug gesprengt, wie überhaupt alle Fördertürme der ganzen Gegend, aber dafür müssen sie uns ganz neue und viel modernere Fördertürme aufbauen," erklärt ein alter Zivilist. „Eure Großindustrie hat eine schlechte Rechnung gemacht, denn im Glauben, die französische Kohlenförderung auf einmal zu vernichten, hat sie ihr noch einen großen Gefallen getan, denn jetzt erst werden wir modern."

Uns erfaßt nun eine große Angst, denn wir glauben, nun bald wieder in die Grube fahren zu müssen, freuen uns daher diebisch, als wir hören, daß alle Schächte völlig ersoffen sind und das Auspumpen mit den besten Maschinen, die noch nicht angeliefert sind, mehrere Monate dauern wird. Inzwischen werden wohl die Friedensverträge unterzeichnet und wir frei sein, denken wir.

Man gibt uns zwei Tage, um uns einzurichten, aus dem Holz des zerstörten Zechengebäudes Bretter als Schlafunterlage zu sammeln. So brauchen wir doch wenigstens nicht auf der Erde zu liegen. Das Wetter matscht immer weiter. Am dritten Tag beginnt unsere neue Tätigkeit: draußen auf dem weit und breiten Schlachtfeld um Lens müssen Blindgänger gesucht werden.

Arbeiten müssen und sollen wir, aber die Verpflegung bleibt aus. Es gibt nur dünne, ungesalzene Suppen, dazu schlechtes, klebriges Brot, das ungenießbar ist. Der Magen streikt, die Kräfte streiken.

„Wir haben keine Möglichkeit, euch Lebensmittel herbeizuschaffen, da alle Straßen und Bahnen zerschossen sind," erklärt man uns. Man verspricht uns baldige Besserung der Lebensmittelausgabe, doch es wird alles immer schlechter, immer weniger. Kaum haben wir noch Kraft zum Leben. Unsere ausgehungerten, ausgepumpten Körper können nicht mehr. Die schlimmste Hungerzeit der ganzen Gefangenschaft will anscheinend erst beginnen.

Der größte Anreiz sind die Kartoffelschalen. Sie werden sorgfältig aus dem Mülleimer geklaubt, gewaschen und gekocht. Durch dieses Kochen löst sich die Schale vom Fleisch, und es entsteht somit eine dünne, aber begehrte Kartoffelsuppe, die ohne Salz, ohne Zutaten gierig genossen wird.

Eines Tages kommen wir bei unserer Sucharbeit in die ehemalige englische Stellung und finden dort in einem Unterstand mehrere Büchsen mit Konserven. Alle diese Büchsen sind stark aufgetrieben. Wir wissen genau, daß solche Konserven nur noch für den Müllhaufen taugen. Trotzdem sammeln wir diesen Unrat ganz sorgfältig.

Nach oberflächlicher Reinigung machen wir Einstiche in die Büchsen. Wie ein fürchterlicher Gasangriff quillt es da heraus, aber der Gedanke an Fleisch bannt unsern Ekel. Man ist nicht sehr verwöhnt mit vollkommen ausgehungertem Magen. Wir leeren deshalb alle diese Büchsen auf ein Stück Blech und fischen dann sorgfältig aus dieser grünlich schimmernden, unerhört stinkenden Masse einige noch ziemlich gute Fleischbrocken.

Die Büchsen scheuern wir mit Erde blank und kochen darin diese elende Mahlzeit. Jeder schlechte Keim wird durch dieses Kochen getötet, denken wir. Ein furchtbarer Gestank durchzieht die Gräben — —

Wir haben gegessen und diese fürchterliche Mahlzeit gehalten. Alle wurden elend und krank davon. Unsere Körper fielen schon nach wenigen Stunden zusammen wie geleerte Schläuche. Kalter Schweiß rieselte uns über den ganzen Körper, und wir vermeinten zu sterben. Der Sanitäter Görgen gab uns stärkste Abführmittel, eine Pferdekur. Dann lagen wir vier Tage lang wie gefällt, bleich, erledigt, durften nur kraftloses Reiswasser trinken und wurden ganz schwach und schlapp. An die furchtbare Mahlzeit im alten Schützengraben haben wir noch lange mit Entsetzen zurückdenken müssen.

Im April wird das Wetter wieder schlechter, kalt und regnerisch. Wir leiden furchtbar, weil die ausgehungerten Körper keinen Widerstand mehr aufbringen können. Trotzdem kommt jetzt der Befehl von Arras, wo das Gruppenkommando über die Kriegsgefangenen der ganzen Gegend (Region) untergebracht ist, das Absuchen des Geländes nach Blindgängern, besonders nach solchen von Gasgranaten, zu beschleunigen, und zwar nach einem neuen Plan.

Im Lager empfangen wir dünne Weidenstecken. Wer weiß, wie und woher die Franzosen sich diese Stecken verschafften, da es doch weit und breit keinen Baum, keinen Strauch, keine Hecke mehr gibt. Es ist ein ganzes Lastauto voll Stecken. Jeder Gefangene muß sich einen Arm voll abholen und das obere Ende durch einen Schnitt einritzen. Dann werden alte Zeitungen verteilt. Aber alle Klosettpapierhoffnungen sollen getrübt werden, da man uns befiehlt, die großen Blätter sofort und unter Aufsicht in lange Streifen zu reißen. Nun steckt man

einen Streifen Papier in jede Steckenritze, und als einige Tausend solcher Fähnchen lustig zwischen uns flattern, wird uns der Zweck des Ganzen erklärt:

„Ihr müßt über das Schlachtfeld gehen, in Schützenlinie, und bei jedem Blindgänger ein solches Fähnchen in die Erde pflanzen, verstanden?"

Wir haben verstanden. Also los!

Gleich hinter dem Lager entwickelt sich die Kompanie in Schwarmlinie. Von einem Flügel zum andern hat sie etwa zwei Kilometer. Die Zugführer laufen hundert Meter vorneweg, rudern mit den Armen umher und geben die Richtung an. Langsam überzieht das fischende Menschennetz die zerstampfte Gegend, und hinter ihm flattern zahlreiche Fähnchen an dünnen Stecken, ein Zeichen für das nachkommende Sprengkommando, daß hier Blindgänger liegen.

Nun erreicht die gewaltige Schützenlinie die Höhe 136, schwärmt darüber hinweg, steigt ins Tal hinab, auf Loos zu. Der rechte Flügel streift ein Barackenlager, vielmehr ein Zeltlager. Das kommt uns so neu, so unbekannt vor. Es kann erst seit drei Tagen dort stehen, länger nicht. Jetzt hält der rechte Flügel; zwei, drei Gruppen ballen sich zusammen, streben rasch auf das Eckzelt zu. Dort muß es etwas Besonderes geben. Ein besonderer Fund, vielleicht gar der Blindgänger eines zweiundvierziger Mörsers oder — nein, das wäre ja unfaßbar — vielleicht Essen — irgendwas für den Magen, irgend etwas?!

Ja, sie tauchen die Hände in etwas, führen es rasch zum Mund, sie heben es von der Erde auf, sie essen, sie fressen, die Hunde, und sagen uns nichts, lassen uns hier verhungern. Ist das Kameradschaft?

Was ist es nun? Hin, ehe es zu spät ist, hin, ehe der rechte Flügel alles aufgerafft hat!

Wie sie schlucken, wie sie fressen!

Der kleine Buschhof neben mir hat schon Tränen in den Augen:

„Paß auf, es wird nichts mehr da sein, bis wir ankommen, paß auf! Paß auf!"

Die Mitte setzt sich in Trab. Der linke Flügel macht eine Schwenkung und läuft nach.

„Am rechten Flügel gibt's was zu fressen!"

Das hat sich in wenigen Minuten über die zwei Kilometer lange Linie durchgesprochen. Vergebens schreien und rufen die Posten, drohen mit Seitengewehren und Gewehrmündungen. Sie werden mitgerissen, laufen, rennen mit, um uns nicht aus den Augen zu verlieren. So rast eine durstige Herde zur Wasserstelle.

Die Erde fliegt unter unsern Tritten. Wir überspringen Gräben und Trichter, überklettern jammernd rostige Drahtverhaue. Reißen uns Fetzen aus der Uniform, schlagen uns blutige Striemen ins Gesicht, reißen uns Haut von den Händen. Es tut nichts, denn es gibt ja zu essen. Dann ist alles gut.

Endlich da!

Wir sehen einen großen Kübel neben dem Zeltlager, das von etwa tausend chinesischen Kulis bewohnt ist. Und dieser Kübel ist voll Reis. Voll von angebranntem Reis. Drum mochten ihn die Kulis nicht. Und in diese unsaubere, graue Masse platschen nun die Hände der verhungernden Gefangenen, reißen die angebrannten Brocken heraus.

Großes Stoßen der Hintermänner, die nach vor drängen.

Vor ihren Zellen stehen die Chinesen, grinsen mit allen ihren schwarzen Opiumzähnen und fühlen sich viel besser als die Europäer. Und erst als der letzte Brocken Reis, schmutziggrau und ekelhaft, ausgekratzt ist, zerstreut sich die Kompanie wieder

über das weite, öde Schlachtfeld. Die Kehlen würgen die letzten Bissen herunter, aber in den Augen flackert es nicht mehr so tierisch-unheimlich vor Hunger.

Der Magen knurrt nun weniger.

Wir sind fast satt.

Von dem, was chinesische Kulis verschmähten!

Weiße Schmach!

Madame und wir Hungrigen

Nichts Besonderes ereignet sich im Monat April. Nur das Wetter bessert sich langsam. Auch die Lebensmittel kommen nun etwas reichlicher. Mit den geringen Löhnungen, die wir alle vierzehn Tage ausgezahlt bekommen, kaufen wir uns Reis und englische Zigaretten.

Der französische Lagerkommandant, ein Reserveoffizier, ist sehr anständig und verbietet seinen Poilus jede Schikane. Das Leben wird erträglicher. Nun überrascht uns der Kommandant mit einer Nachricht: „Meine Frau wird kommen, nicht nur auf Besuch, sondern für längere Zeit. Ich nehme an, daß sich unter den Gefangenen Leute befinden, die eine Wohnbaracke aufbauen können."

Die Neuigkeit wird abends beim Appell verlesen und erweckt unser größtes Staunen. Eine Frau wird herkommen, sicher eine hübsche, junge Frau!

Dieser Gedanke allein versetzt uns in Aufregung, und es melden sich mehr Leute als nötig zum Bau der Baracke. Es melden sich sogar Leute, die weder Tischler noch Schreiner noch Maurer sind, aber eine Freude empfinden, an der Baracke bauen zu helfen, in der eine Frau, vielleicht sogar eine hübsche

Frau wohnen wird. Madame spukt in unsern Köpfen, lange bevor sie eintrifft.

Madame wird sogar heiß geliebt. Man unterhält sich über sie und malt sich in Gedanken das kleine Mündchen aus, die zarten Fesseln und die hübschen großen Augen. Hoffentlich ist Madame hübsch! Sie wird doch nicht so grausam sein, uns zu enttäuschen. Vielleicht ist sie eine alte häßliche Ziege, verbittert und zänkisch. „Würde sie der Capitaine nachkommen lassen. Hätte er es nötig? Wer eine häßliche, dumme, zänkische Frau hat, läßt sie doch nicht nachkommen in die Wildnis der ehemaligen Kampffelder," sagt Frohne und tut mächtig wichtig und erfahren, „also muß es doch eine nette Frau sein."

Es gibt wenig Frauen, die so heiß und ungesehen geliebt wurden, gleichzeitig von fast fünfhundert Männern. Deshalb schreitet der Bau rüstig voran. Der Capitaine besichtigt ihn zweimal täglich und gibt Anweisungen. Was so im Laufe unserer Streifen über das weit und breite Schlachtfeld gefunden wird, alte Möbel aus Stabsunterständen, Waschkübel, sogar einen Klosettring, schleppen wir unaufgefordert heran.

Alles für Madame.

Wir gehen unter Lebensgefahr im nahen englischen Materiallager einen Stapel neuer Sandsäcke stehlen, womit wir die rohen Wände der Holzbaracke geschmackvoll ausschlagen. Jeder hat eine gute Idee, jeder eine fabelhafte Erfindung, als gelte es, den Palast einer mächtigen Königin zu bereiten.

Endlich ist es so weit. Der Capitaine läßt den kleinsten Wagen anspannen. Ein Gefangener fährt mit. Wir beneiden ihn, weil er zuerst Madame sehen wird, die langerwartete Madame.

Es ist Nacht geworden. Madame hat sich verspätet. Erst nach Mitternacht hören wir das Fahrzeug anrollen. Hören

sogar helles Frauenlachen. Es dauert uns zu lange, bis der Kutscher, der Pferdepfleger und Kriegsgefangene Rehbach, seine Gäule eingestellt hat und bei uns in der Baracke erscheint.

„Na, Rehbach, wie ist sie?" brüllen wir alle durcheinander.

Er verdreht nur die Augen: „Mensch, hübsch ist gar kein Ausdruck mehr, das ist ein Puppchen, wie es im Buche steht. Und seine Olle, nein, das ist seine Olle nicht. Ich bin auch verheiratet und ganz sicher auch verliebt in meine Frau, aber so stellt man sich nicht an. So verrückt wie der Capitaine kann nur ein Liebhaber sein. Dabei ist das Ding viel zu jung für eine Ehefrau. Höchstens achtzehn Jahre! Und einen Ehering habe ich auch nicht gesehen!"

Der folgende Tag ist zum Glück dienstfreier Sonntag, denn sonst hätten sich zweifellos zahlreiche Gefangene krank gemeldet, nur um das langerwartete Wunder schauen zu können. Unsere Geduld wird auf eine harte Probe gestellt, denn Madame ist müde von der Reise und kommt lange nicht zum Vorschein.

Gegen neun Uhr — wir starren alle hinüber zur Baracke — wird die Tür zollbreit geöffnet und eine halbbekleidete Gestalt, der Capitaine, wird sichtbar, brüllt nach dem Burschen Kreyth.

Der kleine Kreyth war eigentlich ein Glücksvogel, sein ganzes Leben lang: Im Jahre 1916 eingezogen, wurde er als guter Turner und fixer Kerl vom schwersten Dienst befreit und spielte Bursche beim Rekrutenhauptmann. Später, als er an die Front kam, verstand er es, als blutjunger Neuling, Bursche beim Regimentsstab zu werden. Mit diesem Stab geriet er September 1918 in Gefangenschaft, hatte es eine Zeitlang sehr schlecht, fiel aber bald wieder auf die Füße und wurde Bursche beim Lagerkommandanten, also befreit von jedem Dienst, vom Granatensuchen, von jeder schweren Arbeit. Und nun bekleidet

er fast eine Günstlingsstellung, darf Madame sehen, unsere Madame!

Kreyth saust ab, verschwindet in der Baracke. Unsere Blicke möchten am liebsten die Wände durchbohren. Jetzt erscheint der Bursche wieder, ganz rot vor Aufregung und hält in den Händen ein Paar winzige Damenschuhe.

Damenschuhe? Nein, Feenschuhe, herrliche Feenschuhe sind es. Kreyth schreitet mit den Schuhen aus weichem, hellem Leder durch unsere Neugierde. Wir bilden eine Gasse und schweigen vor Ehrfurcht. Umringen dann den Burschen und schauen zu, wie er die winzigen Schuhe reinigt.

Schuhnummer siebenunddreißig ist es.

Du stellst die Dingerchen auf deine ausgestreckte Hand, und siehe, gerade so lang sind die Schühchen. Nicht länger.

Beschämt blicken wir an uns herab und besehen die eigenen Treter, schwere, harte, klobige Lederkähne.

Genießerisch werden die winzigen Schuhe gereinigt und Kreyth erzählt dabei. Das heißt, er tut zuerst furchtbar stolz und wichtig, rollt die Augen und läßt uns Unerhörtes ahnen. Wir drohen ihm schwere Schläge an und zwingen ihn zum Sprechen:

„Also, ich komme herein, mache meine Ehrenbezeugung vor dem Alten und schiele mal zum Bett hinüber. Da liegt ein bildschönes junges Weib, hat die Arme verschränkt und ein rosarotes Nachthemd an, ganz voll Spitzen und Stickereien. Tolle Sache, Jungens! Angelacht hat mich das Weib und auf ihre Schuhe gezeigt, die neben ihrem Bett standen. Ich habe zuerst Angst gehabt, so nahe heranzugehen, habe mich dann gebückt und bin mit dem Gesicht ganz nahe an ihren Arm gekommen. Kinder, ich sage euch, eine feine Sache! Parfüm und Puder und so! Hmm!"

Wir stoßen uns kichernd in die Flanken und zählen nach-

einander die Schönheiten der hübschen Madame da drüben auf, von den parfümierten Armen bis zu den Spitzen und Stickereien auf dem Nachthemd. „So ein Goldkäfer, so ein Prachtkerlchen, hahaha!"

Um zehn Uhr geht drüben endlich die Tür auf und sie erscheint, sie, unsere heimliche, bisher unbekannte Liebe, unsere Sehnsucht, die Frau, das Weib schlechthin. Madame erscheint und zeigt sich den fünfhundert Gefangenen, die nach einer Frau, einer Mutter, einem zärtlichen Blick hungern und dürsten.

Madame vor uns fünfhundert Hungrigen!

Alle Bewegung, alles Lautsein erstirbt im Lager. Andachtsvolle Weihestunde. Wie die Königin zum Thron, durch die Mitte der harrenden Untertanen, so schreitet Madame auf Schuhnummer siebenunddreißig über die Lattenroste von ihrer Baracke hinüber zum Lagereingang. Der Posten am Stacheldrahttor präsentiert, weniger vor dem Capitaine als vor seiner hübschen, jawohl, wirklich hübschen jungen Begleiterin, und wir springen rasch vom Rostweg herunter in den Schlamm, stehen ehrfurchtsvoll und grüßend.

Madame schreitet daher. Rümpft zwar ihr gepudertes Näschen über die starken Gerüche, die unsern feldgrauen, in vielen Schlachten verblaßten Uniformen entsteigen, hält ein feines Spitzentuch vor die geschminkten Lippen. Eine Wolke betäubender Wohlgerüche quillt und wirbelt hinter der Dame her, aus ihrem Taschentuch, aus ihren Kleidern, ihren Haaren. So riecht es draußen, in der Freiheit; so riecht die Liebste daheim! Riecht sie so fein und so köstlich?

„Das Frauenzimmer stinkt wie ein Friseurladen," höhnen einige Leute und halten sich mit einer verstohlenen Grimasse die Nase zu.

„Deine Alte badet wohl in der Jauchegrube, was?" brüllt Rehbach den größten Schreier an.

Alles lacht. Madame ist fast am Ende des Rostenweges angelangt, dreht sich um, lacht mit, zeigt ihre Perlenzähnchen. Sie hat nichts verstanden, aber sie lacht froh und munter, und das tut uns doch so gut, dieses entzückende Frauenlachen, das es für uns so lange nicht mehr gab.

Madame besichtigt unsere Baracke, bewundert die Bilder unserer Angehörigen, findet, daß die Deutschen eigentlich ganz nette Menschen sind. Nach einer Stunde ist ein gutes, ja man möchte sagen, herzliches Verhältnis zwischen ihr und uns entstanden. Madame hat uns fünfhundert Hungrige besiegt.

Oh, Madame!

Für unsere Ruhe und den Frieden des Lagers wäre es besser gewesen, wenn wir Madame nie gesehen hätten. Die Kameradschaft, die Hilfsbereitschaft und alle Soldatentugenden leiden darunter. Jetzt beobachtet einer den andern eifersüchtig, feindlich, ob er von „ihr" nicht einen freundlicheren Blick, ein freundlicheres Wort erhascht.

Es steht nun einwandfrei fest, daß es nicht die Frau des Capitaine, sondern seine junge Freundin ist, denn Kreyth hat Briefe gesehen, die für sie ankamen, für „Mademoiselle Choisy" bestimmt.

Deutlich schälen sich schon nach wenigen Tagen einige Günstlinge aus der Masse der Hungrigen, zu denen auch die Poilus der Bewachung zählen. Da ist in erster Linie der „Schnackelfranz", ein dummer, langaufgeschossener französischer Offiziersaspirant. Wie der Junge zum Beinamen „Schnackelfranz" kam, weiß ich nicht. Jedenfalls nennen wir ihn nie anders. Der Schnackelfranz ist zwar ein hübscher, aber nach deutschen Begriffen ein recht unsauberer Kerl. Von den

Flecken auf seiner Extrauniform wollen wir ja gern schweigen, aber er könnte sich doch wenigstens mal die Füße waschen!

Jüngst mußte der Sanitäter Görgen zum Schnackelfranz kommen. Der lange Aspirant lag da mit einer anständigen Grippe. Als der Deutsche nun das Fieber messen wollte und das Hemd des Kranken öffnete, fand er auf der Haut eine Wolljacke, die so schmutzig war, daß man eine Farbe überhaupt nicht mehr erkennen konnte.

Der Sanitäter verordnete dem Schnackelfranz ein heißes Fußbad. Beim Abstreifen der Socken bemerkte der Deutsche, daß sein Patient noch ein zweites Paar Socken anhatte und wollte auch diese abstreifen, doch sie saßen fest, sie bestanden aus Haut, aus ungewaschener Haut. Neugierig forschte der Sanitäter, wann der Herr Aspirant seine Füße zum letztenmal gewaschen habe. Der dachte nach und stellte fest, daß es vor sieben Monaten war oder gewesen sein mußte.

„Sehen Sie," jammerte der Schnackelfranz, „seit sieben Monaten hockt man nun beim Militär, führt ein Hundeleben und kann sich noch nicht mal ordentlich waschen, wie man es von Hause gewohnt ist."

Der Sanitäter verbiß sich die Bemerkung, daß er selbst schon mehrere Jahre den bunten Rock der Soldaten trage, trotzdem aber immer Zeit gefunden habe, sich hin und wieder zu waschen. Jedenfalls, nach dieser Unterhaltung hat der Schnackelfranz nie wieder die Bezeichnung „schmutziger Boche" gebraucht.

So der erste Günstling von Madame.

Wenn der Schnackelfranz angezogen war, frisch rasiert, gepudert und weithin nach Parfüm duftend, konnte kein Mensch etwas von der klebrigen Unterjacke und gar von den Füßen ahnen. Zudem waren diese Füße ja jetzt ganz sauber

seit dem letzten Bad, anläßlich der Schwitzkur, vor drei Wochen. Der Schnackelfranz konnte vor Madame bestehen.

Als erbitterter Gegner und Nebenbuhler macht sich recht bald der Deutsche Rehbach bemerkbar. Auf Befehl des Lagerkommandanten hat Rehbach ständig bereit zu stehen, die beiden besten Pferde immer in Ordnung zu halten für Madame. Ein so junges hübsches Blut kann sich doch auf die Dauer nicht wohl fühlen in der öden Leere eines noch frischen Schlachtfeldes, wo nichts mehr steht und nur schüchtern hie und da ein Grashalm aus dem Boden lugt. Deshalb läßt der Capitaine jeden Tag anspannen und fährt seine Freundin durch die weniger zerstörte Gegend auf Lille zu. Schließlich werden ihm diese Fahrten zu langweilig und er beauftragt den Kutscher Rehbach mit der Ausfahrt.

Beim Verlassen des Lagers saß der Deutsche vorne auf dem Bock und Madame auf dem rückwärtigen Sitz. Hinter der nächsten Wegbiegung kletterte die Französin zum Deutschen, schaute ihm treuherzig in die Augen und steckte ihm Pralinen zwischen die bärtigen Lippen.

Nur kurze Zeit währte die Bevorzugung des Gefangenen Rehbach; denn was war für Madame ein Mann, wo doch fünfhundert bereitstanden, für sie zu kämpfen, zu leiden und zu sterben!

Auf den Burschen Kreyth hatte Madame seit dem ersten Tag ihrer Ankunft im Lager ihre beiden schönen Augen geworfen.

Eines Morgens, gegen acht Uhr, kam Rehbach, um Madame zur Ausfahrt abzuholen, prallte aber an der Tür mit Kreyth zusammen.

„Du Schuft!" brüllte Rehbach, „gestehe, du liebst sie, du Lump!"

„Natürlich, du alter Esel!"

Im nächsten Augenblick hatten sich die beiden Gefangenen wütend umschlungen, wälzten sich erbittert am Boden. Rollten gegen den Ofen. Mit voller Wucht fiel Kreyth auf die harte Kante und blieb liegen, still, regungslos und blutig.

„Ich habe ihn gemordet, ich bin ein Mörder!" schrie Rehbach, sprang auf, lief in den Pferdestall hinüber, knüpfte eine Pferdeleine um einen Deckenbalken und erhängte sich. Der vierzigjährige Kriegsgefangene Rehbach, im Zivilleben Hofbesitzer im Hannöverschen, Vater von fünf Kindern, gefangen seit 1915, erhängte sich im Mai 1919 im Gefagenenlager, weil eine Hexe sein Leben und seine Gesinnung vergiftet hatte. Stacheldrahtkoller!

Kreyth erhob sich übrigens innerhalb weniger Minuten unter der zärtlichen Pflege von Madame, aber er war nun gleichfalls erledigt. Durch ihn wurde das Weib zu sehr an den Selbstmörder, späterhin noch an all diese unangenehmen Verhöre und an den Zorn des Capitaine erinnert. Nicht, daß der gute Alte etwas gemerkt oder erfahren hätte; aber stundenlang lief er schlechtgelaunt herum und wütete, weil sein bester und zuverlässigster Pferdebursche nun vor dem Leben gekniffen hatte. Auf die französischen Pferdepfleger konnte er sich keinesfalls verlassen, das betonte er täglich.

Dazu kam noch die unangenehme und ebenso blödsinnige Untersuchung des Falles durch den Abgesandten des Generals Micheler. Was auf einmal die Boches für einen Wert hatten! Noch vor wenigen Wochen hatte kein Hahn danach gekräht, wenn ein Deutscher um die Ecke ging, jetzt verlangt der Alte einen genauen Bericht, wenn etwas vorkommt. Einen richtigen Narren hat dieser General Micheler an den Deutschen gefressen, ja er vergißt nie, immer wieder die Boches als Bei-

spiele von Tapferkeit und Pflichterfüllung hinzustellen. Etwas eigenartig für einen Franzosen, aber er muß es ja wissen, denn seine Armee wurde ja durch die deutsche Heeresgruppe des Generals von François, im März 1918, zusammengehauen.

Dieser General Micheler schickte nun einen gestrengen Untersuchungskommissar in unser Lager in der Person des Capitaine Theureux.

Der junge, schneidige Offizier war neben unserm braven, etwas spießbürgerlichen Häuptling ein ganzer Kerl, so wie ihn ein Jungmädchenherz erträumen mag. Dieser Adonis mit den drei goldenen Tressen hatte bei Madame wirklich leichtes Spiel. Es ging ihm wie weiland dem Eroberer Julius Caesar: er kam, sah und siegte.

Mit Blicken und heimlichen, aber von Kreyth grimmig beobachteten Händedrücken wurde ein stilles, festes Verhältnis eingeleitet. Nur durfte nichts durchsickern, nur kein Aufsehen! Aber wenn einer beim hohen Stab sitzt, wie Theureux, und sogar eine hoffnungsvolle Karriere vor Augen hat, wird er wohl noch solch einen armseligen Landwehronkel beiseiteschieben können.

Theureux verfaßte stundenlange Berichte, schickte sie ab, und siehe, eines Tages wurde unser Alter zum Vortrag über diese und jene Nichtigkeiten zum General nach Arras beordert. Der Befehl traf am Vormittag ein. Vorzustellen hatte sich der Capitaine beim Kommandeur im Laufe des Nachmittags Eine Rückkehr am gleichen Tag war also unmöglich, eine Übernachtung in Arras notwendig. Theureux hatte gesiegt.

Im Befehl stand, daß während dieser Abwesenheit der dort als Untersuchungsoffizier weilende Capitaine Theureux die Führung der Gefangenenkompanie zu übernehmen hätte.

So geschehen am Tage nach der Beerdigung des Gefangenen Rehbach, der an Madame gestorben war.

Unser Häuptling kehrte am folgenden Abend müde und mißmutig zurück. Eine Ahnung wird ihm gesagt haben, daß man ihn weglotste, um ihn lächerlich zu machen. Deshalb war der Verkehr zwischen den beiden Offizieren plötzlich seltsam frostig. Noch bevor die Nacht kam, bestieg Capitaine Theureux seinen Gaul und ritt gegen Arras. Die Untersuchung über den Selbstmord des Kriegsgefangenen Rehbach war abgeschlossen.

Einige Tage unheimlicher Ruhe folgten. „Er" hatte „ihr" wohl heftige Vorwürfe gemacht, was ihr anscheinend doch sehr naheging. Vergebens ließ der Schnackelfranz alle Register seiner Liebenswürdigkeit spielen, balzte linkisch und läppisch vor ihr, daß es sogar dem Capitaine zu auffällig wurde. Der feurige Verehrer mußte deshalb täglich mit auf Außenkommando, das heißt auf Granatensuche mit uns Deutschen.

Und dennoch erreichte der Schnackelfranz das Ziel so vieler Sehnsüchte. Die Hexe hatte die Wiederaufnahme der Spazierfahrten durchgesetzt. Seit dem Tode des Fahrers Rehbach war sie so gut wie gar nicht mehr an die Luft gekommen. Diesmal verlangte sie die Begleitung eines Poilu, denn der Nachfolger Rehbachs war ein alter Landsturmmann mit trübsinnig ungepflegten Bartspitzen. Er hieß Schiller, hatte jedoch gar nichts Poetenhaftes an sich. Er trug die Bilder seiner rundlichen Frau und seiner fünf sommersprossigen Töchter in der Gesäßtasche seines Waffenrockes, war von Beruf Kohlenfuhrmann am rheinischen Vorgebirge und keineswegs ein begehrenswerter Liebhaber. Schiller setzte fast seine ganze Gefangenenlöhnung in Kautabak um. Der Capitaine hatte sicher den Tod des bisherigen Kutschers Rehbach mit den einsamen und stundenlangen Ausfahrten seiner Freundin in Verbindung gebracht. Deshalb wurde der wenig begehrenswerte Schiller auf diesen, von vielen Gefangenen brennend ersehnten Posten gesetzt. Madame jedoch konnte sich damit keineswegs einverstanden erklären und for-

derte nun die Begleitung eines Franzosen. Der Schnackelfranz wurde hierzu kommandiert. Doch auch er fiel bald in Ungnade.

Nun hatte Madame recht böse Tage. Wir bekamen es zu fühlen und zu büßen: Sie mißhandelte moralisch den Capitaine, und der ließ seine Wut an uns aus, verordnete Strafexerzieren, ließ einige sogar an die Pfähle des Stacheldrahtzaunes binden und wurde zeitweise auch sonst sehr ungemütlich.

Der von Kreyth aufgeschnappte und im Lager kolportierte Satz aus Madames geschminktem Mund: „Ein Hampelmann bist du! Deine Boches sind dreimal forscher als du!“ versetzte den Capitaine in rasende Wut und fürchterliche Eifersucht. Es wurde einiges Geschirr zerschlagen, und wir lauschten schadenfroh. Nachher mußte der Sanitäter Görgen mal hinüber, Madame ein Mittel gegen Migräne geben.

Görgen hat noch öfters die „Migräne“ der Madame behandeln müssen. Wurde selbst recht elend und krank dabei, denn er liebte plötzlich das furchtbare Weib, das viele schon im Lager zu hassen begannen. Es kam zu häßlichen Prügeleien in den Baracken zwischen den Anbetern und den Verächtern der Französin, die nun, nach dem Sieg über Görgen, dem Lagerschneider Wöspelt ihre Gunst schenkte.

Wöspelt, von Beruf Schneidermeister irgendwo in Schlesien, war bis dahin das Muster eines ehrbaren Gatten und Familienvaters. Er schrieb fleißig nach Hause an allen erlaubten Posttagen, erhielt auch zahlreiche Briefe. Nachdem Wöspelt, der drüben in der Baracke einige Uniformausbesserungen für den Alten erledigen mußte, nun auch Günstling von Madame geworden war, schrieb er einen kurzen und bündigen Brief nach Schlesien, es sei etwas in sein Leben getreten, was es ihm unmöglich mache, nochmals zu Frau und Kindern und an den Werktisch zurückzukehren. Es sei stärker als er und habe ganz

von ihm Besitz genommen. Niemand könne sich sein Herz aus der Brust reißen.

Jammervolle Briefe der Frau und der Kinder baten um Aufklärung; der Mann blieb stumm und verstockt. Er schrieb nie mehr nach Hause, vernichtete ungelesen alle aus Schlesien kommenden Briefe, selbst dann noch, als Madame längst ihre leichte Gunst dem dicken und etwas fetten Küchenbullen Siegfried geschenkt hatte. Die langen Monate bis zur Befreiungsstunde verlebte Wöspelt völlig gleichgültig und wie träumend. Nur wenn Kreyth, Siegfried oder der Sanitäter Görgen in seine Nähe kamen, schäumte der Schneider vor Wut, und es gab häßliche Szenen im Lager, manchmal sogar widerliche Prügeleien. Die Kompanie war ständig in Aufregung. Alles für Madame, alles wegen Madame. Die Zahl ihrer Feinde aber wuchs täglich.

Warum Wöspelt vom Suchkommando auf dem Schlachtfeld vier gefundene deutsche Stielhandgranaten geladen mit ins Lager brachte und unter seiner Pritsche versteckte, konnte nicht ermittelt werden. Wahrscheinlich sollte damit an einem Nebenbuhler oder gar an Madame böse Rache genommen werden. Die Handgranaten wurden bei einer der üblichen Barackenrevisionen, die unverhofft über uns hereinbrachen, sofort gefunden. Wöspelt bekam vierzehn Tage strengen Arrest; das ganze Lager wurde hart mit dreitägiger Brotentziehung bestraft. Die Verwirrung wuchs, die Lagerdisziplin litt. Eine allgemeine Anarchie schien sich vorzubereiten, alles wegen Madame, da erschien der Retter in der Person des Generals Micheler.

Wir hatten gerade Mittagspause. Die Poilus lagen auf dem Stroh ihrer Wachstuben und pennten. Einer stand, Gewehr bei Fuß, am Haupteingang und pfiff die Madelon, meinte wohl die am Fenster ihrer Wohnbaracke mit ihm koket-

tierende Madame. Der Capitaine war gerade ausgeritten. Plötzlich hielt ein Auto vor dem Lagertor und ein General, gefolgt von seinem ordenbedeckten Adjutanten und einem Ordonnanzoffizier, entstieg dem Wagen. Dem Posten blieb die Madelon im Halse stecken und er brüllte: „Aux armes!"

Der General zog die Uhr. Es dauerte sehr lange, bis die Wache unter Gewehr stand. Es dauerte ihm viel zu lange. Immer wieder kam ein Poilu nachgerannt, Stroh in den Haaren, verschlafen die Augen, mit Koppel, ohne Koppel, wie es sich gerade traf. Endlich kam auch der Capitaine an, zufällig von seinem Ritt zurück, machte seine Ehrenbezeugungen und erstattete Meldung.

„Wir wollen mal eine Besichtigung des Lagers vornehmen und gleich bei den Poilus der Bewachung anfangen," erklärte General Micheler.

Und nun ging die Besichtigung los. Wir arbeiteten inzwischen fieberhaft an der Reinigung unserer Baracke. Der Boden wurde gekehrt, Kresol wurde ausgestreut, die Decken wurden geradegezogen. Es war eine mustergültige Ordnung. Nichts stand herum, nichts störte. Unsere Unterkunft, so primitiv sie auch war, konnte eine Besichtigung aushalten. Jeder schloß seinen Waffenrock. Ordensbändchen, soweit wir noch welche besaßen, wurden angelegt.

Inzwischen gab es draußen ein gewaltiges Gebrüll. Die Poilus mußten ihre Montur Stück für Stück vorweisen. Der eine hatte Tabak in der Patronentasche, der andere konnte sein Seitengewehr nicht aus der Scheide bringen, so verrostet war es. Eine unerhörte Schweinerei. Der General platzte schier vor Wut, und der Alte stand dabei und war leichenblaß.

Gegenüber, am Fenster der Wohnbaracke, stand Madame und kokettierte mit dem Adjutanten des Generals. Diesmal hatte sie keinen Erfolg; ihr Stern war im Sinken. Der Offizier

blieb ernst und finster. Auch für Madame zog ein Gewitter zusammen.

Nachdem der General reichliche Arreststrafen diktiert, der gesamten Wache die baldige Ablösung und Strafversetzung versprochen hatte, kam er zu uns in die Baracke. Der Capitaine öffnete die Tür. So wie sich die Nasenspitze des Generals zeigte, brüllte der deutsche Lagerführer mit Donnerstimme: „Achtung!"

Wir spritzten vor unsere Pritschen und standen stramm, die Augen unverwandt auf den General gerichtet. Man hätte eine Stecknadel fallen hören. Gewaltig war der Gegensatz zwischen der soeben gesehenen französischen und der nun gezeigten deutschen Manneszucht. Mit Hilfe des Dolmetschers meldete der Lagerälteste die Anzahl der Unteroffiziere, der Mannschaften und der Kranken.

Der General ging von einem Mann zum anderen, sprach dem Lagerführer ein Lob aus über den guten Zustand der Baracke, besonders aber über die Sauberkeit, die hier herrschte, und erklärte:

„Ich weiß, welche Beschwerden Sie vorbringen möchten, gebe Ihnen aber die Versicherung, daß dies nun anders wird. In ein Gefangenenlager gehören Gefangene und deren Bewachung, sonst niemand. Ich dulde nicht weiter, daß Gefangene auch noch seelisch gequält werden. Ihr Schicksal ist hart genug, aber ich achte in jedem Gefangenen den Soldaten, der im Feuer gestanden hat. Wer sich in der Etappe herumdrückte, hatte ja bekanntlich keine Gelegenheit, in Gefangenschaft zu geraten. Ich bin mit der Manneszucht in diesem Lager sehr zufrieden und wünsche mir eine gleiche Disziplin bei meinen Poilus."

Die Sache wurde tatsächlich anders, denn es entspann sich draußen vor dem Lagertor eine kurze heftige Unterredung des Generals mit dem Capitaine. Das heißt, der Capitaine stand da wie ein begossener Pudel und ließ sich anschnauzen. Der Alte konnte einem leidtun, denn er war sonst ein ziemlich anständiger Vorgesetzter. Vergebens versuchte Madame mit ihrem entwaffnenden Lächeln dem hartbedrängten Geliebten zu Hilfe zu eilen; der General grüßte sie nicht, beachtete sie nicht. Das war das harte Urteil eines gerechten Mannes und eines gerechten Soldaten.

Zwei Tage später packte Madame ihre Koffer. Der trübsinnige Schiller fuhr sie zum Bahnhof Douai.

Als sie vor dem Lagereingang auf den Wagen kletterte, lächelte sie zu uns herüber und versuchte letzte Blicke zu schleudern, um sich wenigstens einen guten Abgang zu verschaffen. „Ein Glück, daß diese Unruhestifterin endlich geht!" murrte es in unseren Reihen.

Madame hatte ausgespielt. Die Hungrigen blieben Sieger. Nur einer war elend und besiegt, der Schneidermeister Wöspelt, der sich stöhnend vor Sehnsucht auf seinem Lager hin- und herwarf.

Noch in derselben Woche wurden Capitaine und Wachmannschaft, ausgenommen der Schnackelfranz, durch neue Leute abgelöst.

Achtundzwanzig Mann und zwölf Pferde

Das Schönwetter ist endgültig da. Der Regen der letzten Wochen hat aufgehört. Das Schlachtfeld kann wieder begangen werden, wenn sich auch noch stellenweise richtige, jämmerlich stinkende Schlammseen dehnen. Wer weiß, was sich unter ihrer trüben Oberfläche verbirgt. Nichts Gutes. Höchstens Leichen und Gasgranaten.

Vor einigen Tagen sahen wir eine Militärkommission über die Trichterfelder reiten, und nun erfahren wir den Zweck dieser Geländebesichtigung: Befehl vom Depot Arras, solange die schönen Tage andauern und das Gelände trocken und leicht begehbar ist, werden alle verfügbaren Kriegsgefangenen mit dem Zusammentragen der Blindgänger und der sonstigen Fundmunition beschäftigt.

Gasgeschosse, leicht erkennbar an der Farbe oder an der Klebrigkeit des Mantels, sind nur mit Lappen anzufassen und in die drei wassergefüllten Sprengtrichter zwischen Lens und Loos zu werfen. Die andere Munition ist auf die kleineren Trichter zu verteilen und jeweils Sonnabends um drei Uhr zu sprengen.

Alle Sonderarbeiten werden eingestellt, und die Kompanien ziehen wieder über das weite, öde Schlachtfeld. Ein Blindgänger, ja sogar ein schweres Gasgeschoß hat für uns seine Schrecken verloren. Wenn die Wachmannschaften nicht hinsehen, werden aufgefundene Granaten rasch mit Erde zugedeckt. Nicht aus Feigheit oder weil wir Angst haben, nein, nur aus dem Bestreben, möglichst wenig Zwangsarbeit zu leisten; denn wir müssen die Findlinge eigenhändig zu den Fahrzeugen tragen, die drüben, einige Minuten weiter, auf der Straße warten.

Sind es leichte Ratsch-bumm-Granaten, so läßt man sich

den Spaziergang zur Straße schon gefallen; aber wenn es gilt, eine schwere Flügelmine oder eine Einundzwanzig-Zentimeter-Mörsergranate zu schleppen, so ist es doch immerhin begreiflich, daß wir uns drücken, denn diese Geschosse wiegen unerhört viel. Die beladenen Wagen holpern dann los, bis in die Gegend der Trichter. Wir aber sitzen während der Fahrt — auf den Blindgängern und denken an gar nichts. Kümmern uns nicht darum, daß wir auf einer fahrenden Hölle sitzen, daß wir jede Sekunde in die Luft fliegen können.

Über Stock und Stein geht es. Die Räder springen durch Löcher und Trichter. Hin und wieder verlieren wir einen Blindgänger. Weg! Eine Entzündung, die Explosion einer Granate würde den ganzen fahrenden Munitionshaufen zur Entladung bringen — — Von uns allen, von den Fahrzeugen, von den Rädern, den Pferden und allem Leben fände man nichts mehr. Weggeblasen!

Wir denken nicht an dieses drohende Ende. Welcher Kriegsgefangene hat je eine andere Sorge gehabt als Essen, Verdauung und Rauchen nach Monaten der Sklavenarbeit? Unweit der Trichter müssen die Fahrzeuge warten, und wir nehmen die Geschosse auf die Schulter, schleppen sie an den Trichterrand und versenken sie im lehmigen Wasser. Die drei großen Trichter sind je zweihundert Meter lang und fünfzig Meter breit. Ihre Tiefe läßt sich nicht abmessen. Die kleineren Trichter dagegen haben immer noch die Ausmaße einer Bauausschachtung.

Hier standen einst Menschen in schlammigen Schützengräben. Hier trieben sie Minierstollen gegeneinander.

Bis einer dem anderen zuvorkam.

Ein Hebeldruck. Ein Flammenmeer. Ein Erdbeben.

Zwei, drei Kompanien, ein Bataillon, ein Regiment, zweitausend Menschen hatten aufgehört zu leben.

Ausgewischt! Erledigt! Weg!

Drei, vier Tage lang kämpften dann die Überlebenden um die tiefen Trichter. Artilleriegeschosse durchwühlten die frischen Böschungen. Bis sich die Löcher mit Grundwasser füllten und die Gegner auseinanderweichen mußten, jeder auf den Rand seines Kraters zurück.

Das waren die Trichter zwischen Lens und Loos.

Es ist Samstag. Achttausend Kriegsgefangene aus dem Bezirk Arras haben eine ganze Woche lang Blindgänger herangeschleppt. Teilweise ragen die Munitionshaufen über den Trichterrand. Die Chinesen von Loos-en-Gohelle, die englischen Strafgefangenen von Hulluch haben gleichfalls ganze Munitionslager angefahren, die großen Geschoßvorräte aus verlassenen Artillerieständen hergebracht. Einige tausend Gasgranaten baden schon im gelben Trichterwasser.

Auf einer Strecke von zweihundert Metern liegen jetzt schätzungsweise fünfzigtausend schwere und leichte Granaten. In einer Stunde soll gesprengt werden. Die Windrichtung ist günstig. Aller Geschoßqualm, alles Gas wird restlos in das unbewohnte Zerstörungsgebiet abtreiben. Bei sechs Sekundenmeter verfliegt das Gas ja ziemlich schnell.

Sprengpatronen sind gelegt. Das Sprengkommando, bestehend aus französischen Pionieren, hat die Zündleitung in einem Stollen. Die Kompanien rücken schon ab, hinter die etwa fünf Kilometer entfernte Sperrlinie. Nur wir, die mit dem letzten Transport schwerer Geschosse angekommen sind, befinden uns noch bei den Sprenglöchern.

Wir liegen am Boden, etwa zweihundert Meter vom Trichter der Gasgranaten entfernt, und schauen müde in die weiße, warme Sommerluft. Kleine, helle Wölkchen ziehen vorüber, segeln hoch oben mit dem Wind vorbei — —

Wie es kam, wer es verschuldete, ist nie aufgeklärt worden. Ein dunkelroter Strahl durchzuckt plötzlich den sonnigen Nachmittag. Ein Windstoß reißt mich vom Boden hoch und schleudert mich fort. Ich will schreien. Meine Kehle hat keinen Laut, keine Luft.

Ich raffe mich auf. Eine Schmutzlawine quillt über mich hin. Und noch einmal der rote Blitz durch die plötzliche Nacht —

Nacht am Nachmittag um drei Uhr.

Backofenhitze versengt meine Haut, huscht über mich hinweg.

Ich liege, ich stehe, ich falle, ich laufe.

Bis eine Gestalt aus einem Loch springt, mich packt, in die Tiefe reißt, Faust im Nacken, mein Gesicht an die Erde drückend.

Und immer wieder die roten Blitze, das Erdbeben, die Schlammstürme. Die Erde geht unter, die Welt geht unter!

Dazwischen, als Schlußton, ein höllisches Pfeifen von Ausbläsern und Querschlägern, ein entsetzliches Schrapnellknattern in der Luft, ein Zischen und Toben. Pause.

Erdklumpen, Steine, Splitter prasseln herab, dumpf, schwer, klatschend, fauchend, zischend.

Dann plötzlich die unheimliche Stille — —

Nichts mehr.

Nur die trübe Luft. Keine Sonne mehr, keine weißen Wölkchen.

Ein gelblicher Staub steht turmhoch über der Gegend, und aus den drei großen Trichtern weht ein dünner, weißlicher Rauch.

So dampfen Vulkanlöcher.

Statt zweihundert Meter bis zum Gasloch sind es höchstens noch hundert Meter. Soviel hat die Explosion vom harten Erdreich abgerissen und hinweggeschleudert, über uns hinweg.

„Der ganze Rotz ist in die Luft gegangen!" schreit mich

mein Kamerad an, jener, der mich noch rasch zwischen der ersten und zweiten Flamme in das bergende Loch gerissen hat.

Ich sehe zuerst nur seinen weitgeöffneten Mund, einen Goldzahn, höre die Worte ganz weit weg, wie im Traum. Es ist der Lagerdolmetscher Reißing, der mich anschreit.

„Der ganze Rotz ist in die Luft gegangen," wiederhole ich, ohne zu verstehen. Beim Anblick der steilen Staubwolken über rauchenden Trichtern kann ich jetzt allmählich das Ungeheuerliche fassen.

Wir liegen in einer neutralen Zone, aber in unmittelbarer Nähe des Explosionsherdes. Drei-, vierhundert Meter hinter uns ist der Rückzug abgeschnitten: dort verqualmen viele Gasgranaten. Die Wucht des Luftdrucks hat sie dorthin geschleudert, wo sie nun, ohne Zünder, langsam ihren Inhalt ausleeren und verpuffen. Es ist ein gefährlicher, heimtückischer Gasangriff. Und vor uns liegen die dampfenden Trichter.

Jede Sekunde kann eine neue Entzündung bringen, die Luft und Erde durchschüttert. Keine Möglichkeit, hier wegzukommen, durch Gefahr und Gaswolken.

Gasmasken haben wir keine. Aber altes, schmutziges Rockfutter und eine Handvoll Putzwolle, einem englischen Traktorführer aus dem Werkzeugkasten geklaut, weil so schöne feste Fäden zum Flicken der Uniform darin sind.

Jeder nimmt eine Hälfte der Putzwolle, dazu einen Fetzen Rockfutter aus meiner Litewka. Wasser haben wir keins in unserem Loch, aber Reißing kann seine Blase entleeren. Wir tränken unsere Lappen gut mit Urin. Dann fest auf Mund und Nase gedrückt und im Laufschritt fort aus dieser Gegend. Die ersten Gasmasken Anno 1915 waren auch nicht besser.

Drei Minuten später sind wir in Sicherheit, hinter der Gaswand. Unsere Augen tränen, schmerzen; heftiger Husten schüttelt uns, aber das Leben ist wieder einmal gerettet.

Es waren zum Glück nur Phosgengranaten und kein Gelbkreuz darunter. Die schweren Marken, Gelbkreuz, Grünkreuz und Blaukreuz, lagen viel weiter entfernt von uns, und ihre Gase treiben nun über das weite Schlachtfeld ab, mit einer Geschwindigkeit von etwa sechs Metern in der Sekunde.

Von allen Seiten kommen sie zögernd näher, Deutsche und Franzosen. Die hohe Staubsäule steht noch immer wie ein dünner, gelber Schleier über der Unglücksstelle. In der Ferne treibt eine lange, rabenschwarze Qualmwolke niedrig über das Trichterfeld.

„Wo sind die anderen?" fragen sie uns verwundert und staunen, daß wir noch leben.

Wir haben keinen Menschen mehr gesehen.

Erst nach einer vollen Stunde, da alle Gefahr gebannt scheint, rücken wir in breiter Linie gegen die gewaltigen Trichter vor, Gefangene und Poilus.

Finden noch die Trümmer einiger Fahrzeuge, finden blutige Fetzen von Menschen und Tieren. Sehen hier ein Stück feldgraues Tuch, da ein verbogenes Gewehr mit einem horizontblauen, blutigen Lappen drumgewickelt.

Steigen auch vorsichtig in die Trichter hinab. Die Ränder sind noch heiß, schwarz, verbrannt, verkohlt und ausgetrocknet. Die Explosion hat jeden Tropfen Wasser weggedrückt, fortgeschleudert. Unten, auf der festgestampften Sohle, liegen noch einige Stapel unzerstörter Gasgranaten.

Bis nach England hat sich der Schall dieser Explosion fortgepflanzt. In Lille splitterten unzählige Fensterscheiben. Wir selbst haben den Knall nicht gehört; er war zu gewaltig für unsere Ohren. Nur den Luftdruck haben wir gespürt und das Heulen der Splitter vernommen.

Beim Abendappell fehlen achtundzwanzig Mann im Lager, achtundzwanzig Menschen und zwölf Pferde.

Siebzehn deutsche Gefangene, darunter Unteroffizier Hagenroth und der stets hungrige kleine Buschof, elf französische Reservisten und zwölf unschuldige, brave Artilleriepferde hat die Explosion zerrissen, ihre Leiber hierhin und dorthin verstreut.

Siebzehn Deutsche haben den langen Feldzug mitgemacht, haben Hunger und Not gelitten und hofften auf baldige Heimkehr.

Elf junge Franzosen warteten auf baldige Entlassung, auf das Ende ihrer Militärzeit.

Zwölf brave, biedere Pferde träumten von der Wiederkehr einer besseren Lebensweise, von grünen Wiesen und üppigen Hafermahlzeiten.

Da kam eine Frühzündung, und alle diese Hoffnungen waren nicht mehr.

Neun Monate nach dem letzten offiziellen Schuß starben auf dem weit und breiten Schlachtfeld achtundzwanzig brave Soldaten und zwölf starke, gehorsame Pferde.

Mein Kuckuck Peterle

Ein Kuckuck, ein lebendiger, junger Kuckuck hat mir drei Monate meiner Gefangenschaft angenehm verkürzt. Gefangene haben meist ihre Sonderheiten. Von Insassen der Bastille erzählt man sich, daß sie Spinnen zähmten. Nun, ich habe es mit einem Kuckuck versucht.

Wie mag mein armer Kuckuck Peterle sein Ende gefunden haben? Welche Katze hat ihn gefressen, welcher Sperber hat ihn geholt, oder ist er etwa dem Vogelsteller ins Netz geraten? Dem Kuckuck Peterle sei dieses Kapitel geweiht!

Im Wald von Hulluch, im gelichteten, von Granaten durchpflügten, von Gasschwaden ausgebrannten Wald von Hulluch erblickte Peterle das trübe Licht einer sonderbaren Welt. Es war im Frühjahr 1919. Dreißig Meter neben der Geburtsstätte des kleinen Vogels, einem zerzausten Dornenbusch, der zur Umfriedung einer jetzt völlig zertrümmerten Ferme gehörte, lag ein zusammengeschossener englischer Großtank. Die Kuckucksmutter hatte das Ei irgendeinem kleineren Vogelpaar in das soeben fertiggestellte Nest geschmuggelt. Dieses Nest hatte eine fabelhafte Unterlage aus Schießbaumwolle, Gewehrwerg und Menschenhaar. Alles Sachen, die es überreichlich auf dem Schlachtfeld gab. Ein richtiger Kriegsvogel, mein Peterle!

Wir fanden den Kuckuck, als er jämmerlich schreiend auf dem viel zu kleinen Nest saß, über die Ränder quellend. Seine viel kleineren Pflegeeltern hasteten sich ab, dem gefräßigen Riesenkind, an dem sie ganz und gar irre geworden waren, den großen Schnabel zu stopfen. Der Kuckuck zeigte schon ein ziemlich dichtes Gefieder, und so nahm ich ihn vom Nest, um der Qual der Eltern ein Ende zu bereiten. Doch die beiden kleinen Vögel umkreisten mich mit ängstlichem Piepsen und hörten erst auf, als der Pflegling in meiner Rocktasche verschwunden war. So hatte ich nun ein lebendiges Wesen, für das ich sorgen konnte, ein lebendes, kleines, hilfloses Etwas, das sich ängstlich an mich schmiegt und von mir völlig abhängig ist.

Zuerst haben die Kameraden geulkt und mich wegen dieses Vogels ausgelacht. Jetzt aber sind sie versöhnt, sammeln fette Regenwürmer und Raupen. Die glatten, fetten Raupen frißt Peterle mit Vorliebe. Er sitzt in einem Erdloch in der Böschung, außerhalb der Baracke, auf einer Stange, und schreit schon am frühen Morgen nach Futter. Ich gehe hinaus und reiche ihm

drei, vier dicke Regenwürmer aus der Vorratsbüchse. Nur lebendige Würmer nimmt der Vogel an.

Sobald sich die Kompanie sammelt, um auszumarschieren, verdoppelt sich das Geschrei des kleinen Kuckucks, hört erst auf, wenn ich das Tierchen nehme und auf meine Schulter setze. Später fliegt der Vogel von selbst auf meine Schulter, läßt mir keine Rast und Ruhe, will mit mir spielen und verlangt stündlich seine Atzung. Als er besser fliegen kann, setze ich ihn einfach irgendwo auf einen Baumstumpf, und er sucht sich selbst seine Nahrung, fliegt mir aber getreulich nach. Kilometerweit begleitet mich der Kuckuck Peterle über das weite Schlachtfeld. Er ist bei mir, als die große Entzündung kommt und achtundzwanzig Menschen ihr Leben verlieren. Ich habe ihn damals nicht sofort vermißt, aber abends wieder im Lager vorgefunden.

Madame, die berüchtigte Madame, hatte Peterle als Spielzeug begehrt. Es wäre unklug gewesen, der mächtigen Freundin unseres Vorgesetzten den Wunsch abzuschlagen. Doch Peterle kam wieder zurück ins Lager. Sobald er nur ein geöffnetes Fenster sah, schlüpfte er fort.

Die Chinesen des benachbarten Lagers haben mir Reis und Tabak im Tausch für Peterle geboten. Ich habe abgelehnt. Peterle fliegt nun schon frei und weit umher.

Immer längt bleibt der Vogel weg. Bald erscheint er nur noch abends, setzt sich auf den Drahtverhau und verschwindet am frühen Morgen. Dann kommt er zwei Tage lang nicht mehr. Ich sehe ihn dann noch stundenweise in der Nähe des Lagers mit Staren herumtollen. Er vernimmt mein Rufen, er kommt, aber nur bis an den Stacheldraht. Ich stehe dahinter und darf ihn nicht mehr greifen. Muß also recht bitter meine Gefangenschaft spüren. Doch bevor mein Pflegling für immer aus meinem Gesichtskreis schwindet, einige Tage vor der Unter-

zeichnung des Friedens, bringt er mir vier Tage strengen Arrest ein und vereitelt meine Flucht nach Holland.

Man hat uns immer wieder getröstet: „Ihr werdet ausgeliefert, wenn der Friedensvertrag ratifiziert ist." Nun erklärt man uns halboffiziell: „Diese Ratifikation kann zwei Tage nach der Friedensunterschrift, kann aber auch erst viele Monate nach der Unterzeichnung stattfinden." Daher beschließe ich, zusammen mit dem Lagerdolmetscher Reißing, noch einmal die Flucht zu versuchen, und diesmal nach Holland. Es soll über Lille nach Gent und von dort durch die engste Stelle Belgiens am Kanal entlang nach Holland gehen. Die Entfernung ist Nebensache. Was spielen schon diese hundertzwanzig Kilometer für eine Rolle? In fünf bis sechs Nächten werden wir es schaffen können.

Innerhalb weniger Tage haben wir das Reisegepäck beisammen. Es besteht aus Keks, Schokolade und Büchsenzeug, das wir teils durch verbotenen Tauschhandel mit den Chinesen, teils durch Diebstahl in der Franzosenküche an uns brachten. Alles wird außerhalb des Stacheldrahts unter den Trümmern des benachbarten Zechenturmes versteckt. Wer wird hier suchen?

Der Fluchttag ist festgesetzt, ist da. Bei der Rückkehr von der Arbeit, im Durcheinander, das dann herrscht, weil alles zum Essenholen eilt und auch die Posten nicht so gut aufpassen können, entfernen wir uns unauffällig und verstecken uns hinter den Zechentrümmern im Hohlraum, den Teile des eingestürzten Förderturmes bilden, ganz nahe am Schacht. Hier wollen wir warten, bis es dunkel geworden ist und die Suche nach uns begonnen hat. Dann werden die Poilus über das ganze Land zerstreut sein und uns an verschiedenen Wegepunkten auflauern. Doch wir kennen die Gegend nun so genau, daß wir quer über das Trichterfeld entkommen werden. Der frühe Morgen wird

uns im vergasten Houthoulsterwald sehen. Wer wird uns dort suchen?

Hoffnungsfroh kriechen wir in unser Versteck, da schreit draußen der Kuckuck Peterle. Er schreit und will sich gar nicht beruhigen. Das Tierchen hat mich beim Gang zum Versteck gesehen und war rasch hergekommen, mich zu begrüßen. Sah mich dann im Versteck verschwinden und nicht mehr zum Vorschein kommen, was seine Neugierde stark reizte. Daher dieser Krach.

Und da kommt just der Schnackelfranz vorbei, sieht den Vogel und erkennt ihn als den berühmten Kuckuck Peterle, tritt näher, um festzustellen, was hier los ist, findet nichts, eilt ins Lager hinüber und läßt mich ausrufen. Ich befinde mich nicht im Lager, und nun weiß der Schnackelfranz, daß ich mich drüben versteckt halte, ja wahrscheinlich einen Fluchtversuch unternehmen will. Er kommt mit zwei Poilus, die schon unterwegs ihre Seitengewehre aufpflanzen.

Reißing sieht sie kommen, denn er ist bis zur Öffnung des Loches gekrochen, um die Lage zu überblicken, ruft mir zu: „Alles in den Schacht werfen, wir sind entdeckt!“

Ich werfe alles in den tiefen Zechenschacht, die mühevoll zusammengetragenen Büchsen, die Keks, die Brote und die Tafeln Schokolade. Ich höre die Pakete nach einigen Sekunden in das Grundwasser fallen, das die Reviere überschwemmt hat.

„Schnell herauskommen!“ schreit mir Reißing zu und klettert aus dem Versteck, steht dann ganz unschuldig vor den Franzosen und behauptet, wir wollten nur mal Holz da unten herausholen, weiter nichts. Die Franzosen glauben uns nicht. Man verhört uns streng, man forscht nach, man untersucht unsere Kleidung und das Versteck. Nichts wird gefunden, gar nichts. Zum Schluß bekommen wir jeder vier Tage Arrest wegen unerlaubter Entfernung aus dem Bereich des Postens.

Ich habe Peterle nach diesem Vorgang nicht mehr gesehen. „Dein Kuckuck hat dich verraten, denn er ist ein guter französischer Kuckuck," erklärt mir der grinsende Schnackelfranz.

Mag es sein, wie es will, meinen Kuckuck Peterle hatte ich lieb, den gefräßigen, undankbaren Vogel, der mir viele Stunden meiner Gefangenschaft verkürzte und erheiterte.

Wie und wo mag mein Peterle geendet haben?

Am Weg der Schmerzen steht eine Vogelscheuche

Am Tage der Friedensunterschrift in Versailles wird uns ein neuer Tagesbefehl verlesen: „Verbrüderungen mit französischen Soldaten sind verboten und werden keinesfalls geduldet. Der Deutsche darf nie vergessen, daß er Kriegsgefangener ist und Angehöriger eines besiegten Volkes."

Es hätte dieses Hinweises nicht bedurft, denn es denkt keiner von uns an irgendwelche Verbrüderung mit den neuen Posten, die sich so ruppig wie nur möglich benehmen. Auch der neue Capitaine ist ein Grobian erster Güte, der uns schwer die Faust des Siegers in den Nacken setzt. Nur wenn Gefangene der jüngeren Jahrgänge, Leute mit dem Flaum der Jugend unter der Nase, an ihm vorbeikommen, werden seine Augen milder. Wir werden also nicht zu befürchten haben, daß uns der neue Kommandant eine zweite Madame, ein zweites Streitobjekt ins Lager bringt.

Sonst scheint er aber ein tüchtiger Herr zu sein, sehr auf das leibliche Wohl und den Gesundheitszustand seiner Gefangenen bedacht.

Er ordnet z. B. sofort an, daß sich alle Gefangenen am Sonntagmorgen mit ihrem Waschgefäß in den Lagerhof zu be-

geben haben. Die Einrichtung von Freiluftbrausen sei zu beschleunigen und jeder Gefangene habe sich einmal wöchentlich von Kopf bis Fuß zu waschen.

Anfangs Juli kommt der Befehl, sofort das Lager in Carvin zu räumen und in die Gegend bei Douvrin überzusiedeln. Schon am folgenden Morgen marschieren wir ab, tiefer in die Zerstörungszone hinein. Ein Zeltlager, das bisher englische Munition vor dem Naßwerden schützte, nimmt uns auf.

Wir liegen nun in der ehemaligen deutschen Artilleriestellung vor Guinchy und La Bassée. Links, das Trümmerdorf in der Senke, ist Hulluch, und davor die „Kronprinzenhöhe", noch weiter die Ebene um Loos und Lens und dann die Loretto-Höhe mit dem Zwillingshügel, dem Vimy-Rücken. Hier ist noch alles Urzustand, hier hat der Krieg scheinbar erst vor einigen Stunden aufgehört. In den Drahtverhaupfählen hängen noch ausgetrocknete Leichen von Schottländern.

Man läßt uns nur zwei Tage Zeit, uns in den siebenundzwanzig großen Zelten einzurichten, und dann geht es hinaus zu Wegebau und Aufräumungsarbeit. Es gilt hauptsächlich, die Straßen und Wege, die an diesen Brennpunkten der Großkämpfe ganz besonders zerstört und zerschossen sind, einigermaßen wieder befahrbar zu machen.

Ganz vorne, in der ersten Linie, dort wo die Erde wohl hundertmal wild durchwühlt wurde, zwischen Guinchy-Auchy und dem Städtchen La Bassée, an der Straße nach Béthune, neben den sieben hohen Ziegelhausen, manchem Kriegsteilnehmer wohlbekannt, stehen noch mehrere Eisenbahnwagen auf einem erhöhten Bahndamm. Die Wagen stehen dort seit 1914, ja einige sind sogar deutscher Herkunft. Natürlich sind sie wohl hundertmal durchschossen und zerfetzt, aber sie stehen tapfer

und treu, stehen mit ihrer letzten Ladung von 1914, mit Steinkohle.

Von der deutschen und von der englischen Stellung aus führen tiefe, schmale Laufgräben bis an den Bahndamm, bis an und unter diese Wagen, und auf beiden Seiten haben Soldaten die Holzböden von unten angebohrt, um an den kostbaren Brennstoff zu gelangen. Vielleicht war oft zu gleicher Zeit das deutsche und das englische Kohlenkommando unterwegs, nur durch wenige Meter Bahndamm getrennt.

Auch jene Ziegelhaufen, jene sieben Ziegelhaufen, haben im Krieg eine große Rolle gespielt. Abwechselnd waren sie in deutscher und in englischer Hand. Richtige Ruhe gab es hier erst, als die deutschen Pioniere einen langen Stollen vortrieben, bis unter den letzten Ziegelhaufen, auf Béthune zu gelegen, dicht an der Straße. Hier hatte sich nämlich, wie festgestellt war, ein englischer Regimentsstab eingenistet. Unter den Ziegelhaufen wohnen, galt als unbedingt sicher, denn keine Granate und keine Mine vermochte die gewaltigen Haufen zu zerstören. Nur die Oberfläche wurde jeweils, beim Platzen der Geschosse, etwas in Unordnung gebracht. Jeder Haufen enthielt schätzungsweise eine Million Ziegel, war etwa zehn Meter hoch, ebenso breit und lang.

In der Neujahrsnacht 1918, als der englische Stab vermutlich gerade beim Feiern war, ging die deutsche Mine hoch. Der gewaltige Ziegelhaufen hob sich einige Meter empor, senkte sich dann wieder, stand nun, etwas kleiner geworden, einige Meter tiefer in der Erde drin, auf dem Grund des gegrabenen Unterstandes. Gleichzeitig stießen überraschend die deutschen Sturmtruppen vor und eroberten die sieben Ziegelhaufen.

Im Sommer 1918 wurden die sieben Haufen endgültig von den Deutschen aufgegeben. Um den Besitz dieser strate=

gischen Brennpunkte, die knapp vier Morgen Land bedeckten, hatten schätzungsweise zweitausendfünfhundert tapfere Menschen geblutet.

Querfeldein, bei Auchy, liegt die berüchtigte Halde VIII, eine der furchtbarsten Stellungen der Westfront. Wochenlang kämpften hier die besten Regimenter Europas um den Besitz einer Schutthalde, die etwa zwanzig Meter hoch, dreihundert Meter lang und fünfzig Meter breit ist, jedoch die ganze Ebene weithin beherrscht. Nun besteigen wir gefahrlos und mühelos innerhalb weniger Sekunden diese Höhe, die gar nicht wie ein Heldenhügel, gar nicht wie einer dieser gemarterten Berge um Verdun aussieht, sondern ganz nüchtern, genau so wie eine Zechenhalde auszusehen pflegt. Nicht einmal die Gräben, Horchlöcher, Sappen und Granattrichter sind geblieben, weil das lose Steingeröll längst wieder nachrutschte und alles ausfüllte.

Man müßte alle diese Truppen, die hier litten, kämpften und bluteten, alle diese Tapferen, die hier starben, man müßte sie alle hierher führen, auf diese Halde VIII, Rheinländer, Irländer, Bayern, Sachsen, Gardeschützen aus der Mark, Leute aus Ulster und Wales, man müßte sie alle noch einmal hierher bitten und ihnen das Schlachtfeld zeigen, diese Halde VIII.

„Seht, dieser Dreckhaufen mitten in der Ebene war euer Kampfziel, durch Wochen und Monate." Innerhalb von zehn Minuten hat man ihn bequem umwandert. Er ist nichts, ein schwärzlicher Steinhaufen ohne Wert, und doch haben viele junge Menschen ihr Leben um seinen Besitz ausgehaucht. So groß war die Pflichterfüllung auf beiden Seiten, daß man nicht zögerte, sich um eine Schutthalde zerfetzen zu lassen, weil es das Vaterland durch den Willen der Heeresleitung so befahl. Ein Heldenlied, die Halde VIII.

Im mitreißenden Vorwärtsstürmen eines vorangetragenen

Angriffs siegesfroher Bataillone ist der Opfertod fürs Vaterland zweifellos leichter als hier, im halbverschütteten Schützenloch in den Flanken der Halde VIII. Wahre Helden haben hier gelitten und geblutet, hier auf dem trostlosen Schutthaufen. Sie sind gestorben und verblutet, und kein Schlachtengemälde, kein Heldengesang feiert sie.

Ein anderer Brennpunkt der Kämpfe um Auchy und La Bassée war der Kanal gleichen Namens. Von La Bassée finden wir jetzt nur noch wüste Trümmer, von einem steilen Betonklotz, einem alten Beobachtungsturm, überragt. Die Deutschen hatten diesen wichtigen Ausguck in einem Haus untergebracht. Nach und nach fielen die Mauern unter den englischen Granaten. Nur der Betonklotz stand eisern, den englischen Artilleristen ein weithin sichtbares Ziel bietend.

Keine fünfhundert Schritte von diesem Betonturm gingen die Kampflinien am Kanal von La Bassée entlang, schnitten diese Wasserader. Dort, wo die beiden Fronten den Kanal überquerten, lagen schmale Stege, fünfzig Meter voneinander entfernt, der deutsche und der englische Steg. Mit Sandsäcken und Faschinen hatte man eine notdürftige Sichtdeckung geschaffen, aber hüben und drüben lagen die Scharfschützen den ganzen Tag auf der Lauer. Bis in die Mitte des Stegs ließ man die Unvorsichtigen kommen, und dann: Kopfschuß! Weg! Die Getroffenen fielen klatschend in den Kanal.

Im grünlichen und von Pflanzen durchsetzten Wasser des Kanals modern zusammengeschossene, gesunkene Lastkähne. Es ist hier eine trostlose, flache, häßliche Industriegegend. Weithin sichtbar steht noch irgendwo, zwischen Hulluch und Loos, ein tausendfach durchlöcherter, von Geschossen zersiebter Gasbehälter. Sonst ist alles dem Erdboden gleichgemacht. Die Materialschlacht hat hier rücksichtslos getobt und ganze Arbeit geleistet.

Dies ist die Gegend, in der wir nun wirken und arbeiten sollen. Die ehemalige Front ist in Zonen eingeteilt. Dort, wo das Gelände ganz furchtbar zerstört ist, dort beginnt die rote Zone. Dieser Geländestrich soll liegen bleiben als Andenken an den schrecklichsten aller Kriege, ein Dorado für die tüchtige Fremdenindustrie, eine unerschöpfliche Fundgrube für den Souvenir-Jäger.

Die nächste Zone, dort, wo man noch zwischen den einzelnen Granattrichtern hin und wieder unbeschossenes Land trifft, ist an einen belgischen Unternehmer vergeben. Auf Konto der deutschen Reparationszahlungen hat er unzählige Arbeiter kommen lassen, die nun mit Schaufeln und Spaten das Gelände einebnen müssen. Hinterher fährt dann ein Motorpflug. Selbstverständlich alles erst, nachdem die deutschen Gefangenen das Gelände von Blindgängern und Munition befreit haben. Das Wegschaffen der zahlreichen, noch immer umherliegenden Leichen bleibt Sache der englischen Strafkompanie, die in Hulluch untergebracht ist.

Dort sieht man uralte, weißhaarige Männer mit kummervollen Gesichtern, wegen schwerer Insuburdination in den Kolonien verurteilt, wahrscheinlich vor Jahrzehnten schon. Täglich, unter Aufsicht jüngerer Tommies und strenger Offiziere, gehen sie mit Chlorkalk in Säcken über das Schlachtfeld. Wo sie eine Leiche finden, halten sie, bestreuen den grausigen Fund mit Chlorkalk, legen ihn dann in einen Sack und bringen ihn zum Friedhof von Hulluch, wo die Toten nach Möglichkeit ihr Kreuz mit ihrem Namen bekommen. Wenn keine Feststellung mehr möglich ist, wandern die Funde in die Massengräber der Unbekannten.

Es kommt ja vor, daß die Strafgefangenen einfach eine Leiche übersehen, so wie wir auch gern mal einen Blindgänger liegen lassen, wenn die Bewachung gerade nicht in der Nähe ist.

So kam es, daß die wallonischen Arbeiter, die in jener Gegend einebneten, gegen zwanzig Franken Tagelohn, einen gefallenen Deutschen fanden, der noch seine Pickelhaube und sein Gewehr bei sich hatte. Es handelte sich um einen Gefallenen aus den Kämpfen von 1915. Die Leiche lag in einem Granatloch und war ganz ausgetrocknet. Alle Habseligkeiten hatte der Soldat noch bei sich, teils in den Taschen, teils im Brotbeutel.

Diese Leiche richteten sie nun auf, die Wallonen, diese rohen, stets höhnenden Gesellen. Einen langen, korkenzieher-ähnlichen Drahtverhaueisenpfahl steckten sie längs durch den Toten, bis zum Hals. Dann stützten sie das Ganze mit Pfählen, gaben dem Gefallenen die bei ihm gefundene Pfeife zwischen die grinsenden Zähne, das Gewehr in die Knochenhände, stülpten die Pickelhaube auf den kahlen Schädel und freuten sich über die gelungene Vogelscheuche. Keiner dieser Arbeiter hatte während des Krieges die Front gesehen, denn kein echter Frontsoldat wäre solcher Gemeinheit fähig gewesen.

Am Weg der Schmerzen, an der Straße zur Front, am gefürchteten Weg, den er vielleicht oft ging, das Todesgrauen in der Seele, am Wege, den viele Tausende gingen, zur Front, zur Pflicht, stand nun der gefallene Krieger als lächerliche Vogelscheuche, als dummer Spuk. So stand er noch, als unsere Kompanie vorbeikam, um nach Guinchy zu gehen, auf Granaten-suche.

Die Wallonen, etwa fünfzig Mann, arbeiten in der Nähe, höhnen, werfen mit Steinen nach der Vogelscheuche und be-schimpfen uns gräßlich. Wir können zuerst nicht erkennen, um was es sich handelt, was dort auf einem Pfahl steckt. Erst als wir nahe dabei sind, sehen wir die Schmach und nun erfaßt uns alle ein einziger fester Entschluß: Bis hierher und nicht weiter!

Wir haben uns vieles gefallen lassen müssen, aber einmal hört es auf.

Jetzt hört es auf! Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen! Schluß jetzt, Schluß!

Feiglingen und Rohlingen muß man mutig gegenübertreten! Sind das etwa keine Feiglinge, diese Burschen, die sich an der Leiche eines deutschen Soldaten vergriffen haben und sich jetzt zur Flucht anschicken? Seht, jetzt fliehen sie schon, da unser Wutgebrüll ertönt und wir uns auf sie stürzen wollen. Nur mit Mühe halten uns die Posten zurück, wollen uns weitertreiben. Wir bleiben stehen, wir umringen die Vogelscheuche. Den Schnackelfranz, der uns die Kriegsartikel vorhält und wegen Gehorsamsverweigerung mit schweren Strafen droht, schnauzen wir so mächtig an, daß er entsetzt zurückweicht und das Wort einem älteren Sergeanten der Bewachung überläßt. Der tritt vor und fragt, was wir zu tun gedenken; natürlich müsse auch er nach seiner Vorschrift handeln, aber von der Waffe Gebrauch zu machen, sei nicht in seinem Sinn.

Reißing erklärt ihm: „Wir sind entschlossen, hier zu bleiben, hier zu lagern, hier zu verweilen, bis ein Offizier aus Arras, ein Abgesandter des Generals Micheler, hier war, um sich von der Schmach, die man einem Gefallenen zufügte, selbst zu überzeugen. Wenn man in Deutschland, z. B. am Rande der Wahner Heide, einen gefallenen Poilu als Vogelscheuche aufstellte, würden Sie dann anders handeln, als wir es hier tun?!"

„Nein, ich würde genau so handeln, genau so wüten und streiken!" erklärt der Sergeant. Wir haben den Franzosen an seinem empfindlichsten Punkt gefaßt, beim Ehrgefühl, beim Zusammengehörigkeitsgefühl, das fast alle aktiven Soldaten der französischen Armee besitzen. Wir haben uns durchgesetzt.

Langsam beruhigen wir uns. Lagern im Kreis um die aufgespießte Leiche. Die Wallonen sind weg und verschwunden. Ihr Werkzeug haben sie liegengelassen. Wir vernichten es, wir

stampfen es vor Wut in die Erde. Die Posten lassen uns gewähren.

Der Capitaine erscheint, versucht gleichfalls zu schnauzen. Wir erklären ihm ruhig und entschlossen durch den Mund des Dolmetschers Reißzing, nur weiter arbeiten zu wollen, wenn die Schmach am toten Deutschen gesühnt sein wird, eher nicht.

Am frühen Nachmittag rollt ein Zweispänner daher. Ihm entsteigt der Adjutant des Generals. Wir berichten über den Vorfall. Er heißt uns vorläufig zur Arbeit gehen und verspricht uns eine glänzende Revanche. „Leute," sagte er, „der General ließ sich einen genauen telephonischen Bericht durchgeben und hat bereits veranlaßt, daß gegen den Unternehmer, der Schindluder mit den Leichen treibt, Antrag auf Entziehung der Arbeit gestellt wird. Was man hier mit einer deutschen Leiche tat, kann morgen mit einer französischen Leiche geschehen. Unzuverlässige Leute gehören nicht in das Zerstörungsgebiet."

Wir machen dem Adjutanten klar, daß hier eine Verhöhnung der deutschen Gefallenen gewagt worden ist, wie sie ein echter Soldat niemals dulden kann. Auf Befehl des Offiziers bleiben zwei Poilus als Posten vor Gewehr und zwei Deutsche als Ehrenwache neben der geschändeten deutschen Leiche stehen, während wir in das Lager zurückmarschieren. Alle zwei Stunden werden Posten und Ehrenwache abgelöst.

Am folgenden Morgen rasselt eine Lafette heran. Die Pferde sind mit Schaum bedeckt. Dahinter reiten zwei französische Offiziere.

„Der Herr General schickt eine Lafette und hat angeordnet, daß der geschmähte deutsche Gefallene mit allen militärischen Ehren begraben wird," erklärt man uns in einem öffentlich verlesenen Kompaniebefehl.

Geschlossen, in guter Ordnung, begleitet von allen Posten, begeben wir uns zur Vogelscheuche. Stellen uns im Viereck auf.

Die Leiche wird abgenommen, auf Erkennungszeichen untersucht. Den Brustbeutel mit Inhalt nehmen wir an uns. Dann schnarrt ein Kommando.

Die Poilus präsentieren.

Wir stehen still.

Vier Mann tragen den toten Kameraden auf die Lafette. Die französischen Offiziere senken die Degenspitze, und nun setzt sich der Trauerzug in Marsch nach Hulluch, über das weite Schlachtfeld, den Weg der Schmerzen entlang.

Ein Einzelgrab nimmt die Leiche auf. Noch einmal klappen die Griffe der französischen Posten, dann marschieren wir einzeln am offenen Grab vorbei und werfen eine Handvoll Erde auf die in eine alte Decke gehüllte Leiche.

Die Lafette rasselt fort, über die schlechte Straße, nach Arras zurück.

Wir gehen stumm an unsere Arbeit.

Reißing, der alle Gegenstände des gefallenen Deutschen an sich nahm, schickte die Erkennungsmarke mit der Nummer, den Brustbeutelinhalt, bestehend aus geweihten Medaillen, einem Brief, einem Rosenkranz und etwas Hartgeld, an die Vermißtenzentrale nach Frankfurt, von wo aus die Sachen der Mutter des Toten übermittelt wurden.

Kurz darauf erhielt Reißing folgenden Brief: Frau Witwe Riemann an den Kriegsgefangenen Reißing.

Sehr geehrter Herr Reißing!

In tiefer Trauer und Wehmut möchte ich Ihnen vor allem meinen herzlichsten Dank aussprechen für die wenigen, für mich aber wertvollen und ewigen Andenken meines lieben, letzten Sohnes, und ganz besonders danke ich Ihnen noch für die innige Anteilnahme an meinem bitteren und herben Schmerz,

die Sie mir in Ihrem Brief entgegenbrachten. Wenn auch diese Sendung den alten Seelenschmerz erneuerte, so muß ich Ihnen doch mit tränenvollen Augen mitteilen, daß es mir ein großer Trost und eine volle Beruhigung ist, zu wissen, wie mein hoffnungsvolles Kind sein junges Leben aufgeopfert hat, und daß er jetzt, nach vier Jahren, durch Kameraden auf dem Ehrenfriedhof von Hulluch seine Ruhestätte fand. Nur Ihnen, Herr Reißing, haben wir dies zu verdanken. Ihr Name soll mir und meiner Familie unvergeßlich bleiben. Sie sind ein charaktervoller, religiös- und edelgesinnter Mann, der noch deutsch-kameradschaftliche Nächstenliebe besitzt und den Schmerz einer schwergeprüften Mutter versteht. Wie manch anderer hätte gar kein Gewicht gelegt auf solche kleinen Sachen, die mich vollständig überzeugt haben, daß dieselben das Eigentum meines verstorbenen Sohnes sind. Er trug noch eine Brieftasche, ein Zigarettenetui und einen Geldbeutel, alles aus Leder, bei sich, als Andenken an seine verstorbene Schwester. Diese Sachen sind natürlich vermodert. Seine Uhr hat er uns zurückgelassen, als er ins Feld rückte.

Ich bin schon längere Jahre Witwe und meine beiden, nun gefallenen Söhne bewirtschafteten vor dem Kriege meinen Acker. Mein ältester Sohn Ernst kam am 6. Mobilmachungstag zum Truppenteil und fiel in den Vogesen. Mein jüngster Sohn Otto wurde im Dezember 1914 in Ingolstadt ausgebildet und kam im Februar 1915 in die Gegend von Verdun, wo er verwundet wurde. Am 1. Juli 1915 rückte er wieder aus. Herb und schwer war jedesmal der Abschied. Wir hofften aber alle auf ein frohes, gesundes Wiedersehen. Einige Tage nach dem Ausrücken lasen wir auf einer Feldpostkarte die inhaltsschweren Worte: „Leb wohl, liebe Mutter. Dank für Deine Güte. Gräm Dich nicht zu sehr. In der andern Welt sehen wir uns wieder.“ Drei Tage später kam die Trauerbotschaft vom Truppenteil:

„Ihr Sohn ist seit dem Sturmangriff vom 16. Juli bei La Bassée vermißt, vermutlich auf dem Felde der Ehre gefallen." — Lieber Herr Reißing, sagen Sie mir die Wahrheit. Sie haben ihn ja gefunden, meinen guten Jungen. Ich kann alles hören und ertragen, ich bin stark genug, sagen Sie mir es doch. Hat er nach Ihrer Meinung viel gelitten? Ich flehe Sie an, sagen Sie mir alles, was Sie sahen und wie Sie ihn fanden?!

Mir hat der Krieg eine dreifache Wunde geschlagen. Zuerst fiel mein ältester Sohn, ein schöner, braver, tapferer Mensch. Dann meldete sich meine einzige Tochter zum Dienst beim Roten Kreuz, begleitete mehrere Lazarettzüge von der Heimat zur Front und zurück, erkrankte dabei an Rippenfell- und Lungenentzündung und starb im Mai 1915 in der Erfüllung ihrer Pflicht, als Opfer ihres Berufes. Wenige Wochen später erhielt ich die herzzerreißende Nachricht vom Tode meines Jüngsten, der mein Liebstes war. In einem Jahre hat mir der Krieg drei tiefe, unheilbare Wunden geschlagen, meine ganze Familie vernichtet und mich als einsame, alte Frau zurückgelassen. Zum Schluß danke ich Ihnen nochmals herzlichst für Ihre Bemühungen. Schreiben Sie mir doch bitte noch mehr von meinem Sohn Otto, dessen Grab Sie selbst schaufelten.

Ich begrüße Sie in tiefer Trauer

Ihre Frau Witwe Jakobine Riemann.

Reißing schrieb zurück, daß Riemann mit militärischen Ehren begraben worden ist, so wie es einem gefallenen Helden zusteht. Daß man aber noch vorher mit der Leiche des vielgeliebten Sohnes gräßlichen Unfug getrieben hatte, das erfuhr die alte, arme Mutter niemals.

Baracken werden verschoben

Der Sommer ist kurz, ohne große Hitze. Der September ist wundervoll und mild mit herrlicher Sonne. Wir sind alle braun gebrannt, verwittert, rauh und dabei gesund. Die Verpflegung bessert sich. Es gibt jetzt reichlich Nahrung, aber ihre Qualität könnte dafür etwas besser sein: Die alten Kriegsproviantläger müssen doch endlich geräumt werden.

Jene furchtbaren brasilianischen Bohnen, die jeder Poilu gehaßt hat wie die Pest oder wie wir Frontsoldaten unser Dörrgemüse, auch „Drahtverhau" genannt, bekommen wir jetzt schon seit Wochen. Diese Bohnen müssen mindestens zwölf Stunden lang gekocht werden, will man sie weich essen. Dann schwimmt oben auf der Suppe eine dicke Schicht toter Käfer. Jede Bohne ist ein Häuschen für solch einen winzigen Käfer.

Die Küchenbullen schöpfen die toten Käfer ab, schöpfen und schöpfen, aber die Tierchen werden nie alle. Nachher bekommt jeder von uns so Stücker hundert Käfer noch ins Kochgeschirr. Was tut es! Wir haben schon andern Unrat vertilgt.

Zeitweise ist auch das Brot sehr schlecht, klebrig, feucht und ungenießbar. Aus diesem „Karo" kneten wir faustgroße Klumpen, denen wir Gesicht und Gestalt von Clemenceau oder Poincaré geben. Dann spießen wir diese Köpfe auf den Drahtverhau und bewerfen sie wütend mit Steinen. Bis der Capitaine hinzukommt und vier Tage Strafarbeit bei völliger Brotentziehung über uns verhängt.

Die Zivilisten kehren nun schon allmählich in die Gegend zurück, hausen vorläufig in alten deutschen Stollen und Unterständen. Was kann diese trostlose Gegend den Leuten noch bieten? Aber sie kehren zurück, sie bleiben hier — es ist ihre Heimat!

Wir brauchen nun keine Granaten mehr zu suchen, werden

zu Arbeitsleistungen auf die einzelnen Frontdörfer und zu den einzelnen Zivilisten geschickt. Früh morgens geht's heraus und abends sieben Uhr muß alles wieder im Lager sein.

Die Zivilisten wollen zuerst ruppig werden, doch ihre Gesinnung ändert sich bald, weil wir passiven Widerstand leisten, sobald man uns nicht anständig behandelt. Nach wenigen Tagen schon herrscht ein erträgliches Verhältnis zwischen uns und der heimgekehrten Bevölkerung. Es gibt aber auch Fanatiker, die nicht aufhören können, uns zu beschimpfen. So zum Beispiel ein alter Mann, der zittrig und schon als halber Leichnam vor seinem Unterstand sitzt, auf der Stelle seines zerschossenen Häuschens. Er hat viel Geld bekommen vom Staat und wird noch mehr Geld bekommen, weil der Boche alles bezahlen muß, wie Finanzminister Klotz sagt, aber er quält sich täglich aus seinem Unterstand heraus, wenn in der Ferne die Abteilungen der Kriegsgefangenen erscheinen, stellt sich vor uns hin und macht die Gebärde des Halsabschneidens. Tut dies täglich und murmelt dabei ganz eifrig: „Sale boche!" Murmelt und sägt mit der Handfläche über seine Gurgel, bis der letzte Deutsche vorbeimarschiert ist. Klettert dann umständlich und vor Aufregung hustend in den Unterstand zurück.

Das ganze Leben dieses Alten ist ausgefüllt mit Drohen und Schimpfen. Wir gönnen dem gehirnlosen Fanatiker gern diesen harmlosen Spaß.

Mit den Chinesen, die uns im Frühjahr ihren angebrannten Reis gaben, damit wir unseren tierischen Hunger stillen konnten, haben wir Freundschaft geschlossen.

Auch sie, die gelben Asiaten, haben nichts zu lachen in dieser trostlosen Ecke Europas. Rings um das Chinesenlager gibt es nämlich nichts, was mehr als fünfzig Zentimeter über den tausendfach durchwühlten und durchschossenen Boden ragt, keinen Pfahl, keine Mauer, keinen Stamm, keinen Busch, nichts.

So hat das langanhaltende Trommelfeuer alles glattgewalzt. Rechts vom Chinesenlager erhebt sich kahl und trostlos die gemarterte Höhe 136 und links davon das Trümmerdorf Loosen-Gohelle mit seinen zerstörten Zechentürmen.

Den Chinesen hat man goldene Berge versprochen bei der Anwerbung als Freiwillige für den europäischen Krieg. Man schickte sie in die Schützengräben, doch als Frontsoldaten haben sie völlig versagt. So ein europäischer Krieg, wissenschaftlich und mit maschinenmäßiger Genauigkeit geführt, ist nicht so leicht zu ertragen wie die chinesischen Bandenkämpfe, die seit der Abdankung des Himmelssohnes in Peking ständig wüten, bei denen es aber zuerst auf großen Radau und dann auf gute Beutezüge ankommt. Na ja, es konnte ja kein Chinamann voraussehen, was man mit ihm vorhatte und was dort, im fernen, sagenhaften Land der weißen, europäischen Teufel, eigentlich los war. Er würde täglich seinen Reis haben, zweimal sogar und manchmal mit Fleisch gekocht, hatte man ihm erklärt. Er würde seine Zwiebeln haben, seinen Tabak und obendrein noch Geld. Was will ein Chinamann noch mehr?

Wenn die Chinesen nicht kämpfen konnten, so war die Anwesenheit ihrer Massen doch sehr wertvoll, denn viele Europäer, Engländer und Franzosen, konnten nunmehr von der Arbeit hinter der Front befreit und als Kampftruppen gegen die Deutschen geschickt werden. Daher war man den Chinesen nicht besonders dankbar für ihr Erscheinen, denn mancher Drückeberger, der drei Jahre die Stellung halten konnte, sah sich plötzlich abgelöst und auf dem Marsch in das Brodeln, das er bisher nur als harmloses Feuerwerk aus der schußsicheren Entfernung von mindestens fünfundzwanzig Kilometern bewundert hatte. Damals begann der Haß aller alliierten Soldaten gegen die Gelben.

Nach dem Waffenstillstand wurden die Kulis fast wie Ge-

fangene behandelt, kamen an die verlassene Front, wo sie Aufräumungsarbeit zu leisten hatten. Zuerst haben auch die Chinesen geschimpft und gedroht, wenn sich ein deutscher Gefangener blicken ließ. Es tat ihnen doch so gut, einmal ungestraft die weißen Teufel beleidigen zu dürfen, und dazu noch in deren eigenem Land. Bald aber erkannten sie in uns Leidensgenossen, denn auch sie wurden schändlich ausgebeutet.

Gewiß, man zahlt ihnen den vorher vereinbarten Sold, jedoch kommen für Essen und Unterkunft solche Beträge in Abzug, daß den armen Kerlen nichts mehr übrigbleibt. Schwach, mit nach vorne eingeknickten Knien, schlapp und kränklich laufen die Gelben herum und müssen ständig mit gezückter Schießwaffe zum Gehorsam gezwungen werden. Einige Chinesen, Anführer oder Vorgesetzte, die wahrscheinlich ein höheres Werbegeld beziehen, dürfen Waffen und Gummiknüppel tragen. Sie sind gehässig, frech und roh.

Zwischen uns und den Chinesen entwickelt sich mit der Zeit ein reger Tauschhandel. Besonders im Zähmen und Abrichten von Vögeln sind sie Meister, schleppen die selbstgebastelten Käfige mit ihren Lieblingen ständig mit sich herum, auch wenn sie zur Arbeit müssen.

Das Abschlagen der Granatringe haben sie von uns gelernt, aber auch das Verwerten der Messinghülsen von Feldgeschossen als Blumenvasen. Wir übergeben ihnen unsere gefundenen und bearbeiteten Hülsen und sie gehen damit in das unzerstörte Gebiet, machen alles zu Geld, betrügen uns natürlich ganz elend, liefern aber doch einen Teil der eingeheimsten Franken an uns ab.

Von uns lernen sie auch, wie man rasch und vorteilhaft seinen Kaffee auf einer deutschen Stielhandgranate kocht, indem man, nach Abnehmen des Stiels und der Zwischenlagen, den Sicherheitssprengstoff etwas locker kratzt und dann mit einem

Streichholz entzündet. Zuerst brennt er ganz langsam, wie Hartspiritus, fängt aber bald an zu sprühen, nach Erhitzung des Metallmantels. Oft muß man noch rasch die Handgranate wegschmeißen, weil sie zu ungestüm brennt und gefährlich zischt. Anscheinend halten die Chinesen jene zahlreich herumliegenden Handgranaten nur für Kochmittel, für seltsame kleine Herde. Die weißen Teufel haben doch so unverständliche Angewohnheiten.

Eines Tages sieht Reißing zwei Chinesen, die eine Kiste mit geladenen Stielhandgranaten aus einem alten deutschen Unterstand schleppen. Die gelben Asiaten öffnen den Behälter, nehmen jeder eine Handgranate heraus, schrauben die Verschlüsse ab, ziehen am Knopf. Der Deutsche schreit sie an, brüllt und macht die Gebärde des Wegwerfens. Wir horchen auf und schauen hin. Sehen die beiden grinsenden Chinesen, jeder eine abgezogene Handgranate am Ohr. Sie freuen sich wie kleine Kinder, weil es im metallenen Bauch der runden Handgranaten so schön zischt und rumort, wobei ein kleines Qualmwölkchen aus der Stielöffnung entweicht. Dies ist den Chinamännern alles so neu und so lustig. Sie rufen und schreien vergnügt ihre Kameraden herbei, halten dann wieder lauschend die Handgranaten ans Ohr, so wie ein Kind des Vaters Uhr voll Entzücken belauscht. Auf uns, die verzweifelt rufen und winken, hören die Chinesen nicht.

Und da sind die fünfeinhalb Sekunden Brenndauer der Handgranatenzünder abgelaufen.

Ein roher, dunkelroter, gemeiner Blitz, und dann noch einer. Wum — Wumm!

Zwei bläuliche Qualmwolken, die im Wind dahinziehen. Einige Erdspritzer. Sonst nichts.

Wir treten näher, vorsichtig, sichernd, wegen der Kiste, die noch im Graben steht, gespickt mit geladenen Handgranaten.

finden beide Chinesen noch zuckend, aber gräßlich zugerichtet, buchstäblich enthauptet.

Und da kommen auch die andern, die Chinesen, die Kameraden und Landsleute der Verunglückten. Sie sehen die Zuckenden und merken, was geschehen ist. Umstehen die Leichen und — lachen, lachen furchtbar, gräßlich, lachen wie Teufel, lachen mit allen ihren schwarzen Opiumzähnen.

Sie lachen und halten sich die Bäuche, biegen sich vor Vergnügen hin und her. Einer springt in den Graben, über die Leichen hinweg, stampft durch die langsam gerinnenden Blutlachen am Boden, schnappt sich eine Handgranate aus der Kiste, macht die Gebärde des Abziehens. Tut das mit viel Grimassen und tragischen Gesten, die ungeheure Heiterkeit hervorrufen. Hält sich dann die Handgranate ans Ohr, lauscht und tanzt vor Entzücken, schreit und winkt seine Freunde herbei. Bläst seine Backe auf, schlägt sich mit der Handgranate drauf, daß die Luft knallend entweicht, läßt sich dann mit geschlossenen Schlitzaugen wie ein Klotz in den Graben fallen. Und ringsum brüllen die Chinesen vor Vergnügen über diese gelungene Pantomime.

Dann entkleiden sie rasch die beiden Toten, untersuchen gewissenhaft ihre Taschen, verteilen alle Habseligkeiten, auch die Kleider unter sich. Stecken die nackten, zerfetzten Leichen in Säcke, schleifen sie mit in ihr Lager.

Seltsames, rätselhaftes Asien!

Einige Tage später erleiden die Chinesen wieder starke Verluste:

Diesmal durch eine Zweizentnermine. Sie hatten das Ding in ihr Lager geschleppt und waren emsig damit beschäftigt, es zu entleeren und zu entladen. Ein Metzger, der wieder nach La Bassée zurückgekehrt war, hatte den Chinesen bereits einige

Hülsen abgekauft und für solch eine schwere deutsche Mine, als Zierde seines Ladeneinganges, zwanzig Franken versprochen. Nur müßte sie entladen sein.

Gerade waren die Chinesen bei dieser gefährlichen Beschäftigung, da entzündete sich die Ladung und die Zweizentnermine platzte. Riß zwanzig Menschen in kleine Fetzen, verwundete etwa dreißig weitere Chinesen und jagte die andern in Furcht und Schrecken.

Das sind unsere Freunde, die Schicksalsgenossen, Kulis wie wir, die Chinesen.

Die Engländer haben eine Reihe Baracken gestiftet, ehemalige Lazarettbaracken, die wir nun aufschlagen müssen, für Schulen und Verwaltungsgebäude der wiedererwachenden Gemeinden. Auf diese Weise gelingt es uns auch, eine neue Schulfibel zu erwischen, ein Lesebuch, das seit Ostern 1919 in den Volksschulen gebraucht wird.

Darin heißt es zum Beispiel: „Im Jahre 1914 hat Deutschland die französische Nation hinterlistig angegriffen. Das deutsche Volk ist ein Räubervolk (race de proie) und hat durch seine Missetaten ewigen Haß und ewige Verachtung verdient." Dann folgt die Aufzählung großer französischer Siege und ebenso vieler deutscher Niederlagen.

Mit solchen Schulbüchern wird man nie den europäischen Frieden gründen können. Arme Jugend, die im Haß erzogen wird!

Inzwischen sind umfangreiche Sendungen deutscher Baracken angekommen, auf Konto der Sachlieferungen. Bei Béthune hat man ein großes Depot errichtet, das ein französischer Leutnant verwaltet. Unterstützt wird dieser Leutnant von einigen Gefangenen, da er sich in den deutschen Bezeichnungen auf den Barackenwänden nicht auskennt. Die einzelnen zer-

störten Gemeinden empfangen nur Anweisungen auf soundsoviele deutsche Baracken, abzuholen in Béthune. Die Gemeindevorsteher kommen mit den Anweisungen in die Gefangenenläger. Bons werden ausgeschrieben, und die Abteilungen fahren los. Es gehen jedesmal alle verfügbaren Fahrzeuge mit heraus.

Die uns begleitenden Poilus wissen nicht, wohin es geht, sind nur da zum Aufpassen, daß keiner wegläuft, zu weiter nichts. So fahren wir die alten Wege, die zur ehemaligen Front führen. Die Granattrichter werden immer dichter. Nun gelangen wir an die ehemalige deutsche erste Linie. Hier hat die Zerstörungswut furchtbar gehaust. Die Stellung sieht aus, als habe man sie soeben verlassen. Dann das enge, zerrissene Niemandsland. Dahinter die englischen Linien, und nun das Sonderbare: Die ersten paar hundert Meter hinter der vordersten englischen Linie sind ja unerhört zerschossen und niedergetrommelt, aber schon nach etwa tausend Metern hört die Zone der absoluten Zerstörung auf; keine dreitausend Meter weiter, also nicht einmal eine Wegstunde hinter der vordersten Linie, findet man schon wieder ganze Häuser, ja sogar solche mit Fensterscheiben.

Um ganze Häuser mit Fensterscheiben hinter unserer Front zu finden, muß man mindestens schon fünfzehn Kilometer laufen.

Wer hat also Frankreich zerstört?

„Die deutschen Hunnen," heißt es im Diktat von Versailles.

Als jüngst die Zivilisten wieder zurückkamen, sahen wir einen Franzosen in der Nähe der Ziegelhausen von Guinchy. Es war der zurückgekehrte Metzgermeister von La Bassée. Er sah uns kommen und höhnte: „Nun, ihr Schweine, nun müßt ihr alles restlos aufbauen, was ihr vernichtet und zusammengeschossen habt. Früher kommt ihr nicht frei. Gerechtigkeit muß sein!"

Da wir gerade an jener Stelle zu tun hatten, kamen wir mit dem Franzosen ins Gespräch.

„Verzeihen Sie, Monsieur, Sie sagten doch soeben etwas von unseren großen Zerstörungen. Wo sind die nun eigentlich?"

Und er, nunmehr in Wut geratend:

„Ihr Ochsen, hier, von Guinchy bis Lisse. In der ganzen Gegend habt ihr keinen Stein auf dem andern gelassen."

Wir ließen uns zeigen, wo und wieso, und der Zivilist wies mit ausgestrecktem Arm von unserer ehemaligen Stellung nach hinten zu. Nun fingen wir an zu lachen und sagten:

„Glauben Sie denn, Monsieur, daß wir unser eigenes Hinterland zerschossen haben. Was Sie hier zerstört sehen, geschah durch englische und französische Granaten. Blicken Sie dagegen hinter die englische Linie, dort gingen nämlich die deutschen Granaten nieder. Sie brauchen nicht weit zu gehen, um grüne Flächen und unversehrte Häuser zu treffen. So wenig hat die deutsche Artillerie geschossen, weil Deutschland bekanntlich keinen amerikanischen Munitionslieferanten im Rücken hatte, also mit Granaten sparen mußte. Es ist ja einwandfrei festgestellt, daß auf einen deutschen Schuß zwanzig feindliche Schüsse kamen."

Der Zivilist schwieg und ging.

An diese Geschichte muß ich nun wieder denken beim Gang über die Linien. Wie oft haben wir schon diesen Augenblick des freien, ungestörten Spazierengehens über die Linien hinweg herbeigesehnt, früher, als Frontsoldaten! Jetzt ist der Augenblick da und erregt uns nicht mehr.

Im Barackenlager Béthune empfängt uns zwar der französische Leutnant, verweist uns aber sofort an seine Gefangenen und geht hinüber zum Estaminet auf der andern Straßenseite, denn dort steht ein hübsches Mädel hinter der Theke.

Schnell werden wir eins mit den Gefangenen vom Depot.

Statt drei Baracken empfangen wir die Teile von vier Baracken, laden sie auf. Die Poilus werden rasch eingeweiht und am Geschäft beteiligt.

Zwei Tage später hat die Gemeinde Douvrin drei Baracken stehen für Schule, Kirche und Gemeindehaus. Aber zum größten Staunen der ganzen Gegend erhält auch der Wirt eine hübsche, geräumige Baracke aufgestellt. Und die Gefangenen haben fünfhundert Franken, die Posten haben jeder fünf Franken und zwei Pakete Tabak erhalten.

Es kommen noch viele Zivilisten, die zahlungsfähig sind und solch eine Baracke haben möchten. So etwas spricht sich rund. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Boches Baracken verkaufen und aufstellen, Stück für Stück für fünfhundert Franken. Natürlich dürfen die Kameraden des Depots in Béthune nicht leer ausgehen. Leben und leben lassen!

Die Regenzeit hat nun eingesetzt. Man bereitet sich langsam auf den Winter vor in dieser öden Gegend, auf einen recht nassen Winter. Die Zahl der zurückgekehrten Einwohner hat sich inzwischen stark vermehrt und auch ein braver Kolonialwarenhändler aus Douvrin möchte seinen Laden wieder aufmachen, natürlich in einer von uns gelieferten Baracke. Läßt uns dies wissen. Wir bauen ihm die geklaute Baracke hin, arbeiten während unserer Mittagspause und ernten das hohe Lob des nunmehrigen Besitzers. Doch von Geld will der nichts wissen und wird sogar noch grob.

„Ihr Schweine wollt Geld haben?! Ich zeige die ganze Bande an wegen Unterschlagung. Diese Baracke wurde laut Friedensvertrag geliefert und gehört dem französischen Staat. Wie kann sich jemand erdreisten, hierfür Geld zu verlangen? Wie kommen Boches dazu, für Eigentum der Republik Geld zu fordern?“

Hohnlachend schreitet der Zivilist an uns vorbei, besteigt

den Kraftwagen, der ihn nach Lille fährt, wo er Zucker und Kaffee und andere Lebensmittel abholen will, um das Geschäft in der neuen Baracke recht gut zu füllen. Am folgenden Morgen trifft auch der gute Mann wieder ein, begleitet von einem Lastwagen mit Anhänger, beladen mit Kolonialwaren. Will abladen und sucht seinen Laden, aber die Baracke ist verschwunden. Wir haben sie einfach wieder abgerissen und anderweitig verkauft.

Der Krämer schreit und will uns sofort anzeigen. Seine Nachbarn, die auch Baracken von uns bezogen haben, halten ihn zurück. Das hätte für die ganze Gegend einen Skandal gegeben, und der Ausgang der Geschichte hätte den Zivilisten mehr geschadet als den Deutschen.

Am folgenden Tag haben wir dem Kolonialwarenhändler nun doch eine Baracke hingesetzt, aber nur nach vorheriger Bezahlung. Für den Erlös des Barackenhandels haben wir Tabak und Lebensmittel gekauft. Nur die Freiheit ließ sich nicht kaufen.

Ein Paar englische Schuhe

Der Regen rinnt und rinnt. Wir haben jetzt in unseren Zelten Öfen aus geschichteten Backsteinen aufgestellt, um die Luft in etwa zu erwärmen. Die Abzüge werden unter den Pritschen hergeleitet, nach außen hin. Zum Heizen dieser Öfen müssen wir Stollenbretter aus den ehemaligen deutschen Unterständen brechen. Wir fangen ganz unten an und brechen die Rahmen heraus, immer rückwärts nach oben gehend. Meist stürzt dann der Stollen sofort ein, der Stollen, der jahrelang die Verteidiger beherbergte, ihnen Unterkunft und Schutz war. Es ist jedesmal wie das Zuklappen eines Sarges.

Viele Stollen haben wir so zerstört und die Bretter, mit Inschriften und Grüßen und Regimentsnummern und Skatzahlen, in unseren Öfen verbrannt. Wir finden Munition, Tornister, Stahlhelme und viele Erinnerungen in diesen Unterständen. Weh ist's uns dabei ums Herz.

Unsere Uniformen sind verdreckt vom vielen Arbeiten, verlaust, verbraucht, eigentlich nur noch Lumpen. Aber erst die Schuhe! Ich habe meine damals, im Herbst 1918 empfangenen amerikanischen Soldatenstiefel immer noch an den Füßen, allerdings als jämmerliche, oft geflickte Lederkähne. Alle Kunst des Lagerschusters versagt nun. Und da kommen mir plötzlich ein Paar Schuhe zugeflogen, unverhofft, im englischen Schützengraben bei Guinchy:

Drüben, im Laufgraben, links von der Ziegelei, liegt ein Paar Schuhe. Ein Paar pikfeine englische Offiziersschuhe mit niedrigem Schaft. Eine Paar Gamaschenschuhe.

„Du, ich weiß ein Paar Treter für dich," flüstert mir Reißing zu.

Seit der großen Explosion ist Reißing mein Freund. Er fühlt sich gewissermaßen für meine Gesundheit verantwortlich. Schließlich ist es nicht angenehm, in Schuhen ohne Sohlen durch den kalten Herbstnebel zu laufen, durch Granatlöcher, über Drahtverhaue.

„Mensch, die passen dir bestimmt. Feine, wasserdichte Ware. Ich kenne das. Bin ja aus der Schuhbranche. Die holst du!"

Geht es mich an, auf welche Weise gute, wasserdichte Schuhe in einen ehemaligen englischen Laufgraben kommen? Habe ich etwa danach zu fragen?

Bei der nächsten Ladung Stollenbretter eilen wir rascher als die anderen zum Graben hin, springen unbemerkt durch den Sappengang und stehen vor den Schuhen.

„Na?!" triumphiert der Dolmetscher.

Er hat recht. So schöne, solide, derbe Schuhe habe ich seit Jahren nicht gesehen.

„Mensch, besieh dir die Sohle, Mensch, schau doch her! Wie neu! Ganz und gar wie neu!"

Reißing dreht die Schuhe mit einem Tritt herum.

Eine dicke, dreifache, genähte Sohle aus bestem Kernleder bietet ihre erdige Fläche. Hm, ein bißchen schwer, diese Schuhe! Sind voll Erde. Man müßte die Erde mal herausklopfen.

Jeder einen Schuh zwischen den Knien, setzen wir uns auf den Grabenrand, klopfen mit Steinen, schütteln die Schuhe. Die losgelöste Erde kollert heraus, zwischen uns.

Und zuletzt fallen Knochen heraus.

Aus jedem Schuh die gleichen Stücke: Zehen und Fußknochen.

Zwei Füße.

Die Füße des englischen Offiziers, dem mal diese fabelhaften Schuhe gehörten.

Eine einfache Sache: Der Tote lag irgendwo, in der Nähe, verschüttet und eingebettet in der Grabenwand, vergessen, verschollen, vermißt. Nur die beiden Füße ragten in den Laufgraben hinaus, die beiden Füße mit den schönen, durchaus wasserdichten Tretern, deren Schwere die inzwischen durchgefaulten Sehnen riß. Die Füße fielen in den Graben. Erde rutschte nach, füllte die Schuhe, deckte die Beinstümpfe zu. Aus!

Bis zwei Kriegsgefangene, ein Jahr später, die Schuhe zufällig entdeckten.

Ein wundervolles Leder! Mindestens ein Jahr hat es draußen gelegen, und ist noch biegsam, hat noch Spuren von Fett.

„Schweinerei!" sagt Reißing, sagt es ohne Erregung und wirft den leeren Schuh auf die Knochen. Wir können über nichts mehr staunen, uns über nichts mehr aufregen.

Die Schuhe gehören uns nicht, gehören eigentlich in ein Massengrab. Gut, soll der Tote seine Schuhe behalten. Man hat doch immer noch ein Reinlichkeitsgefühl, oder nicht?

Mit Bedauern schleichen wir in den Hauptgraben zurück, zu unserer Arbeitsstelle. Meine Fußsohlen spüren bei jedem Schritt die schlittrigen Lehmklumpen. Bis zu den Knien hinauf kriecht mir die Feuchtigkeit des Herbstabends.

Am folgenden Tag regnet es, wie es nur in Nordfrankreich, in der Nähe der Kanalküste, regnen kann. Beim Eintreffen auf der Arbeitsstelle klebt alles vor Nässe. Die Uniformen sind triefende, farblose Lappen. Kindskopfgroße Lehmklumpen ballen sich um die Füße. Und ich mit Stiefeln ohne Sohlen!

Dabei stehen im Laufgraben diese guten, getranten, wasserdichten englischen Offiziersschuhe. Eine Schande um diese Schuhe!

Während der halbstündigen Neunuhrpause kommt Reißing zu mir und besieht meine Füße. Schaut mir dann in die Augen:

„Ich könnte es an deiner Stelle auch tun; was ist schon dabei. Die Gesundheit geht vor."

„Ja, wenn du auch meinst — —" sage ich erleichtert.

Stehe dann neben den fabelhaften Schuhen. Da liegen sie, unordentlich nebeneinander, so wie wir sie gestern hingeworfen haben. Über den Graben zerstreut die kleinen und großen Knochen, schon etwas abgewaschen und blank vom Regen der vergangenen Nacht. Als habe ein Engländer diese Schuhe just ausgezogen, vor Stunden erst, um schlafen zu gehen. Oder um zu sterben.

Jawohl, richtig, um zu sterben!

Braucht ein Toter noch seine Schuhe? Braucht er sie, frage ich?

Wen soll ich fragen? Vielleicht den Besitzer jener Schuhe, jenen Tommy, der längst tot und vermodert ist?

„Schweinerei," hat der Dolmetscher gesagt. Kann er sagen, mit seinen immerhin noch guten Stiefeln. Der kann lachen und kritisieren. Muß schließlich jeder mit sich selbst abmachen. Zudem meinte er ja noch soeben, er könnte es unter Umständen auch tun. Na also! Die Sohle ist ja fabelhaft, ganz fa-bel-haft!

So ein Paar Totenschuhe! Haha, dieser Spaß! Wird mir später kein Mensch glauben wollen. „Kannst schön lügen," werden sie sagen und dabei grinsen, alle, die sich so etwas nicht vorstellen können, weil sie immer frei und ohne Not waren. Es regnet, es regnet — — und ich stehe in der Nässe.

Ach, diese kalten Füße! Und dabei hat der Herbst erst angefangen. Was soll das noch im Winter geben?

Wie ist das eigentlich in diesen Totenschuhen? Ob man sich selbst so tot darin vorkommt? Ob sie mir überhaupt passen? —

Sie passen!

Ich habe, an jenem regnerischen Herbstmorgen des Jahres 1919, in den ehemaligen englischen Stellungen zwischen La Bassée und Guinchy, meine alten, völlig ausgedienten Stiefel ausgezogen, weggeworfen und bin in die Lederschuhe eines toten Engländers geschlüpft, eines Offiziers, der vermutlich vor Jahresfrist hier gefallen war, vielleicht vergast, verschüttet und irgendwo im Laufgraben verscharrt.

Es hat lange gedauert, bis ich warme Füße bekam, in den Schuhen der Leiche. Aber nachher wurde das Oberleder wieder butterweich. Der Tommy hatte zu Lebzeiten einen fleißigen Burschen, der ihm sein Schuhwerk gut einfettete. Noch nach einem vollen Jahr hielt der Tran. Den Rattenzähnen war dieses Leder zu hart. Seehundsleder, wie Reißing fachmännisch feststellte. Es gab ja auch für die Ratten viel bessere und viel weichere Sachen zu fressen als Seehundsleder.

Sagen Sie bitte nichts, wenn es schlimm genug war. Der

tote Tommy hatte doch meine eigenen, wenn auch verschlissenen Stiefel.

Für einen Toten waren sie gut genug.

Hatten überhaupt die lehmgelben Ratten und der Chlorkalk etwas von dem toten Engländer übriggelassen?

Hatten sie das, frage ich!

Herbststürme, verlorene Hoffnungen und eine sechste Kriegsweihnacht

Der Regen rinnt, der Regen rinnt. Die ganze Gegend liegt hinter einem dichten Wasserschleier. Wir waten durch den Schlamm, leisten irgendwo eine müde, lustlose Arbeit, bauen dann im Lager weiter am Wasserabzug, legen Roste und Steine, um überhaupt eine Verbindung zwischen den einzelnen Zelten zu haben. Knapp über dem Boden sind die Ränder aller Zelte abgefault.

Im November 1919 weht ein gewaltiger Sturm von unerhörter Kraft über das Land, treibt große Wassermassen nieder, peitscht gegen unsere Zelte, erfaßt sie, reißt sie hoch. Die Zeltstangen splittern wie Streichhölzer. Wir hängen an den Zeltschnüren und halten fest, sorgen, daß uns nicht alles fortfliegt. Eine Mauer, die wir in Douvrin mit den Steinen aus dem Ziegelhaufen von Guinchy errichtet hatten, wird umgeweht und stürzt krachend zusammen.

Im Wald von Hulluch stehen noch einige Bäume. Wir haben ja die meisten toten Stämme bereits umgelegt und zu Brennholz geschlagen. Jetzt wütet der Sturm in den paar übriggebliebenen Stümpfen. Drei Tage und drei Nächte lang tobt der Orkan von der nahen Kanalküste her, manchmal so stark, daß sogar Menschen glatt umgeworfen und zu Boden ge-

schleudert werden. Am vierten Tag geht überraschenderweise die Sonne schön und strahlend auf und ein Kraftwagen hält vor unserm Lager. Die Schweiz schickt einen Aufsichtsoffizier, denn bekanntlich hat dieses Land den Schutz der Gefangenen übernommen.

Der eidgenössische Oberst hat bezeichnenderweise einen jungen Franzosen als Dolmetscher mitgebracht, nicht zum Verkehr mit den Lagerbehörden, sondern um uns sein Französisch zu übersetzen. Dieser Neutrale spricht unsere Sprache nur gebrochen, parliert dagegen fabelhaft ein klassisches Französisch. Kein Wunder, daß wir nicht so recht an seine Neutralität glauben können und seine Rede für faulen Zauber halten. Er erklärt die Einrichtungen unseres Lagers für einwandfrei, lobt unsere verfaulten Stoffzelte als gute Unterkunft, lobt unsere Verpflegung, lobt auch die Poilus unserer Bewachung.

Im Namen der Kameraden erklärt Reißing:

„Herr Oberst, gestatten Sie mir bitte eine freie Aussprache. Halten Sie diese morschen Stoffzelte für eine ausreichende Unterbringung und die Käfersuppe für eine gute Verpflegung?"

Der Oberst weicht einer Antwort aus, verhaspelt sich und möchte wissen, wer sich über persönliche Benachteiligung zu beklagen hat. Der Begriff ist weit und groß und hinter dem Oberst steht der Kommandant, aufpassend, ob sich einer meldet. Wehe, wenn sich einer melden würde! Zudem, hat das ganze Klagen noch viel Zweck? Wohl kaum, nachdem uns der Oberst versichert und immer wieder versichert: „Noch vor Weihnachten sind fast alle Gefangenen in der Heimat. Sicher ist diese Kompanie bis dahin auch ausgeliefert."

Sollen wir uns jetzt noch mit dem gar nicht sehr bequemen Häuptling entzweien?

Unter Bücklingen des Capitaine wird der Schweizer zum Tor geleitet. Uns konnte dieser angebliche Neutrale nicht be-

sonders gefallen. Vermutlich war er gar kein Schweizer, sondern ein verkappter Franzose, der uns nur mal ausborchen wollte, weil unsere Stimmung immer bedrückter und immer bedrohlicher wurde. Die eidgenössischen Offiziere haben ja wiederholt an anderer Stelle ihre Neutralität und ihren unparteiischen Gerechtigkeitssinn bewiesen.

„Die im besetzten Gebiet wohnenden Gefangenen vortreten!" heißt es im Laufe der folgenden Wochen, und alle Rheinländer werden nach Prüfung ihrer Angaben in ihre Heimat entlassen. Frankreich hofft hierdurch viele Sympathien und viele Freunde zu erwerben. Die Kriegsgefangenschaft in Frankreich hat jedoch auch die Lauen zu eifrigen Deutschen und Patrioten bekehrt, deshalb ist diese etwas verspätete Geste Frankreichs ein Schlag ins Wasser. Man hätte alle Leute sofort nach dem Waffenstillstand ausliefern müssen.

Wir aus dem unbesetzten Gebiet bleiben vorläufig noch in Gefangenschaft. Weihnachten naht heran, Weihnachten ist da. Es ist ein trauriges Fest für uns, das Fest der enttäuschten Hoffnungen, die sechste Christnacht, die wir in Uniform als Soldaten verbringen. Wird denn für uns nie Ruhe und Friede sein?

Am ersten Feiertag wird Post empfangen, und diese Post bringt uns ein Schreiben der Deutschen Friedensdelegation. Das hektographierte Schreiben zeigt einen grünen Hoffnungsbaum auf der ersten Seite und lautet im Text wie folgt:

Deutsche Friedensdelegation
Der Vorsitzende des Hauptausschusses für Kriegsgefangene

4 Avenue Octave Gérard 4
Paris, im Dezember 1919

Liebe Kameraden!

Das Weihnachtsfest steht vor der Tür. Mit tiefer innerer

Bewegung sende ich Ihnen der in unwandelbarer Treue Ihrer gedenkenden deutschen Heimat Weihnachtsgrüße!

Was Deutschland so heiß ersehnte und wofür die Deutsche Friedensdelegation im Auftrage der Regierung seit Monaten ununterbrochen arbeitet, Ihre Heimkehr ins Elternhaus, ins eigene Heim, die Heimkehr eines Teiles von Ihnen zu Frau und Kind, spätestens zum Weihnachtsfest, das haben wir leider noch nicht erreichen können. Immer wieder rufe ich Ihnen zu, glauben Sie nicht an dunkle, von Grund aus unwahre, leider immer wieder auftauchende Gerüchte, die Heimat wolle Sie gar nicht wiederhaben, die Heimat habe Sie verkauft oder die Heimat habe Sie vergessen. Kein Wort an solchen Gerüchten ist wahr! Die Deutsche Regierung erhofft und ersehnt mit dem gesamten Deutschen Volk nichts sehnlicher als das Wiedereintreffen der deutschen Kriegsgefangenen daheim. Lassen Sie sich das tief, tief ins Herz hineingehen! Im Herzen muß dieses Bewußtsein mit ehernen Lettern eingegraben sein, dann wird es Ihnen trotz aller Bitterkeit leichter fallen, das harte Los der Kriegsgefangenschaft auch für die letzte, schwerste Zeit noch zu tragen und den Kopf oben zu behalten im stolzen Glauben an das ewige und unvergängliche Bestehen des schönsten Kleinods im deutschen Besitz, das uns keine Menschenkraft je zu nehmen vermag, im Glauben an die deutsche Treue.

Und wenn nun der Heilige Abend herankommt, dann lassen Sie in sich wieder wach werden alle die sonnigen Bilder Ihrer Kindheit und denken Sie an das Klingen der heimatlichen Weihnachtsglocken, deren feierlicher Klang über alles irdische Leid hinaus zu Ihnen dringen wird. Denn die Weihnachtsglocken Deutschlands sollen, so will es das Deutsche Volk, hineinläuten ins Herz unserer noch in Kriegsgefangenschaft befindlichen deutschen Brüder als Symbol für das heiße deutsche

Sehnen nach Ihrer Heimkehr und nach der Wiedergeburt des göttlichen Weihnachtsgedankens:

„Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Liebe Kameraden, ich teile Ihnen mit, daß wir mit der Hilfe neutraler Freunde eine besondere Weihnachtsaktion, von der wir hoffen, daß sie jeden einzelnen von Ihnen bis zum 24. Dezember erreicht hat, eingeleitet haben. Die großen Transportschwierigkeiten und die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit — wollten und konnten wir doch bis zuletzt nicht glauben, daß Sie Weihnachten noch nicht wieder daheim seien — hindern es vielleicht, daß unsere Weihnachtsgrüße jeden einzelnen von Ihnen ganz rechtzeitig erreichen. Im Namen der Heimat aber versichere ich, daß keiner von Ihnen von uns vergessen ist. —

Ich schreibe diesen Brief, von dem ich bestimmt annehme, daß er Sie rechtzeitig erreicht, noch außerdem und füge ihm einen kleinen Geldbetrag bei, der lediglich gedacht ist als Beitrag zur weihnachtlichen Ausschmückung in Ihrem Lager. Selbstverständlich steht es ganz in Ihrem Belieben, das Geld so zu verwenden, wie Sie es wünschen. Ich kann Ihnen leider nicht mehr schicken, weil die eigentliche Weihnachtsversorgung der Kriegsgefangenen, für die die Deutsche Regierung viele Millionen Mark ausgeworfen hat, meine Betriebsmittel hier sehr erschöpft. Dieser Brief geht an jedes einzelne Gefangenenlager und so erfordert die bescheidene Geldeinlage in diesen Briefen die erneute Aufwendung von rund insgesamt hunderttausend französischen Franken, also abermals fast eine halbe Million deutsche Mark. Ich schreibe Ihnen das so ausführlich, damit Sie nicht zu falschen Beurteilungen des kleinen Betrages kommen.

Mit nochmaligem Ausdruck der gesamten deutschen Heimat und meiner, als des Übermittlers herzlichen wärmsten Weihnachtswünsche, drücke ich Ihnen allen im Geiste in treuer,

stets und über alles Leid hinaus bestehender Kameradschaft mit besten Grüßen die Hand!

Unterschrift: unleserlich
Major und Vorsitzender des Hauptausschusses
für Kriegsgefangene.

Einliegend 150 Franken.

Das Schreiben wird verlesen, geht von Gruppe zu Gruppe, von Hand zu Hand. Wir sind versöhnlicher gestimmt und ruhiger, da reißt ein Vorfall alle guten Gedanken und Vorsätze nieder:

Es ist Weihnachtsnachmittag. Wir sitzen in den etwas durchwärmten Zelten und singen, singen harmlose Soldatenlieder. Aufreizende und patriotische Lieder sind ja streng verboten. Wir wollen auch keinen Menschen reizen, denn heute ist ja das Fest des Friedens und der Versöhnung, und wir sollen ja bald heimkommen. Gerade hat unser Gesangverein, derselbe, der im Zechenschacht vor Jahresfrist vierstimmig wehmütige Zoten sang, die Worte: „Wie ein stolzer Adler schwingt sich auf mein Lied" angestimmt, da kommen zwei angetrunkene Belgier vorbei, zwei jener Kerle vermutlich, die unseren gefallenen Kameraden als Vogelscheuche aufstellten. Sie bleiben stehen, lauschen und machen sich dann an den Posten heran:

„Bist du eigentlich ein Soldat oder ein Waschlappen? Wie kannst du zugeben, daß unsere Alliierten, die Engländer, von den Boches beschimpft werden? Noch ist hier Frankreich! Die singen das bekannte Haßlied auf England, Mensch, schieße doch hinein in das Saupack. Höchstens ein Lob wirst du ernten, wenn du so ein Schwein niederknallst." —

Ein Kamerad, der gerade auf der Feldlatrine sitzt, hört diese Unterhaltung, rennt in die Zelte und schreit: „Aufgepaßt, draußen wird der Posten zum Schießen aufgehetzt!" —

Die Wallonen haben inzwischen den Posten herumgekriegt, daß der anlegt und rasch hintereinander drei Schüsse in das Lager abfeuert. Worauf sie selbst flüchten, feig und schadenfroh.

Zuerst einige Sekunden Staunen, Schweigen und unheimliche Ruhe. Dann bricht der Tumult los. Alles eilt hinaus, in den Lagerhof. Drüben tritt die alarmierte Wache an. Seitengewehre blitzen.

Wir stehen hinter dem Drahtverhau und brüllen empört. Der Posten kriecht vor Angst in sich zusammen. Gleich wird es zu einer offenen Revolte kommen. Da treten der Dolmetscher Reißing und der zum Lagerführer ernannte Frohne vor, beruhigen uns und gehen hinüber zum Capitaine.

Wir hören den deutschen Lagerführer furchtbar brüllen, es sei für Frankreich eine Schmach, uns solange nach Waffenstillstand und Frieden zurückzuhalten. Aber noch größer sei die Schmach, auf Wehrlose zu schießen, und noch dazu am Weihnachtstage. Daß niemand verletzt worden sei, könne man als Zufall bezeichnen, denn die drei Kugelspuren erkenne man an Rissen in der Zeltleinwand, genau in Menschenhöhe.

Es entspinnt sich zwischen dem Capitaine und Frohne ein heftiger Wortwechsel, und zum Schluß wird ein Maschinengewehr drohend auf uns gerichtet. Wir stellen uns in Reih und Glied auf, Dolmetscher und Lagerführer an der Spitze, reißen unsere Uniformen auf und brüllen:

„Na, schießt doch, ihr Feiglinge!"

Vor unserer entschlossenen Haltung wird der Capitaine stutzig, läßt die Wache abrücken, das Maschinengewehr einschwenken und bittet uns höflich, recht vernünftig zu bleiben, er werde den Posten sofort mit vier Tagen Arrest bestrafen, wegen Waffenmißbrauchs.

Erst als der Posten vor unseren Augen abgeführt wird, treten wir weg, in die Zelte zurück. Wir Entwaffneten haben

durch unser gemeinsames entschlossenes Vorgehen die bewaffnete Macht bezwungen. Hätten nur einige unter uns etwa Furcht gezeigt, so wäre es um uns geschehen gewesen und das Maschinengewehr hätte gesprochen.

Die Tage nach dem Fest verbringen wir in recht trüber und böser Stimmung, freuen uns auch nicht über den Anbruch des Jahres 1920. Wird es uns die Befreiung bringen?

Überhaupt, werden wir jemals nach Deutschland zurückkehren? Clemenceau hat vorgeschlagen, noch drei oder fünf weitere Jahre lang dreihunderttausend Gefangene als Zwangsarbeiter, zum Wiederaufbau, zu behalten. Wird dieser unvernünftige Vorschlag des unversöhnlichen Greises nicht doch noch furchtbare Wirklichkeit?

Hat es überhaupt noch einen Zweck, das Elend hier mitzumachen? Wahrscheinlich haben sie uns tatsächlich preisgegeben durch irgendeine Klausel in irgendeinem Geheimvertrag. Was geht in Deutschland vor? Regieren Niedertracht und Feigheit? Verzweiflung und dumpfe Trostlosigkeit herrscht in allen siebenundzwanzig Zelten unseres Lagers, jetzt, an der Wende des schicksalschweren Jahres 1919.

Unsere Nerven sind angespannt zum Zerspringen. Dabei sind wir reizbar, geduldlos und launisch. Ein Nichts bringt uns in Wut, Schlägereien sind an der Tagesordnung. Diese sechste Weihnacht mußte ein Fest des Friedens und der Versöhnung werden, doch Frankreich will unseren Dank nicht. Auch nicht den Dank unserer Angehörigen. Frankreich hat eben den Krieg gewonnen!

Am 2. Januar erleben wir eine große Überraschung: Ein langer Zug mit deutschen Güterwagen fährt über die neugeschaffene Strecke an Lens vorbei. Mit sehnsüchtigen Augen folgen wir ihnen, obgleich wir genau wissen, daß es an Frankreich abgelieferte Wagen sind. Das Rattern ihrer schweren

Stahlräder ist uns wie Musik. Nun sind diese Waggons in französischer Gefangenschaft, genau wie wir, aber sie fuhren vielleicht an unseren Dörfern und Städten vorbei und vielleicht haben liebe Augen von Angehörigen diesem Zug nachgeblickt, genau wie wir jetzt blicken.

Am 8. Januar 1920 wird der Friedensvertrag von Versailles ratifiziert und Clemenceau sagt zur deutschen Friedensdelegation:

„Nun, meine Herren, bekommen Sie Ihre Gefangenen wieder."

Einige Tage später wird uns mitgeteilt:

„Die Kompanie rückt am 23. Februar nach Deutschland ab!"

Ist es möglich?

Kinder, es ist also doch wahr!

Freunde, Kameraden, wir werden befreit! Man läßt uns frei!

Die Nachricht wird in allen siebenundzwanzig Zelten besprochen und kritisiert. Einige glauben immer noch nicht daran, halten das Ganze für eine Beruhigungspille, weil man annimmt, daß die Deutschen einen großen Streik mit Meuterei beginnen wollen. Da will man vorbeugen, weiter nichts.

Zum Glück werden diese Pessimisten von der Mehrzahl niedergeschrien. Besonders die älteren Leute, die Familienväter, sind außer Rand und Band. Der Kutscher und Pferdepfleger Schiller tanzt wie besessen auf den Lattenrosten, wirft seine dürren Arme in die Luft und lallt wie ein Tobsüchtiger. Der kleine Kreyth stellt sich vor den Drahtverhau und spukt ständig hinein, wortlos. Spuckt und spuckt, bis seine Speicheldrüsen trocken sind.

Der dickliche Koch Siegfried läuft mit einem Rührlöffel herum, tanzt wie ein Wirbelwind, bis er ganz toll im Kopf

wird, schürft dann große Ladungen Schlamm vom Boden auf und schmeißt sie geschickt auf Görgen und Reißing, die sich auf den jungen Küchenbullen werfen und ihn scherzhaft verhauen. Görgen zwingt den Kopf des Siegfried nieder, klemmt ihn zwischen seine Beine, während Reißing die pralle Rückenverlängerung klatschend verdrischt. Der Sanitäter bastelt sich dann aus Watte einen weißen Backenbart, klebt ihn an, läuft tanzend, springend, atemlos durch die Zelte und singt:

„Ajuja, Ajuja, jetzt geht's los!"

Das ganze Lager gleicht einem Tollhaus mit fünfhundert wildgewordenen Verrückten.

Die folgenden fünf Wochen arbeiten wir nur noch ganz wenig, machen uns in der Hauptsache bei Zivilisten nützlich und leben mit ihnen in bestem Einvernehmen. Ein Lehrer aus dem benachbarten Meurchin kommt uns besuchen. Er hat den Deutschen großen Dank abzustatten, sagt er. Als er nämlich im August 1914 einrücken mußte, blieb seine Frau allein in Meurchin zurück.

Die Deutschen zogen ein und kamen gerade zur rechten Zeit mit ihren Ärzten, um die Frau des Lehrers zu entbinden. Ein prachtvolles Mädchen war es. Einige Monate später kam die Lehrersfrau samt ihrem Kind mit einem Auslieferungstransport über die Schweiz nach Südfrankreich, wo man staunte, daß die Hunnen dem Kleinchen die Händchen gelassen hatten. Immer wieder kamen Frauen und ließen sich das Kind zeigen und konnten es nicht glauben. Selbst der Vater tastete sofort nach dem Ärmchen des Kindes, als er eines Tages auf Urlaub kam. Die Deutschen hatten Mutter und Kind hochanständig behandelt und weder die Öhrchen noch die Händchen des Neugeborenen als „Siegeszeichen" mitgenommen. Deshalb kommt nun dieser soeben nach Meurchin zurückgekehrte Lehrer, uns zu danken.

Überhaupt sind die Zivilisten jetzt so ganz anders, fast liebenswürdig. Das Wort „Boche“ wird kaum noch gehört, seitdem wir uns selbst gegenseitig scherzhaft so nennen, wodurch der Schimpfausdruck abgeschwächt wird. Es ist fast gemütlich geworden in Gefangenschaft, zumal wir jetzt reichlich zu essen bekommen, nicht nur Käferbohnen, sondern auch Kartoffeln und Fleisch und gutes Brot. Frankreich will nur wohlgenährte und gutaussehende Gefangene heimschicken, seines guten Rufes wegen. So erklärt man uns ganz freimütig.

Reue und Einsicht kommen reichlich spät.

Und so ist jetzt die letzte Woche hinter Stacheldraht angebrochen. In acht Tagen werden wir frei sein, auf der rechten Rheinseite. Frei, Kinder, Freunde, Kameraden — frei!!!

Ein Gang der Erinnerung

In Arras ist Paroleausgabe. Gleichzeitig soll die Dienstanweisung für den Heimtransport gegeben werden. Jedes Lager hat einen Gefangenen mit französischen Sprachkenntnissen nach Arras zu senden. Ich werde für unser Lager bestimmt und Schiller erhält Anweisung, um drei Uhr in der Frühe mit den beiden gesattelten Reitpferden am nördlichen Lagerausgang zu stehen. Unser Freund Schnackelfranz, der mich begleiten und gleichzeitig bewachen soll, muß natürlich wieder aus seinem Zelt getrommelt werden, ist aber nach fünf Minuten fertig, weil er das Waschen vergißt.

Schweigend reiten wir durch die frostklare Nacht. Rechts und links ragen die Trümmer der ausgefransten, zerstörten Häuser und Frontdörfer tintenschwarz gegen den grünlichen Horizont.

Auf der Straße von Hulluch nach Lens, gleich hinter der Kronprinzenhöhe (Höhe 136), neben dem Chinesenlager, kommen wir auf die berüchtigte, schnurgerade Straße, die unzählige Deutsche zum letzten Frontgang benutzten, die unzählige kanadische Militärschuhe betraten, als die Front sich langsam nach Norden verschob.

Unsere Pferde fallen allmählich in Trab. Man macht sich so kunterbunte Gedanken, wenn man unbeschossen, sicher auf der blutgetränkten Straße reitet, über eines der gewaltigsten Schlachtfelder aller Zeiten. Und von irgendwo weht der Morgenwind noch den süßlichen Gestank faulender Leiber, vermischt mit dem niederdämmenden Geruch des Chlorkalks.

Kein Schuß, keine Bewegung weit und breit, nichts mehr. Die Schlacht ist eingeschlafen.

Vielleicht träume ich nur und gleich werden die Kanonen wieder donnern und die Granaten wieder die vielbegangene Frontstraße abtasten, und ich werde um mein Leben reiten und dem schwitzenden, zitternden Tier die Sporen einhauen.

Wird nicht gleich irgendwo eine Leuchtkugel wie ein dummes, langstieliges Auge das Trümmerfeld abtasten, schleichende Wasserholer an sumpfiger Quelle bloßstellen und den belfernden Maschinengewehren das Ziel weisen, schnurgerade über Kimme und Korn?

Wo bleiben die haltenden Kolonnen, die noch eine letzte Pause am versumpften Straßenrand verrasten, vor dem Gang in den Laufgraben, der nur ein Ziel hat und kennt — das Schützenloch?

Ich würde mich gar nicht wundern, wenn plötzlich, neben mir, die erdigen Gestalten Verwundeter auftauchten, mit den weißen Flächen ihrer verbundenen Köpfe oder Glieder aus hellen Punkten in der Nacht, auf den trockenen, schleimigen Lippen die Frage nach dem nächsten Feldlazarett.

Trümmer und immer wieder Trümmer. Die Dörfer, früher dichtbevölkerte Arbeiterkolonien, liegen hier eng beieinander. Manchmal, im Hintergrund, sind es die durchlöcherten Umrisse eines Gaskessels, einer Fabrikmauer oder eines Maschinenhauses.

Im Südosten wird der Himmel blaßrot und eine bleiche Dämmerung schleicht über die Gegend. Dünne Nebelschwaden kriechen über das Gelände. Darüber ragen schwarz und zackig die Ziegelhaufen und Trümmerfelder.

Schleichen dort nicht Stoßtrupps mit bleichen, aber entschlossenen Gesichtern vorwärts zum Sturm beim Morgengrauen? Wo bleibt die Artillerievorbereitung? Warum melden die roten und grünen Signalraketen nicht weithin: „Angriff erkannt! Sperrfeuer!!!"

War das kein Klirren von Spaten und Seitengewehren? Klangen da nicht laute, energische Befehle zielbewußter Führer? Nein, nur die Feldflaschen hüpfen auf und ab, und der längst kalt gewordene Kaffee gluckst gegen die blechernen Wände. Bei jedem Schritt der Pferde schlagen die Hafersäcke gegen unsere Knie.

Schnackelfranz ist eingeschlafen, hängt aber, als Dragonerunteroffizier, immer noch gut und fest im Sattel. Das alte, schwitzige, durchgesessene Leder unserer amerikanischen Sättel knarrt nicht mehr, so mürbe ist es; aber die acht eisenbewehrten Hufe klatschen im Takt durch den schlittrigen Schlamm der toten Straße, die mitten durch das weite, ungeheuerliche Blutfeld führt.

Nein, die Stoßtrupps werden nicht mehr waffenklirrend in Sturmstellung gehen. Keine Leuchtkugel wird die Gegend erhellen. Kein Geschütz wird die Straße mit weitreichenden Granaten abtasten, und das dünne Bellen der Maschinen-

gewehre, das Mahlen des Kleingewehrfeuers ist verstummt. Tot sind die Tausende, die hier lebten, schlichen, kämpften und litten. Tot!! Tot meine Kameraden, tot die von drüben. Alle tot! Tot jene, die mit mir sprachen, scherzten, fluchten und litten.

Ich sehe sie, junge, herrliche Offiziere, meine Mitschüler von der Schulbank von 1914, prachtvolle Unteroffiziere mit starkem Pflichtbewußtsein und Ehrgefühl, und dann die Soldaten, Arbeiter, Angestellten und Bauern, geduldig, bieder und tapfer. Ich sehe noch die zusammengeschmolzenen, armseligen, ausgepumpten, geschwächten, kaum 40 Mann starken Kampanien vom Sommer 1918, ich sehe jene Männer mit harten, verbissenen Gesichtern, ohne Furcht und ohne Sorgen — — Und doch hatte nie einer an ein Ende zu glauben gewagt, an das Ende des Krieges.

Und ich bin einer der Überlebenden. Wie alt bin ich doch? Vierundzwanzig Jahre! Mit achtzehn Jahren zog man aus in den Krieg, tausend Ideale und hellste Begeisterung im Herzen. Und jetzt, nach sechs Jahren, reitet man verwildert über ein soeben verlassenes Schlachtfeld. Alles ist aus. Millionenweise sind sie gefallen, hüben und drüben, und man lebt, man lebt, und bald wird man frei sein, ganz und gar frei. Ohne Posten. Und man wird tun und lassen dürfen, was man will und möchte.

Ich will dorthin gehen, wo jener Ziegelhaufen etwas höher als die andern emporragt. Muß wohl eine Kirche gewesen sein, denn man sieht noch ein kitschiges Stuckkapitell zwischen den zermalmten roten Steinen. Bitte sehr, ich kann hinreiten, ohne daß mir der Schnackelfranz es zu verbieten hat, ohne daß ich ihn fragen muß.

Ich will absteigen, weil das ungewohnte Reiten mir gar nicht behagt, auf diesem durchgesessenen amerikanischen Sattel. Nichts einfacher, ich steige ab und niemand wird mich hindern. Ich kann mir überhaupt jede Einmischung verbitten. Seltsame

aber naheliegende Gedankengänge während eines nächtlichen Rittes über das öde, jüngst erst verlassene Schlachtfeld.

Aus dem Morgennebel und der Dämmerung tauchen jetzt immer mehr und mehr Trümmer. Wir sind in einer Vorstadt von Lens.

Gerade geht die Sonne auf, als wir an einer gewaltigen Ziegelsteinpyramide anlangen. Aus der Mitte ragt ein festes hohes Mauerstück etwa zwanzig Meter empor. Es ist das Letzte, was Granaten und Sprengungen von der Kirche und der Stadt Lens noch übriggelassen haben.

Wir steigen ab. Breiten die Decken über die nassen Tiere und führen sie an den Zügeln hinter uns her. So gehen wir auf die Suche nach einem Schluck warmen Kaffees. Schnackelfranz hat Zehrgeld für uns beide aus der Kompaniekasse bei sich. Hie und da steigt dünner Holzrauch zwischen den Trümmern heraus, ein Zeichen, daß die Bewohner der Stadt teilweise schon wieder in ihren Kellern hausen. Ein altes Weiblein trippelt an uns vorbei, in den zittrigen Händen einen Milchtopf. Irgendwo müssen Kühe oder Ziegen stehen.

„He, Mutter, wo ist hier ein Estaminet?"

„Da gehen Sie nur hier rechts herein, bis zur Kanalschleuse. Dort steht linker Hand ein ehemaliger deutscher Unterstand. Der Vater Carpentier hat dort sein Estaminet wieder aufgemacht. Sein Sohn schickt ihm immer Geld. Der verdient jetzt allerhand mit seinem Boxen in Paris und überall. Nach Amerika wollen sie ihn haben, den jungen Carpentier, weil er der stärkste Mann der Welt ist, sagen sie. Also bis zum Kanal und dann links, bonjour Messieurs!"

„Bonjour, la grand'mère!"

So komme ich zu Vater Carpentier.

Ich habe mich köstlich mit den beiden Eltern des Boxers unterhalten. Voll Stolz zeigt mir die Mutter alle Bilder ihres

berühmten Sohnes, der sogar nach Amerika fahren wird, um die Weltmeisterschaft zu erkämpfen.

Das Geld für den getrunkenen Kaffee mit Kognak wollen die lieben Leutchen nicht nehmen, ja, sie stecken uns noch Zigaretten in die Tasche.

„Soldat ist Soldat!“ meint Vater Carpentier. „Ob er nun die deutsche oder die französische Uniform trägt. Geld haben sie alle keins, aber immer Hunger, immer Durst und nie was zu rauchen. Ich kenne das. Mein Sohn Georges hat — —“ —

So lernte ich die Eltern des größten französischen Boxers kennen.

Dann reiten wir weiter, durch Lens, die Straße auf Vimy und den Vimy-Rücken zu.

Eine Faust droht am Vimy-Rücken

Eine drohende Faust kann uns Gefangene im Frühjahr 1920 nicht mehr aus der Ruhe bringen.

Tausend Fäuste, hunderttausend Fäuste hat man uns entgegengestreckt, schmähend und drohend. — Kräftige, schwielige Fäuste aufgehetzter Arbeiter, schmale, gepflegte Fäuste von Damen und von Dirnen, und auch runde Fäustchen mit kindlichen Unschuldfalten am Gelenk. Wir verachteten die drohenden Fäuste und schritten stumm einher, mit unserem Hunger, mit unserem Heimweh. Die Gleichgültigkeit legte einen wehrhaften Panzer um die leeren, hoffnungslosen Seelen.

Wie oft hatten wir es erlebt, daß nach Tagen, nach Wochen, nach Monaten vielleicht die verkrampften Finger sich lockerten und von der Drohung nur noch das Händeausstrecken blieb. Geballte Fäuste fürchten wir Kriegsgefangene längst nicht mehr.

Und doch habe ich noch einmal gezittert vor einer stummen, geballten Faust. Ja, der abgebrühte Landsknecht, der sechs Jahre nicht aus der Uniform gekommen, der Tod und Verderben mit angesehen, spürte ein Gruseln über die Kopfhaut schleichen.

Wie ein Alpdruck droht heute noch oft jene Faust durch meine Träume.

Nie, nie werde ich diese Faust vergessen, so wie ich sie erblickte, an diesem schönen Vorfrühlingstag im Februar 1920, am Vimy-Rücken.

Neun Uhr ist es, als wir Lens hinter uns haben und gen Arras reiten. Vor uns dehnt der Vimy-Rücken seine gelbe, kahle, löcherige Masse.

Die Vimy-Höhe!

Regimenter kamen und wurden hier aufgerieben. Hier bluteten die besten Truppen Europas. Zahllos sind die Mütter hüben und drüben, die voller Schmerz immer daran denken müssen: „Er fiel an der Vimy-Höhe." Schnurgerade läuft die Straße von Lens auf den Berg zu. Die Straßenbäume, einst riesenhafte Silberpappeln, sind jetzt nur noch Stümpfe.

Links das Dorf Avion, wo ich im Jahre 1915 bei der guten alten Madame Depré ein warmes Quartier fand und wo ein Alarm unsern Kaffeeklatsch störte. Nichts mehr ist übriggeblieben von seinen Häusern. Rechts unser Todesweg nach Souchez, an der Brauerei von Liévin vorbei, an jener Brauerei, wo die oft beklaute Feldbäckerei stand. Und hier die Schützenlöcher in der Straßenböschung. Unser Bataillon schanzte sich einst hier ein. Hier habe ich gelegen, damals, mit Dohmen, mit Fries, mit Liesenfeld und andern.

Alle sind tot, alle meine Kameraden aus jener Zeit. Und ich reite nun, nach Jahren, über die endlich beruhigte Gegend,

kann mir alles wieder ansehen, erkenne unsere Spuren wieder und bin ein Überlebender.

Jetzt muß ja auch unser Friedhof kommen, unser Regimentsfriedhof, aus der Zeit, da diese Gegend noch im Bereich des Ruhequartiers lag. Richtig, da ist er schon. Aber wie sieht er aus! Dreimal ist die Schlacht über ihn weggebraust und zu unsern Gefallenen wurden andere Tote gebettet. Leute aus allen deutschen Gauen. Man hat sie wahrscheinlich nur ganz oberflächlich in die Erde gelegt, in fieberhafter Eile, weil die Front immer näher rückte. In der Mitte des Friedhofs, den wohl hundert Granaten durchpflügten und zerstörten, steht noch der kunstvoll behauene Stein, das Werk eines Künstlers, der später, bei Verdun, einen Querschläger in die Geschirnschale erhielt. Vor dem Stein ist eine Granate geplatzt, und ihre Splitter haben die Namen der Gefallenen ausgekratzt, ausgerieben. So wie man eine lästige Schrift von der Schiefertafel wischt. Aus, erledigt, Schwamm darüber!

Nur einen verstümmelten Satz kann man noch lesen:

„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!"

Und davor, vor diesen stolzen Worten, vor der Steinplatte, ragt eine Hand aus der Erde, aus dem Massengrab. Eine Faust aus der Schlachtfelderde!

Schnee, Regen und die Jahre haben das Erdreich an jener Stelle gesenkt, gesetzt. Die Leichen haben ihr Fleisch und ihren Umfang verloren, sind zusammengefallen, und so wurde die verkrampfte Hand plötzlich frei; so kann nun die Faust gegen den Himmel drohen. Dahinter die wuchtigen Worte — —

Unsere Pferde haben wir gezügelt. Bleiben stehen und betrachten stumm die drohende Faust, die Schwurfaust aus dem Jenseits.

Ein unheimliches Grauen, ein Zittern überläuft mich. Sogar der schläfrige Schnackelfranz ist sichtlich gerührt.

Unsere Reittiere schnauben.

Wir geben ihnen die Sporen.

Traben von dannen.

Die Serpentine hinan, die zur Lorettohöhe führt.

Links steht ein Schild im Trichterfeld, darauf ist zu lesen: „Dorf Vimy“. Weiter nichts. Keine Mauer, kein Balken, keine Pforten, nichts mehr. Nur mal ein Schild, nach der Schlacht dorthin gestellt, wo ehedem das große Dorf Vimy blühte und lebte.

Die Sonne scheint uns warm in den Nacken. Weit und breit nichts als Trümmer und Schützengräben und Drahtverhaue.

Und hinter uns die drohende Faust aus dem Massengrab.

Ich werde diese fleischlose Hand, diese Knochenfaust nie vergessen können.

Viele Fäuste habe ich gesehen, solche von Bürgern und von Arbeitern, von Kindern und von Greisen, von Damen und von Dirnen, aber alle habe ich mißachtet, und wenn sie noch so gemein drohten. Doch jene verdorrte Faust habe ich gefürchtet.

Die Faust aus dem Massengrab bei Vimy!

Man wollte oft mein gewaltigstes, mein stärkstes Kriegserlebnis wissen, eine Kriegsepisode, die ich nie und nimmer vergessen werde und vergessen kann. Dann durchstreifen meine Gedanken die vier blutigen und heldenhaften Jahre:

War es der Tag am Vaux-Kreuz bei Verdun? Am frühen Morgen griffen wir an, erstürmten vier französische Gräben, verloren sechzig vom Hundert unseres Bestandes. Zwölf Stunden später griffen die Franzosen an, eroberten die vier Gräben zurück, verloren sechzig vom Hundert ihres Bestandes. Nichts Besonderes. Eine Alltäglichkeit!

Oder Seicheprey: Wir griffen die 26. amerikanische Division an, schlugen sie und vernichteten sie fast vollkommen. Und

sechs Monate später erreichte uns die inzwischen wieder aufgefrischte 26. amerikanische Division unten in den Marneniederungen. Überall hatten sie uns gesucht, zwischen Vogesen und Kanal, um Rache zu nehmen.

Die 26. amerikanische Division griff uns an, vernichtete uns fast vollständig. Die Scharte war ritterlich und männlich ausgewetzt. Das war so die Ordnung der Dinge im Krieg.

Oder das Herannahen dichter Gasschwaden an der Düna?

Oder die Angriffe beim Morgengrauen mit rasselnden Tanks?

Oder der Volltreffer im Blockhaus, der viele liebe Kameraden in Fetzen riß?

Oder der Todesgang zur Wasserstelle bei Souchez?

Oder das wütende Mahlen eines nervenzerreißenden Trommelfeuers?

War es ein Sportfest hinter der Front, oder ein Besuch im nächsten Etappenort, wo es Kinos gab, Kneipen und Zivilisten?

Oder eine Urlaubsfahrt, oder sonst was?

Nein, nichts kann mich heute erregen, nichts meine Seele aus dem Gleichgewicht bringen.

Nur wenn ich an die Faust denke, die aus der Erde drohte, unten am Vimy-Rücken, nur dann spüre ich ein Gruseln über meine Kopfhaut schleichen.

Die Faust aus dem Massengrab war mein erschütterndes, mein stärkstes Kriegserlebnis.

Die letzten Soldaten verlassen das Schlachtfeld

Unsere Pferde keuchen die Serpentine hinan. Hinter uns liegt Lens und die ganze weite Gegend. Links senkt sich die Vimy-Schlucht, rechts dehnt sich die Loretto-Höhe. Überall

noch Drahtverhaue, Schützengräben, Waffen, Helme und Leichen. Jawohl, auch Leichen.

Oben auf dem Höhenrücken, links von der Straße nach Arras, in den Stellungen von 1915 und 1916, liegen noch halbbeerdigte Tote, meist Schottländer. Man kann sie von der Straße aus erkennen. Es muß furchtbar sein, von der so heiß umstrittenen Landstraße abzubiegen und das Gelände zu durchforschen.

Zwischen dem Vimy-Rücken und den Vororten von Arras hat die Front jene Straße dreimal gekreuzt, lief dann mal südlich, dann wieder nördlich von ihr. An den drei Kreuzungspunkten ist die Straße besonders schlecht, ausgelaugt, zerrissen und notdürftig wieder geflickt. Früher haben hier dicke Chausseebäume gestanden. An den Stellen, wo die Front um einige Kilometer von der Straße abbog, trifft man noch Baumstümpfe, die jedoch immer kleiner werden und fast ganz verschwinden, sobald wieder die Front naht.

Wir erreichen Arras über den Vorort St. Nicolas, begeben uns an der niedergeschossenen Kathedrale vorbei auf den Marktplatz, wo die Vorderfronten der alten Häuser wie halbzerstörte Kulissen stehen, als habe man gerade ein Stück aus dem 16. Jahrhundert gespielt.

Die Formalitäten in der Kaserne und beim Oberkommando sind rasch erledigt.

Nach einer kurzen Rast und einem einfachen Mittagsmahl, bestehend aus einem Stück Brot und einer Büchse Sardinen, steigen wir wieder in den Sattel. Reiten zurück.

Diesmal geht es langsamer, weil die Pferde ermüdet sind. Bei Anbruch der frühen Dämmerung erreichen wir das Denkmal der Kanadier, hinter der Vimy-Höhe. Es ist ein schlichtes, weithin sichtbares Kreuz auf geschichtetem Steinsockel, noch während des Krieges errichtet, als Mahnung für die Soldaten,

die hier vorbei in die Schlachten gingen. Als Erinnerung an die Unzähligen, die hier bluteten.

Stockfinster ist es, als wir durch Lens reiten. Am Ausgang des Ortes halten wir an einer Wellblechbude, um einen Schoppen zu trinken. Der Schnackelfranz bittet mich, sein Gast zu sein. Die Wirtin, eine dicke, rothaarige Matrone, sitzt mit aufgestemmten Armen am Tisch, vor sich ein Schnapsglas, mit dem sie einem Tommy zuprostet. Das enge, dumpfe Lokal ist voll Qualm, Lärm und Soldaten.

Schnackelfranz geht voran und tritt an die Theke, zwei Glas Bier verlangend. Die Wirtin sieht mich, keift mich an und schreit:

„Hinaus mit dem Boche, hinaus mit diesem Schwein, der kriegt hier nichts!"

„Dann geben Sie mir gefälligst einen Eimer, damit ich die Pferde tränken kann, denn das sind französische Pferde!" sage ich.

Ich schöpfe Grundwasser aus einem nahen Sprengtrichter, labe die Pferde, trinke selbst von diesem Grundwasser, und dann reiten wir schweigend über das weite Schlachtfeld nach Douvrin zurück.

Zwei Tage später soll der Abmarsch sein! — —

Alles ist gepackt. Die siebenundzwanzig Zelte sind gereinigt. Mit dem Stroh unserer Pritschen entfachen wir im Hof ein gewaltiges Freudenfeuer. Um drei Uhr in der Frühe werden wir geweckt und die Sänger stimmen an:

„Beglückt darf nun dich, o Heimat, ich schauen . . ." und dann:

„Das ist der Tag des Herrn!"

Dann treten wir an, Gesicht zur Front. Zählen ab. Schwenken ein, in Gruppenkolonne.

In drei langen Zügen marschieren wir über Loos an Lens vorbei nach Béthune. Andere Kompanien haben sich hinzugesellt. Es ist ein unendlicher Heerzug, der am hellen, sonnigen Morgen, am 23. Februar 1920, durch das weite Schlachtfeld marschiert.

Ich befinde mich bei der Spitzengruppe, und wenn ich zurückblicke, sehe ich kolimeterweit, über die Berge und durch die Täler, den grauen, auseinandergezogenen Heerwurm, von französischen Bajonetten flankiert. Die letzten Soldaten verlassen das Schlachtfeld.

Wir sehen nicht das Heer der Gefallenen neben uns marschieren und doch fühlen wir, daß uns die toten Kameraden aus den Massengräbern und Frontlöchern, rechts und links der Straße, ihre Hände nachstrecken, daß sie aufstehen, die Toten, und uns das Geleit geben. Bis zum Rand der Front, bis zur Zone des Krieges gehen sie neben uns her, und wir fühlen, daß sie dann stehenbleiben und uns nachrufen: „Kameraden, grüßt die Heimat! Uns bleibt nur die Erde, auf der wir starben. Grüßt die Heimat! Vergeßt uns nicht! Ade! Ade!"

Erst beim Anblick der Häuser, der ersten, noch nicht zerstörten Häuser, weicht das dumpfe, unbehagliche Gefühl und Freude erfüllt unsere Herzen.

Auf dem Verladebahnhof in Béthune stehen deutsche Transportzüge mit deutschen Gulaschkanonen.

Und da steht auch General Micheler und nimmt unsere letzte Parade ab.

Dann setzt sich der Zug in Bewegung, gleitet langsam durch die Gegend, streift noch einmal die Front, bei Lens, biegt ab, auf Belgien zu.

Gedanken? Nein, wir haben keine Gedanken mehr. Wir glauben nicht, daß dies alles wahr und richtig ist. Nur nicht

laut werden! Man könnte sonst aus dem schönen Schlaf erwachen. Weiter träumen, immer weiter träumen!

Nachts fahren wir durch Belgien. Man bewirft unsern Zug mit Steinen. Beim Morgengrauen halten wir, irgendwo in der Nähe eines Bahnhofs. Man heißt uns aussteigen. Man läßt uns in Baracken treten. Und da sehen wir deutsche Schwestern, hören wieder deutsche Worte aus Frauenmund, und das klingt so köstlich, so herrlich. Man reicht uns Kakao und Brot, erklärt uns, dies sei hier Herbesthal, jetzt leider nicht mehr Deutschland.

Eine Stunde später rollt unser Zug langsam in Aachen ein. Zivilisten und Bahnbeamte laufen scheu und gedrückt umher. Belgische Soldaten stehen überall auf den Bahnsteigen und versuchen uns barsch anzufahren, weil wir uns so laut freuen. Wir schreien sie einfach nieder, zum größten Entsetzen der Zivilisten, die es einfach nicht fassen können, daß man mit Besatzungstruppen so umspringen darf. Wir aber wissen, daß man uns immer noch fürchtet, jawohl, selbst uns, die Entwaffneten.

Dann folgt eine frohe, rasche Fahrt über Düren und Grevenbruich nach Neuß. Überall winken uns Menschen zu. Heimat, o Heimat!

In Neuß gibt es noch eine kurze Formalität: Ein Reichswehroffizier erscheint und übernimmt unsere Papiere. Die Begleitmannschaften, die Poilus, verlassen den Zug. Jetzt pfeift die Lokomotive, zieht an. Langsam setzt sich der Transport in Bewegung. Die französische Bewachung marschiert ab, ganz am Schluß der lange Schnackelfranz. Drüben eilen die Türme der unbesetzten Stadt Düsseldorf auf uns zu.

Wir fahren! Wir fahren der Freiheit entgegen!

Der Rhein!

Der lange Zug geht in die Kurve, auf die Rheinbrücke zu. Das linke Stromufer ist von belgischen Schützengräben und Stacheldrahtreihen durchzogen.

Vor fast fünfeinhalb Jahren rollten die Transportzüge hier, an gleicher Stelle, über die gleiche Brücke, aber in entgegengesetzter Richtung, auf Frankreich zu. Und jetzt kehren wir zurück, die letzten Soldaten des Millionenheeres, das damals auszog. Erleben den großen, den langersehnten Augenblick.

Genau wie damals fließt der Rhein zwischen seinen weiten Ufern, herrlich und machtvoll. War dies alles, waren die furchtbaren Jahre denn tatsächlich nur ein Traum?

In Brückenmitte muß der Zug noch einmal halten, zur Kontrolle der Papiere. Darf dann langsam weiterfahren, an der belgischen Brückenwache vorbei, die bewaffnet heraustritt, eine letzte Erinnerung an unsere Ohnmacht. Schwarz droht die Mündung eines Maschinengewehres gegen unsere Wagen. Dann rollt der Transport weiter, dem freien Ufer zu.

Wir schreien und toben und singen trotz Verbot und Waffendrohung. Wir ahnen ja nicht, daß uns dort drüben noch der letzte, große, langanhaltende Kampf um die Ehre und das nüchterne tägliche Brot erwartet.

Nur die herrliche Freiheit sehen wir.

Die Sonne strahlt.

Das Deutschlandlied jauchzt. Die belgischen Brückenposten knirschen.

Erst hinter dem letzten Wagen wird das drohende Maschinengewehr eingeschwenkt.

Unter uns fließt der ewige, stolze Rhein zum weit und breiten Weltmeer.

